Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl von,

Erzählungen zum Vergnügen und zur Seelenbildung

München 1785

P.o.germ. 290 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107588-9
VD18 10675639-901

P. o. germ
2907

Eckartshausen

<36610802390015
<36610802390015
Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ
2907

Eckartshausen

<36610802390015

<36610802390015

Bayer. Staatsbibliothek

Mor. 171

Erzählungen

zum

Vergnügen

und

zur Seelenbildung.

Geschrieben

von dem

Hofrath Eckartshausen.

München,
gedruckt bey Anton Franz, kurfürstl. Hof-Akademie- und Landschaftsbuchdrucker 1785.

7859

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

17. Stück.

Die Habsucht.

Weit entfernt von menschlichen Gegenden
trennte die unermessene See,
jene selige Ufer,
wo noch reinere Luft,
als die in Europa,
unschuldige Geschöpfe athmeten.
Da war der Wilde, und lief nackend
die Haynen durch,
die ihm die Gottheit
zur Wohnung anwies;
nie waffnete seinen Arm
der Stahl — seinen Bruder
zu tödten;
nie empörte die Habsucht
sein ruhig fließendes Geblüt
in seinen Adern.
Wenn je ein Pfeil,
schneller als der Gedanken,
seinen gespannten Bogen verließ,
so drang er entweder nur

in das Herz einer Löwinn,
oder durch den schuppichten Harnisch
des Krokodills,
um den Naturmenschen zu schützen.
Seinen mäßigen Gaum
gelüstete nie nach verbottenen Speisen;
dankbar saß er, an dem Baum,
von dem er die Früchten
zu seiner Labung pflückte,
und sang der Gottheit ein Lied
aus reiner Seele.
Von ungefähr wandte sich sein Blick
auf die unermeßliche Ebne
des Meeres hin,
und sein verwunderndes Aug
entdeckte schwimmende Maschinen,
in der Mitte der Meerswogen;
schwankend kamen sie immer
dem Ufer näher,
und wuchsen zu ungeheurer Größe.
Menschen, wie er war, aber mit weißern Gesichtern,
und mit scheckichten Flecken bedeckt, sah der Wilde, auf diesen unbegreiflichen
Gebäuden.
Götter! schrie er auf, und der Blitz einer Kanone

trennte die Lüfte entzwey, und ein
donnerähnliches Knallen
brüllte langsam durch Berge und Thäler hin,
und bestärkte seinen Irrwahn.
Schon lag er ausgestrekt mit seinen schwarzen Brüdern
zur Erde gebeugt,
und wollte die Gottheiten mit Ehrfurcht empfangen,
die an seine Gestaden stiegen. —
Früchten vom Baum gepflückt, wurden auf artigen Muscheln,
mit gebeugten Knien den Europäern zur Labung getragen;
aber mit stolzen Fuß schleuderten sie die Geschenke hin,
und lasteten undankbar die gütige Hand des Amerikaners
mit unverdienten Ketten.
Verführten sein treues Weib,
und schändeten seine unschuldige Tochter,
und verkauften seine Kinder, wie Vieh. —
O Barbaren ihr! ihr verdienet den Namen der Wilden,
nicht der — der unmächtig seinen schwarzen Nacken
unter eure Füsse beugt.

Sagt, wer gab euch das Recht,
den Unschuldigen zu drücken;
ist der Bruder dem die Sonne sein Antlitz schwärzt,
nicht Mensch wie wir, gegen die sich die Sonne nicht einmal
würdigt,
die Würkung ihrer Strahlen abzudrücken;
sagt, was fesselt ihr
die freyen Arme der Unschuld?
Wo ist euer Recht? —
Nie hat der Wilde einen freundschaftlichen Herd
in der Gegend verwüstet,
wo ihr wohntet.
Nie trug seine Rechte den Keil in eure
Wohnung,
und nie klebte Blut an seinen Händen;
sagt, — hat er wohl je eure Weiber in Ketten geschmiedet,
je — eure Kinder getödet?
War er nicht zufrieden mit der einfältigsten Frucht seiner Bäume,
und er konnte sich doch nicht in seiner Wildniß wider
euch — ihr Unmenschen! beschützen.
Stille lebte er seine Tage dahin,

und würde sie noch in Wonne leben,
wenn nicht die Furie des Geizes
euch Barbaren dahin getrieben hätte;
ihr entreißet den Armen seinem Vaterland,
um ewig seine Tage zu plagen,
fesselt ihn treulos an Galleeren,
die über die schäumende See, an durch La-
ster geschändete Ufer
mit dem Unglücklichen landen. —
Ganz empört sich mein Blut bey diesen Ge-
danken.
O mächtige Gottheit! warum schleuderte deine
Rechte nicht
den schröcklichsten der Blitze
auf die Scheitel der Frevler?
Warum senktest du sie nicht
in den Abgrund des Oceans,
und fütterteſt den Wallfisch
mit diesen Elenden?
Mußten sie zur Schande der Menschheit
Tod und Verderben
in Gegenden bringen,
wo Einfalt und Unschuld herrschten?
O Habsucht, abscheulichstes der Laster!
wie viel Elend, wie viel Verwüstung
streuten deine niedrige Sklaven
unter die Menschheit! — —

Dem

Dem Fürsten seinen Dreyer entziehen ist Diebstahl.

Denn der Herr spricht: Gebet Gott was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

So oft ich auch von meinen Beobachtungen über den Menschen mit Vergnügen zurückkomme, so find' ich ihn doch auch nicht selten in so schlimmen Verhältnissen, daß ich kein Mittel weis, wie ich dem Unwillen Einhalt thun soll, den ich darüber empfinde. Ich sehe dann ein allgemeines Verderben durch alle Städte verbreitet, die Gerechtigkeit von der Erde verbannt, und einen durchgängigen bösen Willen, sich allein wohl zu wollen. Alles ist in einer verborgenen Gärung, von der man die schlimmsten Folgen zu besorgen haben würde; wenn nicht eine höhere Hand im Spiel wäre, wenn nicht eine unsichtbare Weisheit diese Maschine im Gange erhielte, wenn sie nicht aus dem Uebel selbst etwas Gutes herauszubringen wüßte. Es ist in der That so, als wenn ein jeder für sich zu arbeiten beschlossen hätte, und als wenn ihn die äußer=

äußerste Nothdurft allein nur bestimmte, sich zuweilen auch für einen andern zu verwenden. Alle glaubt man für sich, und sich für Keinen geschaffen. Daher das in der Theorie nicht bezeugte, ungeschriebene; in der Ausübung aber nur allzudeutlich befolgte Gesetz: Gebrauche deinen Bruder, soviel du kannst: oder mit andern Worten: Nöthige ihn, mit und wider seinen Willen, wie es die Umstände nur immer verstatten mögen, so viel zu deinem Besten zu thun, oder geschehen zu lassen, als dir dazu zu verlangen, oder geschehen zu lassen beliebt. Die Fürsten und ihre Diener wird man wohl am wenigsten beschuldigen, daß sie dieser Regel nicht in ihrem ganzen Umfange nachgekommen seyn sollten. Wer will aber sagen, daß er, unter gleichen Umständen, nicht eben so viel und noch mehr, für sich gethan haben würde? Bey aller Verbindlichkeit, die wir den Göttern der Erde schuldig sind, bey dem fühlbaren Zwange, dadurch sie uns in unserm Gleise zu erhalten wissen, bey der so oft unvermeidlichen Gefahr, in Absicht auf Gut und Ehre, wenn wir ihren Foderungen nicht genügen wollen, wissen wir es doch so einzuleiten, daß wir, mit unverwandter Rücksicht auf unsern Privatnutzen,

nur

nur diejenigen ihrer Befehle erfüllen, die wir zu erfüllen nicht umhin können. Unsere Verwegenheit geht oft dabey so weit, daß wir, nicht wie in einem Lotto, eine Kleinigkeit einlegen, um sechzigtausendmal so viel zu erhalten; sondern daß wir alles aufs Spiel setzen, um eine Nußschale zu gewinnen, von der man noch nicht sagen kann, ob sie hohl oder voll seyn werde. Man sage nicht: Die Fürsten verlangen zu viel. Erstlich sind wir die Leute nicht, die das entscheiden können, und dann so mögen sie viel oder wenig fodern; der Habsucht ist auch das Wenige zu viel. Das sanfteste Joch, denkt man, ist doch ein Joch. — Dieß Bedürfniß wird mit einem kupfernen Dreyer versteuert. Es ist doch immer ein Dreyer! Wie? wenn ich ihn behielte, und doch mein Bedürfniß befriedigte? Ich kann es sicher: Wohlan! — Diesen Zoll kann ich verfahren. Laßt sehen! Ich gewinne den dritten Theil eines Thalers, wenn ich es thue. Eine Kleinigkeit, in der That! um die ich den Fürsten lieber nicht betrügen wollte; allein man wird aufgehalten, und das ist verdrießlich! — Aber der Zollverwalter ist ein Argus und Briarcus für den Vortheil seines Herrn. — Desto besser! Es ist schon ein Vergnügen

mehr,

mehr, so vielen Augen und Händen entkommen zu seyn. So denkt man, so handelt man, von dem schwülstigen Kaufmanne an, der sich bis zu dem Vermögen eines Fürsten hinaufgewuchert hat, bis zu dem Bewohner der keimernen Hütte, der Eyer und Hühner zu Markte bringt! Und man läßt es sich nicht träumen, daß damit ein Diebstahl begangen, daß dadurch das klare, wohlgegründete Recht eines Dritten gekränkt seyn könne. Ich habe selbst Männer, die sich für ehrlich und mustermäßig fromm hielten, und auch von andern dafür gehalten wurden, mehr als einmal für ein so interessantes Herkommen die stärksten Gründe anführen hören, die einen jeden, nur mich allein nicht zu überzeugen hinreichten. — Aber warum nehmt ihr es denn so sehr übel, wenn ihr einen eurer Bedienten über einen kleinen Betrug ertappt; warum wollt ihr es ihm nicht vergeben, wenn er, mit einem unendlich kleinen Theile eures Ueberflusses, seiner dringendsten Bedürfnisse eins zu befriedigen gesucht hat? Die Verbindlichkeit dieses Unglücklichen gegen euch, ist bey weiten so stark nicht, als es die eurige gegen den Fürsten ist. Ihr seyd dem Fürsten mehr schuldig, und er hat mehr Gewalt euch zur Bezahlung anzuhalten. Diese

Diese ungerechte Raubsucht nun hat sich, wie eine Pest, durch alle Stände und Ordnungen der Menschen verbreitet. So handelt man gegen seine Obern, so handelt man gegen seine Untergebenen, so handelt man gegen seines Gleichen! Der größte Theil des Gewerbes und Handels kann nur auf die Weise vollzogen werden. Der Kaufmann ehrt seinen Merkur. Der hat ihn handeln und — st * * gelehrt! — Wer alle Künste des groben und feinen Betrugs an den Tag bringen wollte, der würde eine herkulische Arbeit unternommen haben, und zuletzt doch nur den kleinsten Theil seines Unternehmens vollführt haben. Kein Handwerk, oder es führt seinen Betrug mit sich, zu dem die Lehrlinge, als zu einem unentbehrlichen Stücke desselben, auf das sorgfältigste vorbereitet werden. Einige Innungen haben es darinn zu einer so bekannten Vollkommenheit und Stärke gebracht, daß man ihre Namen nicht mehr nennen kann, ohne damit zugleich auch den Begriff der Dieberey verbinden zu müssen. Ich weis mich, wie gesagt; aus dieser allgemeinen Verwirrung nicht anders herauszufinden, als wenn ich annehme, daß die Menschen einen stillschweigenden Vertrag unter einander gemacht haben,

vermöge dessen es einem jeden vergönnt seyn soll, dem andern so viel von dem Seinigen zu entziehn, als entweder ohne Wissen, oder wenigstens ohne lauten Widerspruch desselben geschehen kann. Dergleichen Beraubungen werden dann für unendlich klein, und ganz und gar nicht für Gegenstände des Gewissens geachtet. Man würde sich einem lauten Gelächter aussetzen, man würde für unwissend in den täglichen Vorfällen des Lebens gehalten werden, wenn man ernsthaft davon reden; man würde für unbesonnen, eigensinnig, geizig und, wer weis für was mehr? gehalten werden, wenn man davon viel Aufhebens machen, und in allen diesen Dingen auf ein strenges Recht bestehen wollte. Nun kann ich es auch wohl über mich erhalten, mich ohne Widerrede hintergehen zu lassen; aber die Sache lustig zu finden, wie ich das könnte? das weiß ich nicht!

Schwelgen,

ist Diebstahl gegen den ärmern Nächsten.

Von einem Gastmahle des schwelgerischen Phanors ermüdet schlich ich dem dunklen Buchengange zu, der sich um die alten Mauren von N * * in allmähliger Beugung herumzieht. O, wie viel schöner als jemals, fand ich diesen Schauplatz der harmonischen Natur! Welch ein Auftritt, mit dem verglichen, dem ich nur erst entflohen war! Wie sehr verkennen sich die Menschen, die von den feinern Wollüsten nichts wissen wollen, die ihnen der gütige Schöpfer, so ohne alle Kosten, vorgesetzt hat! Täglich kann ich sie, und ohne den Eckel genießen, der eure geschmacklosen Ueberladungen begleitet. Meine ganze Seele nimmt an ihnen Theil. Ich kann in ihrem Genusse dem Gedanken an einen Schöpfer Raum geben, der mich allgegenwärtig umgiebt, der das Innere meiner Seele bemerkt, und auf jede geheime Absicht meiner Handlungen Acht hat. Was ist der flüchtige Kitzel, womit jene gekünstelten Gerichte die

Zunge reizen; was ist die wollüstige Fieberhitze, die jene köstliche Weine meinen Adern einflößen, gegen den reinen Athem der Luft, die ich hier trinke, gegen die innige Wärme, die diese mäßige Bewegung, zu gleichen Theilen durch meinen ganzen Körper verbreitet?

Phanor! du hast nichts, darum ich dich beneiden könnte. Dein rauschendes Konzert betäubt mich; ich glaube die Korybanten zu hören. Dein Fest ist ein Bachanal, und deine Tänzerinnen gleichen den Mänaden an Wildheit. Wie viel glücklicher bin ich, zärtliche Philomele! da ich deiner einsamen Klage zuhöre. Mein Herz, von deinen Tönen erweicht, schmelzt in süsser Wehmuth. Jetzt schweigst du; ich höre das sanfte Geschwätz eines nahen Bachs, der über entblößte Wurzeln dahinfließt, ich höre den lispelnden West, der sich auf schlanken Zweigen wiegt. Und ist es nicht ein ungemeiner Gewinn, so vieles nicht zu hören; das Getöse der Spieltische nicht, wo Ausrufungen und Flüche sich unaufhörlich begegnen; das ungereimte Gewäsch so vieler schamlosen Zungen nicht, die ohne

Leben

Leben und Bewegung sind, wenn sie nicht der mächtige Weingott regiert?

Phanor! ich bin dein Gast nie wieder. Ich entsage deinen Festen und dir; oder wenn ich ja komme, so ist es um dir einen deiner Gäste zu entführen, der ein beßtres Schicksal verdient, als den nichtswürdigen Haufen vollzählig zu machen, der von dem Schweiße deines rechtschaffnen Vaters lebt.

Die

Die Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst, und fühlest die Beschwerden
Des Standes, in dem du dürftig lebst;
Du strebest glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück.
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand.

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäffte,
Und nütze deine Lebenszeit.

Bey Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung seh'n,
Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich geh'n!

17.

Fortsetzung von Hermans Geschichte.

Schwach, wie ein Moosrohr, das dem Hauche der Winde weichet, ist der Mensch, und wie ein Schatten und Luftgesicht verschwindet die eingebildete Grösse der Sterblichen.

Ungewiß seines Lebens, schwebt der Mensch jede Stunde am Rande der Grube; und er, der Sklav einer Minute, entwirft Plane der Ewigkeit!

Sterblich, wie seine Brüder, sucht der Held täglich neue Eroberungen; unter seinem Schwerte sinken sterbende Menschen, und erkaufen mit ihrem Blute größere Umkraise der Erde für den, den einige Schaufel voll Koth in einem spannenlangen Umraume decken werden.

Dieses Wesen, das sich Mensch nennet, ein Sklav der Luft, ein Opfer eines giftigen

Insekts, mehrern Gebrechlichkeiten unterworfen, und mehrer Krankheiten Raub, als meine Sinne im Stande sind, Fibern im Nervenbau eines Polyps zu denken; — gebrechlich, wie ein Glas, und schwach, wie eine Saifenblase, die den Strohhalm des Knaben verläßt, in die Luft steiget, und zerplatzet; vorübergehend, wie die Zeit; verschwindend, wie ein Blitz am kühlen Sommerabend; niedrig, wie die Pflanze im Moos; unbedeutend, wie der Staub, den eine Mücke von ihren Flügeln schüttelt; und dieses Wesen unternimmt Thaten zum Untergang seiner Brüder! — Dieses Wesen, das verlöscht, wie ein Raket, das in die Luft steigt, und kein Zeichen seines Andenkens hinter sich läßt! — So dachte der Einsiedler oft, wenn er am Abend die sinkende Sonne sah, wie sie ihr Antlitz von den Thorheiten der Mensen wandte, und mit Schatten die Werke der Finsterniß deckte.

Ha! Heiliger Schauder mitternächtlicher Stunden senke dich schnell vom Himmel herab, und versetze den tugendhatften Sterblichen in die Gegend der Ruhe, wo er unbehorcht der Gottheit seinen Jammer klagen,

und ungesehen Thränen der Menschlichkeit weinen kann.

Ah! wie athmet meine Seele von dem Geräusche der Welt nach den Stunden der Ruhe, wo es ihr vergönnt ist, bey der düsteren Lampe in melancholischen Gedanken lustzuwandeln! Heilige Einsamkeit! auch du bist die Vertraute meines Herzens; deine geräuschlosen Stunden sind wonnevoller als die Festtäge der Könige, wo sich oft das Laster in Seide brüstet, und die Tugend in Lumpen betteln gehet! — Es wird Nacht, die Sterne funkeln am Himmel, der Schlaf breitet seinen Fittig weit umher aus, und Könige und Sklaven unterliegen seinem Szepter. Du, der du Gefühl hast, reiche mir deine Hand, und wandle mit mir in diesen einsamen Stunden herum, und besuche die Ruhestätte der schlafenden Sterblichen. Aber nein, besuche sie nicht! — Du würdest zurück schaudern über die Plane der Bosheit, die in den Schlafzimmern manches Bösewichts liegen. Besuche sie nicht die schlafenden Sterblichen, du könntest den Bösen wieder zu neuen Schandthaten aufwecken! — Danke dem Himmel, daß er ruht! wenigstens ist die Menschheit einige Stunden vor ihm sicher.

Dem Weisen gab die Gottheit diese Stunden, daß er ungestört heiligen Betrachtungen nachhängen kann, um die Wege der Tugend zu suchen. Der Schlaf fesselt den Arm des Bösewichts, seine Hand streckt sich nun nicht aus nach dem Raub des Guts einer armen Waise, oder nach dem Vermögen einer trostlosen Wittwe. Der Mund des Höflings schweigt; Schmeicheley und Unwahrheit weichen von seinen Lippen, und erwarten die Stunden des Tages, um wieder Besitz von seiner Zunge zu nehmen.

Stille herrscht im Tempel der Gerechtigkeit, und kein Lärm thörichter Sachwalter verdrängt die Stimme der Unschuld, oder erkaufet gemiethete Sprüche gewissenloser Richter.

O wie ists einem doch sowohl ums Herz, sich sagen zu können, nun werden doch einige Stunden über wenigere Thorheiten ausgeübt, wenigere Laster vollbracht! aber wie traurig ist doch auch der Gedanke, daß die Hälfte der Menschen schlafen muß, um dem Tugendhaften Ruhe vor den Anfällen der Bosheit zu gönnen! Doch — was soll meine Ueberlegung? der Morgen grauet schon, und

die

die Menschen werden bald wieder zu bösen Thaten erwachen; uneingedenk, daß der Tod einst in längeren Schlummer ihren Körper fesseln wird, werden sie Thaten der Bosheit ausüben, als hätten sie keine rächende Gottheit zu fürchten. Edle Schöpfung! wie wirst du entstaltet! ich will meine Augen von den Schandthaten wenden, die die Sterblichen ausüben, will meinen Einsiedler wieder aufsuchen — unter fürchterlichen Klippen, entfernt von Pallästen, den Aufenthalt der Tugend suchen.

Doch, wo bin ich? Da ist nun die Einöde nicht mehr, wo ich war. Ein dumpfes gewölb umgiebt mich, meine Schritte gleiten durch einen finstern Gang, eine düstere Lampe verbreitet ihren traurigen Schimmer. Ein abgezehrter, elender Greis sitzt hier auf einem Felsenstück; ein Ziegenfell umgiebt seine Lenden, und ein langer, eisgrauer Bart umschattet seine Brüste. Ein junger, edler Ritter sitzt zu seiner Seite; aufmerksam hört er jedes Wort, das der Alte spricht. Ich will näher tretten. Himmel! was seh ich! — es ist Herman.

Als das Gespenst den Herman in die unterirrdische Höhle führte, so fieng selbes so zu dem Ritter an:

„Dein Muth gefällt mir, junger Held! und dein edles Betragen gab mir Beweise deiner guten Seele. Ich bin weder ein Geist, noch ein Gespenst, sondern ein Mensch, wie du bist. Zwanzig volle Jahre verlebte ich hier, abgesondert von allen Menschen, in dieser Wildniß, um die schröcklichste aller Thaten, die die Menschheit je sah, zu beweinen. Höre mich an! ich will dir meine Geschichte erzählen, und bist du fähig, Ruhe in meine kummervolle Seele zu gießen, so will ich dich für einen Engel halten, den die Gottheit mir gesandt hat, mir die Vergebung meiner Sünden anzukünden. Setze dich auf diesen Stein, und höre meine Geschichte.“ Der Ritter setzte sich, und mit mitleidiger Hand trocknete er die Thränen aus dem Auge des Greisen, der seinen Blick zum Himmel hob, und nach einer Weile so anfieng: „Ich war ein Ritter, wie ihr, und mein Geschlecht ist weit umher berühmt, auf Tugend und Tapferkeit gründete sich der Stolz meiner Ahnen. Als ich noch ein Knabe war, loderte

die

die Begierde nach Ruhm schon in meinem Busen, und Ehrgeitz wurde bald zu meiner herrschenden Leidenschaft, mein stolzes Herz konnte es nicht ertragen, daß Jünglinge meines Alters mit mir auf der Bahn wetteiferten, jede edle That, die einer meiner Zeitgenossenen ausübte, sah ich mit Schellsucht an, und jeden den haßte mein Herz unversöhnlich, der es mir an Muth oder Tapferkeit bevorthun wollte.

Diese unselige Leidenschaft, die sich täglich mit mehrerm Gewalt meiner Seele bemächtigte, war die Ursache meines Unglückes; sie zerstörte meine schönsten Aussichten, und das Glück meiner Tage.

Unweit von meiner Veste lebte ein anderer junger Ritter, den die ganze Gegend wegen seinen Muth verehrte. Er hob manchen aus dem Sattel, und erkämpfte manches Panir, das war genug, daß mein Herz ihn wie den ärgsten meiner Feinde haßte. Schon erwachten in meiner Seele die abscheulichsten Gedanken, schon entwarf mein Herz Plane, schwarz wie die Nacht zu Horvarts Verderben. Jahre lang brüttete mein Geist über die

Unthat,

Unthat, ehe ich sie in Ausübung brachte; aber, immer vereitelten mir verschiedene Hindernisse mein Vorhaben, und verzögerten die Vollbringung meines Entschlußes. Es fügte sich endlich gar, daß ich das Liebenswürdigste der Mädchen kennen lernte, und daß eine sanftere Leidenschaft die Oberhand in meinem Herzen erhielt. Jich liebte; und wie die Liebe in meiner Seele zunahm, verminderte sich der Haß gegen Horvart den Ritter; ich brachte es soweit, daß ich ihn erst gleichgültig sehen, endlich gar Freund nennen konnte.

Am Tage, an dem ich Ema, denn so hieß meine Geliebte, die Hand gab, war Horvart an meiner Seite, und ein Kuß versiegelte meinen Haß, und ich schwur ihm ewige Versöhnung.

Niemand war glücklicher als ich, nach den Tagen der Hochzeit. Meine Ema, war alles für mich, und alle meine Freuden schlossen sich auf die Liebe meiner Gattinn ein.

Die Täge des Glückes rollen für den Sterblichen schneller vorüber, als der Laufwagen eines Ritters rollen könnte, wenn der Preiß der Olympiade eine göttliche Schönheit wäre.

Mein

Mein Glück, guter Ritter! war von kurzer Dauer.

Acht Monate lebte ich an Ema's Seite, und Ema gab mir schon Hoffnung, das schönste Geschenke der Liebe mir zu geben: als ein benachbarter Edler einige Ritterspiele gab, und unter andern auch mich zum Feste bat; ah! hätte ich meiner Ema gefolgt — hätte ich ihr Flehen gehört, ich würde nicht in den Abgrund des Verderbens gefallen seyn, gehe nicht, Geliebter! sprach sie, und schone deines theuren Lebens, es ist nun nicht mehr dein, deine Ema, und das Wesen, das ich unter meinem Herzen trage, hat Ansprüche auf selbes. Warum willst du unser Glück, einer eingebildeten Ehre wegen, auf die Spitze stellen, und alles das, was deiner Ema theuer ist, der Untreuheit einer Lanze anvertrauen? bleibe! aber nein, ich blieb nicht, mit neuem Feuer glimmte die Flamme des Ehrgeitzes in meinem Busen auf. Ich gab mein Wort bey dem Ritterspiele zu erscheinen, und konnte es nicht mehr widerrufen: den Tag will ich ewig nicht vergessen, an dem ich in voller Rüstung vor meiner Ema stunde; sie band mir die Scharfe um den Leib, die mir ihre Liebe gestickt

stickt hatte, und da sie ihre Arme um mich schlang, rollten Thränen aus ihrem Auge, und netzten meinen Harnisch. Es war Zeit, ich konnte mich nicht länger verweilen; noch einen Kuß meiner Ema, denn sprang ich auf mein Pferd, und eilte spornstreichs dem Ritterfeste zu, wo das Gefechte war.

Viele Edle und Ritter waren da versammelt, unter andern auch Horvart. Der Streit fieng an, und Horvart erhielt den Preiß, es war kein Ritter, den er nicht aus dem Sattel hob, oder in vollem Rennen vom Pferd stürzte, und keiner war seiner Stärke und Geschicklichkeit gleich. Das war genug für mein neidisches Herz, die alte Feindschaft erwachte wieder in meinem Busen, und ich haßte Horvarten stärker als jemals, kaum war das Rittergefecht vorüber, so entfernte ich mich, und brachte 3 Tage lang in einem Walde zu, und wartete auf Horvart, und mein Entschluß war ihn zu morden.

Mittlerweile, als ich wie ein Strassenräuber in Wildnissen herumzog, erwartete mich Ema mit Ungeduld, den Tag des Ritterfestes feyerte sie mit Fasten und Betten für

ihres

ihres Gatten Wohl, und rechnete emsig nach, wenn ich wieder kommen sollte.

Zwey Tage, wie ich alles hernach erfahren habe, wartete sie an der Heerstrasse vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin, oft sah sie von weitem Staub, eilte mit offnen Armen vorwårts, und fand sich immer betrogen, fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorůber, schon sank die Sonne hinter die Berge, schon war es Abend, als sich ein neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp von Rittern und Reisigern anzog. Ehrenveste Ritter! sagte Ema, verzeiht meiner Neugierde, wo kommt ihr her?

Die Ritter. Edle Dame! wir kommen von dem Rittergefechte, das ein Edler in der Nachbarschaft gab.

Ema. Wer kåmpfte am besten?

Die Ritter. Horvart.

Ema. Und mein Gemahl! habt ihr ihn nicht gesehen, ist er verwundet? krank?

Die Ritter.

Die Ritter. Keines von beyden, edle Frau! er verließ am Kampfstag noch das Fest, und wir glaubten, er würde wieder zu seiner Ema zurück seyn.

Ema war äußerst für mich besorgt, noch selben Abend suchte sie mich auf, und gieng bis an Horvarts Veste, und glaubte, mich dort zu finden. Horvart, der im Herzen mein Freund war, und den ich unverdient haßte, nahm Ema mit aller Freundschaft auf, wies ihr ein Zimmer an, ließ sein Pferd satteln, nahm etliche Reisige zu sich, und suchte mich die Nacht über auf, ob ich mich vielleicht nicht verirret hatte.

Ema lag schlaflos in Horvarts Veste, und beschäftigte sich mit meinem Andenken. Mittlerweile schlich ich, der ich von diesem allem nichts wußte, in Horvarts Burg, und da alles stille war, näherte ich mich dem Zimmer, wo ich ehevor reden hörte, wo Ema war, und hielt es für Horvarts Schlafgemach. Mit gezücktem Dolche offnete ich die Thüre! ich hörte eine Stimme, die mich anrief, aber ohne zu überlegen, verblendet durch Rache, stieß ich der Person den Dolch in die

Brust,

Brust, die sich mir näherte. Aber wie schrecklich erwachte ich von meinem Taumel, als ich Ema Stimme hörte; sie lag im Blut, und Todesröcheln war schon auf ihren Lippen, meine Verzweiflung war unbeschreiblich, und mein Unglück übertrat alle Gränzen, als ich aus ihrem sterbenden Munde noch Horvarts Unschuld hörte. Sie starb, und verzweiflungsvoll verfluchte ich mich, der ich meine Gattinn und mein Kind mordete, in die Tiefe dieser Wildniß, wo ich mich der Zeit über mit Seufzern nährte, und mit Thränen tränkte. Ewig unvergeßlich wird mir der Auftritt der schaudernden Nacht seyn, in der ich die schröcklichste That, die die Menschheit je sah, verübt habe. Noch deucht mir, ich sehe, wie Ema's Schlafgemach vom Monde düstern beleuchtet ist; noch deucht mir, ich sehe den schwarzen Schatten, den ein großer Tannenbaum, der außerhalb dem Fenster stunde, in die Mitte des Zimmers warf; noch seh ich Ema in Blut liegen, noch höre ich ihre Stimme, Unseliger! du tödtest deine Gattinn, und dein Kind.

Ah! wer ist unglücklicher als ich Ritter! und kann der Ewige mir meine Lasterthaten verzeihen?

Ha,

Ja, erwiederte Herman, er verzeiht dir, denn er giebt dir deine Ema, und deine Kinder wieder zurück; höre! beuge dich tief zur Erde, und bette die ewige Vorsicht an.

Deine Ema lebt noch, die Wunde, die du ihr versetztest, war nicht tödtlich; durch Horvarts Sorge wurde sie wieder vollkommen hergestellt, und nach einem Monate gebahr sie eine Tochter und einen Sohn, die auch noch leben, und ihren Vater schon oft beweinet haben. Was sagst du mir, sagte der Alte, ist es ein Traumgesicht, oder Wahrheit? Wahrheit ist's, Wahrheit, denn der dich nun umarmet, der dich nun an seinen Busen drückt, dieser junge Ritter, den du nun vor dir siehst, dem du nun deine Hand auf sein Herz legest; der ist Herman dein Sohn, der bin ich.

Thränen und Umarmungen waren hier Ausdrücke und Worte, und der Alte konnte sich von seinem Erstaunen kaum erhollen.

Mittlerweile, als Herman seinen Vater fand, traf Reinhold seine Ludmilla bey dem Einsiedler an, von dem wir oben erzählten.

Durch

Durch die Höhle, in die Reinhold sich wagte, führte ein verborgner Weg bis zur Einsiedeley. Reinhold verfolgte die Löwinn, und Ludmilla, die sich von der verfolgenden Bestie zu retten suchte, eilte durch die nämliche Kluft, und schon lag sie ohnmächtig zu Boden; sie würde des Todes gewesen seyn, wenn sie nicht der Einsiedler von den Klauen des Raubthiers gerettet hätte; noch war der Einsiedler beschäftigt heilenden Balsam aus Kräutern gepreßt in Ludmillens Wunden zu gießen, als Reinhold daherkam , und vor Freude seine Ludmilla gerettet zu finden, dem alten Einsiedler um den Hals fiel, ihn mit Thränen benetzte, und mit Küssen überhäufte. Reinhold erwartete bey dem guten Alten Ludmillens Genesung, die auch bald durch die Sorgfalt und gesunde Lage des Orts vollkommen hergestellet wurde.

Schon bereiteten sie sich zu ihrer Abreise, als auch Herman und sein alter Vater bey dem Einsiedler eintrafen. Glück und Freude war in der Hütte, wo Vater und Sohn, Gatte und Geliebte sich fanden. Sie hielten sich noch ganzer acht Tage lang in der Gegend auf, und feyerten der Gottheit das Fest ihrer

rer Wiedervereinigung. Nach Umlauf dieser Zeit begleitete sie der Einsiedler, dem alle Wege der Wüsteney bekannt waren bis auf die Heerstrasse; da kehrten sie zurück auf ihre Veste, und überhäuften mit Freuden Hermans Mutter. Ludmillens Hochzeit wurde gefeyert, und Gott segnete noch den alten Herman, und gab ihm die Freude edle Enkel zu sehen.

* * *

Unter der Hülle von Mährchen liegt manche wahre Geschichte verborgen, und Gegenden, die von Gespenstern verschreyt sind, waren meistentheils Aufenthaltsörter unglücklicher Menschen. Der, der Muth hat, kann manches Räthsel der Natur entdecken, aber wer hat Muth, wahren Muth? der allein, der wahre Tugend besitzet.

17.

Isis und Tira.

Beschluß.

Ha! rief Isis auf, als ihn Muliqua nach dieser Rede verließ, nun hab ich ihn ja! so ganz bloß, aber auch so häßlich wie das Laster aussieht, wenn es seiner glänzenden Hülle beraubt wird. O der Schändliche! Und so sind sie alle, sagte er, höchstens den unwissenden Schwärmer ausgenommen. Ist das nicht die unseligste Menschenklasse! —

Viele Tage gieng Isis traurig herum, und hieng dem Gedanken nach, wie er den Nichtswürdigen vor den Augen seines Volkes entlarven sollte. Noch konnte er ihn nicht entdecken, denn die Stimme der Wahrheit würde immer von der mächtigern Lüge überschrieen worden seyn; auch konnte er niemals auf den Beystand eines Freundes rechnen, denn unter diesen Bastarten von Mensch und Teufel würde Isis vergebens ein Herz gesucht haben, das der Freundschaft fähig ge-

wesen wäre. Und doch war ihm das Joch der Verstellung und Muliquas Anblick so unerträglich, daß er bald jede Stunde die letzte seines Lebens, oder diejenige zu seyn wünschte, die den Betrüger entdecken, und das unglückliche Volk von seinem Irrthum heilen möchte.

Unterdessen half ihm der Zufall auf eine Entdeckung, die der Sache eine ganz neue Wendung gab, und seinen großen Plan einer allgemeinen Ueberzeugung des Truges der Faquirs 2c. gänzlich vereitelte.

Isis hatte nun auch seinen Platz in der Zahl der Faquirs, und Muliqua, der sowohl bedacht war, alles mögliche anzuwenden, dem jungen Manne seinen Stand angenehm zu machen, als auch aus ihm einen vollkommenen exemplarischen Faquir zu erziehen, nahm ihn nun auch des Nachts in die Moschee mit, und ließ ihn Theil nehmen an den Geschenken der Gläubigen.

Noch war er nicht das drittemal Gast beym Propheten, als er in der vierten Nacht, da er mit den andern durch die geheime Oeff-

nung

nung wieder zurückkehrte, sich etwas verweilte, und eine jammernde Menschenstimme hörte. Isis stutzte darüber, horchte, aber schon hörte er von außen die Thür Riegel knarren, und rief, daß man ihn hinaus lassen möchte denn sich einsperren zu lassen, fand er nicht für rathsam.

Tausend unruhige Gedanken kreutzten die Nacht über in seinem Kopfe, und Neugierde, und Mitleiden beschäftigten seinen Geist unaufhörlich mit der Erfindung eines Mittels, wie er unentdeckt dahin kommen und das Geschöpf sehen könnte, von dem er die Klagestimme hörte. Aber unfruchtbar war das rastlose Bemühen der Nacht, und traurig verließ Isis, als der Morgen grauete, sein Lager, und gieng der Moschee zu. Von ohngefähr hörte er ein leises Geräusche, und versteckte sich, um zu sehen, was es bedeuten sollte. Ein Mensch, ganz vermummt, und eine scheußliche Gespenster-Larve vor dem Gesicht, kroch aus einer engen Oeffnung hervor, und wälzte dann einen großen Stein darüber. Isis schien ihn nicht zu bemerken, und ließ ihn ruhig seiner Wege gehen. In wenig Augenblicken hatte er ihn aus dem Ge-

sicht, und Isis war nun wider sich selbst und der Freyheit überlassen, Versuche über diese Oeffnung zu machen. Was mag nun wohl dieser Mensch hier gethan haben? dachte Isis; er ist keiner aus uns, sonst hätte er sich wohl dieses Weges nicht bedienen dürfen; vielleicht ein Diebe, der etwar die Opfer Speisen roch, und sie den Dienern des Propheten wegkappern wollte? Vielleicht wußte er auch von ihrem Reichthum? — Und so war es auch. Doch weiter kümmerte sich Isis wenig mehr darum, und dachte nur, ob und was für einen Gebrauch er von diesem Wege machen sollte.

Kühn war sein Entschluß, und schnell reifte er zur Ausführung; Isis wälzte den Stein wieder hinweg und kroch hinein. Nach vielen Umwegen und Krümmungen dieses Weges kam endlich Isis an die Thüre, durch die gewöhnlich die Faquirs des Nachts hinauszugehen pflegen. Nun verfolgte er den ihm bekannten Weg, und kam wieder an den Ort, wo er zum erstenmale die Klagestimme gehört zu haben glaubte. Hier stund er stille und horchte, aber noch hörte er nichts. Er pochte an verschiedenen Orten mit der Hand,

aber

aber kein Gegenlaut erfolgte. Endlich wollte er wieder gehen, und stieß mit dem Fuße auf einen großen eisernen Ring, der ein gewaltig Getöse machte. Ein heller Schrey erfolgte darauf, und Isis stund da bestürzt und Freude zitternd, seinem Wunsche so nahe gekommen zu seyn. Wer bist du hie unten, rief Isis, und was machst du da? Eine Unglückliche, antwortete die Stimme; rette mich, wenn du nicht Muliqua, wenn du kein Faquir bist; und bist du's, so komm und tödte mich. Ha! was soll das? rief Isis, der Bösewicht! — und sogleich legte er Hand an den eisernen Ring, um den Stein, der dieses unglückliche Geschöpf deckte zu erheben. Er wandte alle seine Kräften an, und nur mit vieler Mühe konnte er ihn von der Stelle bringen. Hier sah Isis bey dem schwächlichen Schein einer düsteren Lampe ein Mädchen zur Erde liegen, derer Gesicht, hold und schön wie das Antlitz einer verklärten, mit Todtenblässe überzogen, und ihre Hände in Fesseln geschmiedet waren. Edles Mädchen! sagte Isis, sag' mir, wer bist du, wie kömmst du hieher? Welch ein Bösewicht hat dich so mißhandelt? — Bist du kein Faquir, erwiederte das Mädchen; hast du nicht Lust mich

zu

zu tödten? — Warum tödten? Hat dich kein Faquir hier angekettet? —

Ach guter Mann! sagte die Verlassene, wenn nicht das Herz eines Muliqua in deinem Busen schlägt, wenn du nicht seine Farbe trägst, so höre und bemitleide mich; und bist du edel und gut, so rette mich, wo du kannst, und verfluche die schändlichsten der Menschen.

Sie haben mich aus den Armen eines liebenden Vaters entrissen und einer Mutter geraubt, die all ihre Seligkeit in die Liebe ihrer Kinder setzte, und beyde haben sie mir entrissen, denn die Grausamen haben sie getödtet. Mein Bruder fiel vermuthlich auch unter Muhamets Schwerte, denn ich sah ihn seit dem schrecklichen Augenblicke nicht mehr, da uns die Türken einhollten und trennten. Ach! mein Bruder! — wenn der noch lebte! wenn er hier wäre — o er würde mich gewiß retten — er würde tausend Leben aufbieten für seine Tira —

Tira! rief Isis ganz erstaunt, Tira! — Wie sollte Isis so glücklich seyn? — —

Ewiges

Ewiges Wesen! — Du bist Isis — bist mein Bruder! — Wenn du es auch nicht bist, wenn nicht Mulibet dein Vater, nicht Oritone deine Mutter war, wenn du dich nur Isis nennest, so bist du schon mein Freund, auf den ich hoffen kann. Mann! bey diesen heiligen Nâmen, die mit ewigen Buchstaben in mein Herz geschrieben sind, râche — rette mich! —

Ja Tira! ja meine Schwester! du bist es! bey diesen heiligen Nâmen schwôr ich dir, dich zu râchen — zu retten. Jeder Tropfen Bluts in meinen Adern werde zu brennenden Schwefel und verzehre mich; jedes Lûftgen, das ich einhauche sey langsam tôdtendes Gift, und martere mich zu Tode — des Himmels Zorn über mich, Tira! wenn ich dich nicht râche — râche mit Muliquas Blut. — Doch sage, geliebte Tira! wie kômmst du hieher?

Hôr', Isis! fieng Tira an, als wir beyde gefangen, und getrennt wurden, nahm mich ein alter Tûrke zu sich, bey dem ich so dûrftig erzogen wurde, daß Hunger und Blôsse alles war, was er mir geben konnte. Er war selbst arm, und nahm mich nur darum

zu sich, um mich einst um ein großes Geld zu verkaufen. Doch begegnete er mir immer freundlich, und sah mich mit Entzücken heranwachsen. Ich war zwölf Jahre alt, und glich nach seinem Ausspruche einer jungen Rose, die sich eben zu entfalten anfängt. Muliqua hatte mich durch seine Leute ausgeforscht, und ließ mich heimlich entführen. Ich wußte selbst nicht, was man mit mir vorhatte, und weinte um meinen Pflegvater, so elend es mir auch bey ihm gegangen. Ich wurde in ein großes Gebäude gebracht, und da auf immer eingeschlossen. Mein Zimmer und ein kleines Gärtchen war all meine Welt, und zwoo Frauen, die die Aufsicht über mich hatten, waren aus dem ganzen Menschengeschlecht die einzigen, die ich zu sehen bekam. Aber bald gewöhnte ich mich daran, und dankte sogar der Vorsehung für diese Anordnung, denn ich lebte recht gut. Man pflegte meiner mit aller möglichen Sorgfalt, und ich hatte alles Gute, was immer dem Leibe behagen kann. Noch war ich unschuldig, und kannte nichts als die wenigen Bedürfnisse des Lebens, und glaubte das höchste Glück zu genüssen.

Nach einiger Zeit kam Muliqua selbst zu mir. Sein Ansehen flößte mir Ehrfurcht ein, und sein Betragen Liebe. Er nannte mich seine Tochter. Von dieser Zeit an kam er täglich zu mir, und unterrichtete mich in Muhamets Gesetzen, und den Gebräuchen seines Volkes.

Zwey Jahre dauerte dieser Zustand, und ich befand mich so glücklich, daß mir kein Wunsch mehr übrig blieb. Ich wußte, daß ich alles, was ich genoß, dem Faquir zu danken hatte, und mein Herz dankte ihm dafür mit kindlicher Liebe. Oft — ach! der Himmel verzeih mir die schreckliche Sünde — nannte ich ihn im Irrwahn meines Herzens Vater — nannte ihn Mulibet. Einst an einem Abend kam Muliqua zu mir, und fieng so zu mir an: Geliebte meiner Seele, schöne Tira! Du der Stolz der Töchter der Erde, Tochter des Himmels! Du bist aufgegangen über der Erde wie der Morgenstern, und heller funkelt nicht sein Licht, als dein Auge glänzet, und hold lächelt es wie der freundliche Mond. Die Schönste aus Cirkassien oder Georgien würde beschämt vor dir ihr Angesicht verbergen, und selbst die Reitze

der

der Schönsten der Huris in Paradiese sind Flecken gegen deine Schönheit. Sey nicht stolz, über Könige zu siegen, und den Mond um dich buhlen zu sehen, du kannst noch mehr. Engel werden dir zu Füßen liegen, und der Prophet sein Paradies verlassen, um in deinen Armen seligere Wonne zu fühlen. Höre, er hat mich gesandt, und heute noch sollst du ihn sehen.

Muliqua endete seine Rede, und hieß mich mit sich gehen, und führte mich in die Moschee. Hier verließ er mich, und die schönsten der Jünglinge im goldlockigten Haare kamen, und beschäftigten sich um mich. Ueber eine Weile kam auch der Prophet selbst, und vollendete das schändliche Gauckelspiel. Ich wurde wieder zurückgeführt, und in einigen Tagen wurde es wiederhollt. Noch hatte ich den Betrug nicht entdeckt, und noch dauerte die Glückseligkeit meines Lebens fort. Aber bald verlohr ich sie auf immer. Ich entdeckte selbst nach einiger Zeit, daß Muliqua die Person des Propheten vorstellte, und diese Entdeckung und die Gewißheit, daß ich bald Mutter werden sollte, machten mein Unglück. Gestern Nachts wurde ich in aller Stille abge-

geholt, und hieher gebracht, um des grausamsten Todes zu sterben.

Ha! Rache! Ewige Rache des Himmels über die Unmenschen! schrie Isis; doch Tira! Hoffe auf mich, ich rette dich — oder Ströme von Blut sollen über deine Leiche fließen. Nun muß ich fort, ehe die Sonne diesen verruchten Fleck der Erde bescheint. Laß uns unser Vorhaben sicher ausführen. Auf die Nacht komme ich wieder, und dann — fliehen wir.

So gieng Isis fort, Wuth und Rache im Herzen und Jammer über die Leiden seiner Schwester. Er verbarg sich, um nicht an Muliqua zu stossen, denn er würde sich beym ersten Anblick verrathen, und den Niederträchtigeu mit der Hand erwürgt haben, wenn ihm kein Dolch und kein Schwert diesen Dienst geleistet hätte.

Die Sonne neigte sich gegen Abend, und Isis harrte voll Verlangen der Stunde, wo er seine Tira sehen — seine Tira retten würde. Schon nahte sie sich, die entscheidende Stunde, und das Herz des Jünglings pochte

te heftiger, alles flammte in ihm, und sein Muth spannte alle Nerven wie die Sehnen des Pfeilbogens, als Isis vor dem Faquir gerufen wurde. Isis erschrack und glaubte sich verrathen, aber bald wich die Furcht, und Wuth trat an ihre Stelle. Verrathen! rief Isis; magst du es doch wissen, Elender! aber meiner Rache wirst du doch nicht entrinnen. Euer aller Leben hangt an Tira's Leben.

Isis trat vor den Faquir, kühn und entschlossen, aber doch konnte er nicht bergen, was in seinem Innern vorgieng; daher fragte ihn Muliqua um die Ursache seiner Verwirrung, und die Antwort des Jünglings würde den alten Menschenkenner nicht beruhigt haben, wenn nicht Muliqua's Forschgeist diesmal selbst fehlgerathen hätte. Er schrieb die Hitze des Isis, und das wildrollende Auge für ein gähes Aufbrausen seines jugendlichen Feuers, das durch irgend einen unangenehmen Vorfall rege geworden, und hielt diese Verfassung am geschicktesten für den gegenwärtigen Augenblick, aus der er ihn nicht weiter zu bringen sich bemühte.

Hör' Isis! fieng Muliqua an, du bist unter meiner Gewalt, und ich dürfte dir nur be-

fehlen,

fehlen, aber ich will deinen Stolz nicht beleidigen und deinem Herzen Freyheit lassen; um so mehr verspreche ich mir deine Willfährigkeit. Ich will deinen Muth prüfen und sehen, ob dein Geist stark genug ist, über die Schwächen des Herzens zu siegen. Hier hast du einen Dolch, und hier nimm diese Schlüssel; sie öffnen dir die Thüre, durch die wir des Nachts in die Moschee gehen. Unter deinen Füßen wirst du einen Stein finden, diesen decke auf, und was du dort siehest, soll von deiner Hand sterben. Lasse dich nicht durch Schönheit verführen, nicht durch Thränen bewegen; es ist eine Gottlose, die den Zorn des Propheten auf sich geladen. Sobald dieses geschehen, komm, und zeige mir den blutigen Dolch. Diese That wird dich höher einen Grad meiner Freundschaft würdig machen, und du wirst tiefer in unsere Geheimnisse sehen, als vorher. Isis entsetzte sich anfangs, aber bald besann er sich besser, und freute sich der guten Gelegenheit. Sobald er dahin kam, wo seine Tira schmachtete, zertrümmerte er mit der Wuth und der Stärke eines erzürnten Löwen ihre Fesseln, und führte sie siegreich den langen Gang fort, den blanken Dolch in der Hand. Aber da überraschte ihn Muliqua und zween

sei-

seiner Gefährten, mit Fackeln in der Hand, die schauerliche Todesszene zu beleuchten. Der schrecklichste Fluch fuhr aus des blutdürstigen Faquirs Mund, er keuchte, stampfte, und rannte wüthend auf Isis und Tira loß; aber Isis übereilte ihn, und stieß ihn zu Boden. Stirb, Elender! rief er, würdiges Opfer meiner Rache, du der Gottheit Fluch, der Menschen Abscheu! ein Teufel hat dich in seinem Zorne ausgespien, und er konnte sich nicht beßer an dem Menschen rächen. Und ihr beyde, ihr des Lasters Lohnknechte, elende Gehilfen dieses verfluchten Bösewichts, wagt es nicht, mir nahe zu kommen, wenn ihr noch Lust habt, länger die Geisel der Menschheit zu seyn. Flieht in eine Drachenhöhle, und die zürnende Schlange und jedes Ungeheuer wird furchtsam vor euch fliehen. Verbergt euch in den tiefensten Abgrund der Erde; die Sonne zittert vor euch, und der Mond erblaßt vor euren Gesichtern.

Staunen und Schrecken versteinerte die beyden Bösewichter, und heftete sie ohnmächtig an die Erde; Isis zoh seine Schwester mit sich fort, und verschwand vor ihnen, noch ehe sie wieder ihrer bewußt wurden.

Die

Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihre Flucht, und das Glück behielt ihnen ein segelfertiges Schif auf, das sie nach einem Wege von zwölf Stunden in dem Hafen liegen fanden. Mittlerweile als Isis und Tira auf dem Wege waren, rafften sich die beyden Faquirs von ihrer Bestürzung wieder zusammen, dachten gemeinschaftlich diesem Vorgange nach, und berathschlagten sich, was sie mit Muliquas Leichnam anfangen, und wie sie ihn ohne Gefährde verheimlichen möchten. Aber unterdessen war die ganze Moschee von dem häufigen Volke umrungen, das einige, die gerade zu dieser Zeit, als diese Begebenheit vorfiel, gegenwärtig waren, herbeygezogen hatten. Der Lärmen wurde allgemein, Soldaten kamen herbey, man drang ein, untersuchte, und fand — alles, was nur immer die Heucheley, die Schändlichkeit und die Grausamkeit dieser Bösewichter aufdecken konnte. Allein sie benutzten den Geitz ihrer Richter, und die reichen Opfer, die das Volk dem Alla brachte, opferten sie wieder dem Eigennutze des Bassa; aber doch entgiengen sie ihrem Schicksale nicht. Der eben so niederträchtige Richter nahm ihre Geschenke an, und ließ die Geber heimlich drosseln, um sich selbst aus aller Gefahr zu ziehen.

Drey Tage schiften Isis und Tira glücklich fort, unter dem Schutze eines freundlichen Himmels; aber am vierten erhob sich ein gewaltiger Sturm, ihr Schif strandete an einer fremden unbekannten Küste. Isis rang glücklich, Tira in seinen Armen, durch die

fürchter-

fürchterlich brausenden Wellen, und erreichte das Ufer; aber Tira lag todt in seinen Armen. Er legte sie in die Sonne, und versuchte alle Mittel, die ihm sein Herz einrieth, um Tira ins Leben zurück zu rufen; aber Tira erwachte nicht wieder.

Hier lebte Isis bis in die vierzig Jahre, und vierzig Jahre weinte Isis und Tira. Gewiß würde er unbekant von allen Menschen auf diesem öden Eilande gestorben seyn, wenn nicht das Schicksal einen genuesischen Seefahrer, Venuccio dahin verschlagen hätte, der den unglücklichen Isis da fand, und von dem er seine Geschichte erfuhr. Diese war auch alles, was Venuccio nach einigen Jahren wieder in sein Vaterland brachte, denn all sein Vermögen hatte er durch Schifbruch eingebüßt; aber doch murrte er nicht wider die Vorsicht und prieß sich glücklich. Die Geschichte des Isis, sagte er oft zu seinen Bekannten, hat mich in vielen Stücken klug gemacht. Nehmt Asien für den Schauplatz der schrecklichen Folgen des Fanatismus, und laßt ihn nicht Europas Gefilde verheeren; fluchet dem Andenken Muhamets und der Bosheit eines Muliqua's und greifet in euer Herz, und reisset den Keim des Lasters aus selbem. Lernet den Werth der sanften Christus Lehre im Vergleich des Glaubens Muhamets kennen, der sein Gesetz mit dem Schwert verkündigte, und seine Lehre mit dem Feuer predigte.

18. Stück.

Der Verläumder ist ein Ehrendiebe — seine Handlungen abscheuliche Rauberey.

Rechtschaffenheit und Verdienst niederzudrücken, ihren liebenswürdigen Glanz zu verdunkeln, und die ihnen schon vorschwebenden Belohnungen zu entreißen, lässet ein mißgönnender, lasterhafter und verdienstloser Sterblicher oft die Stimme der Verläumdung tönen. Außer allen Stand, den Edlen zu übertreffen, oder ihm nah zu kommen, hasset er ihn, schaut ihn mit scharfspähendem Blicke von allen Seiten an, und denkt: Unter so vielen Tausenden von Handlungen, welche er ausübte, wird doch eine, und unter so vielen Millionen Schritten, die er that, werden doch ein Paar seyn, welche du aus einem widrigen Gesichtspunkte betrachten, und nach gehörig angebrachten Verdrehungen, Vergrösserungen, und Verkleinerungen, so stellen kannst, daß sie ihm — Schande werden. Er denkt's, und es gelingt ihm. Mit starken

Schritten eilt er in die Gesellschaften der Welt, schüttet's Gift hin, und lässet davon saugen, wer will. Die Gutherzigen schlucken's hinunter, und es wühlt in ihrem Innern; wühlt so lange, bis es in Argwohn gegen den gemißhandelten Redlichen ausbricht. Sie sehen ihn an, und denken: Es könnte doch wohl seyn! Die Boshaften fressen's gierig hinein, speien's auf der Stelle wieder aus, und es fließt umher — ein noch weit stärkeres, schnellwirkenderes Gift, als es vorher war. — Der Edle fühlt das Unrecht, so ihm wiederfährt. Fortgesetzter Fleiß im Reichthume, großmüthiges Umarmen, sind die Waffen, mit welchen er seinem Feinde entgegengeht. Er verfehlt seinen Zweck. Der Lieblose fühlt den Stich, der ihm versetzt ward, sieht sich noch stärker von ihm übertroffen, als zuvor, und verbindet nun mit seiner Verleumdung Hinterlist und Grimm. Ist warhlich keine Menschenfreude, im Schauspielhause alsdann aufm Parterre seyn, wenn diese tragische Scene aufgeführt wird! Wohl aber ist's, vom Parterr aufs Theater laufen, und mit einem Akte dazwischenkommen, welcher dem All der Zuschauer zu Gunsten des Geschändeten die Augen öffnet! **Eines Verläumdeten Ehre retten!**

ten! — sieh da! eine göttliche That! eine That voll Wollust und Ruhm! —

Bist eine Stütze der Wahrheit, und der Tugend, Freund! so oft du sie verrichtest! Bist's an deinem eignen Herzen, welches an der Lüge, und an der Schandhandlung keinen Antheil nimmt. Bist's für den Unglücklichleidenden, den die Lästerung kränkt, und der seiner Unschuld vollen Segen vermißt. Bist's für die ganze Welt; sicherst sie für Betrug, und für's thörichte Unternehmen, gehörte Schmacherdichtung weiter zu verbreiten. O! dankbar und mit beseligendem Blicke sehen dich die beyden Göttinnen, denen du hierdurch Dienst leistest, zu ihren Altären kommen, umwinden dein Haupt mit Kränzen, und lassen einst auch wieder dich vertretende Stimmen schallen, wenn Bösewichter dich schmähen werden! Du wirst sie hören, und sie werden deiner Tugend erquickender Lohn seyn! Stehst du denn in der Menschen Mitte, wirst du verläumdet und belästert, siehst du dich allenthalben nach Hülfe für die gute Sache um: so wird aus dem unübersehbaren Haufen deiner Brüder ein Mann hervortretten, von dem du's vielleicht nie erwartet

hättst, wird dich unterstützen, wird für dich reden, und seine Worte werden dir süsser, Nachhall von den deinigen seyn, welche du ehemals für einen Aehnlichleidenden sprachst! — Es werden alsdenn noch Menschen dabey seyn, die vor Zeiten dich reden hörten, und werden sagen: Man spricht für ihn, wie er für andere sprach! Laßt uns auch, werden sie einander zurufen, der Unterdrückten uns annehmen, damit es uns, wenn wir auch sänken, nicht an freundschaftlichen Händen gebreche, die uns aufrichten!

Der Verläumder flieht gern das Antlitz des Edlen, welchen er schmäht, und nutzt seine Abwesenheit. Er weis, daß sein blosser Anblick ihn niederschlagen, daß die Welt beym hervordringenden Strahl der Tugend aus des Rechtschaffenen Aug' auf seine Reden nicht achten würde. Oft, wenn der Gute im Sinnen volles Bewußtseyn seiner edlen Thaten genießt, wenn rings um ihn her ein Himmel voll Freude schwebt, wird ihm wohl in der Nähe schon eine Hölle bereitet. Er sieht nicht — kann sich gegen die Flamme nicht decken, zu welcher der Funke, aus dem Feuer werden soll, schon unter der Asche glimmt. —

Ach! bist du denn, Bruder, in der Gesellschaft Mitte, in welcher ein Satan auftritt, und Feuer schlägt: spring' rasch auf, blick ihn mit einem erschütternden Blick voll edler Unmuth an, und zerstampfe mit deinen Füssen die Gluth, welche er anlegen will! Schön ist's, Repräsentant eines andern seyn, wenn seine Sache gut ist! Schön ist's, ihm nachher sagen zu können: du warst nicht da, als Verderben wider dich gerüstet ward; aber du verlohrst nichts dabey, daß du abwesend warst: Ich war da, du in mir!

Nicht jeder, wenn ihn das Unglück trift, hat Beysichseyn genug, sich ihm stark entgegen zu stellen. Das völlig Unerwartete desselben schlägt all' seine Kräfte zu Boden. Er steht da, hätte nimmer geglaubt, daß sich's ereignen könnte; glaubt's wohl in dem Augenblicke noch nicht, in welchem sich's wirklich ereignet hat. Die Umstehenden sehen seine Bestürzung, wähnen wohl gar, daß sie Folge innerer Vorwürfe und eigener Verdammung sey. Er konnte nicht antworten, sprechen sie, als man ihn anschuldigte; er schwieg, und — bekannte, daß es wahr sey. — Oder der verläumdete Redliche verantwortet sich

darinn

darinn nicht, weil er glaubt, daß seine guten Thaten für ihn reden sollen; oder Furcht für Menschen, wozu sein Temperament schon Anlage hat, hält ihn von der Selbstvertheidigung zurück; oder eine übertriebene Bescheidenheit treibt ihn an, einen bequemern Zeitpunkt zu erwarten, wo er sie mit weniger Verletzung der strengsten Höflichkeitsregeln ins Werk setzen könne. Sein Feind nutzt jeden dieser Augenblicke, welche er verstreichen läßt, und giebt seiner Verläumdung unterdeß die Ausbildung. — Ach! säumt nicht, Brüder! in Gesellschaften der Welt den unvorbereiteten, edeldenkenden, furchtsamen, bescheidenen Mann, mitten im Angesichte aller seiner Schmäher, zu unterstützen! Trettet an ihn hin, muntert ihn auf, höret, und führet das Wort für ihn! Er steht vor Richterstühlen, auf welchen in einer Person Kläger und Richter sitzen, von denen weder der eine etwas wider ihn anzubringen, noch der andere wider ihn zu entscheiden, das Recht hat! Werdet seine Sachwalter, erschüttert die Richterstühle mit einer donnernden Defension für ihn, und macht, daß sich Klägertreue im Auge, und Richterscham auf den Wangen seines Verfolgers zeige! — Großen Segen euch, wenn

wenn ihr es bewirket, daß die Bosheit eines Menschen die Bestürzung, den Edelmuth, die Zaghaftigkeit, und die Bescheidenheit seines besseren Bruders nicht schändlich mißbrauchen könne!

Dem redlichen Mann wird's nicht immerbar gleichgültig seyn, um sich her die Stimme der Lästerung zu hören. Hat er ein zärtliches Herz, so wird er sich darüber beunruhigen, daß er mit all seiner Rechtschaffenheit sich auch nicht einmal den kleinen Lohn erwerben könne, daß man allenthalben wenigstens nicht schlecht von ihm denke. Seine Zufriedenheit wird dabey leiden, der Genuß des Lebens wird ihm dadurch verbittert werden, und sein Körper selbst wird sich in einem Zustande der Unbehaglichkeit befinden. Ist er schnell im Reden und Handeln, so kann ihn die Keckheit und Unverschämtheit seines Verläumders leicht zum gefährlichsten Zorne reizen. Ein wühlender Aerger mit seinen unübersehbaren tödtenden Folgen kann ihn ergreifen; es können Wortwechsel vorfallen, welche ihm hie und da eine Phrase abzwingen, deren Gebrauch er sich sonst nie erlaubt haben würde. Der unschuldige Fehltritt,

wel-

welchen er hierdurch begeht, kann dazu gemißbraucht werden, daß man der geschehenen Verläumdung Gewicht damit gebe, oder schon den Saamen neuer Lästerungen daraus zusammensammle. — O Bruder! bist du unter Menschen, wo dein abwesender Freund geschändet wird, dulde die Schmach nicht, welche der Redliche hinterm Rücken empfängt! Schütz' ihn, rett' ihn, und freue dich, daß er dabey nicht gegenwärtig war! Hast sein zärtliches Herz für Unruhe gesichert, indem du machtest, daß die feindliche Stimme verstummte, ohne sein Ohr erreichen zu können! Hast ihn im frohen Lebensgenusse, in glücklicher Gesundheitsfülle erhalten! Hast ihn auch wohl dem grimmigen Zornaffekt entrissen! Hast seine Tugend, seine Grösse, bewahrt, daß sie sich nicht gezwungen befleckte! — Wirst seinen vollen Dank haben, wenn er die Schönheit deiner That, die du, ohne ihn zum Zeugen davon zu machen, ausübtest, einst vom dritten Manne erfährt! Wirst seine neugestärkte, ununterbrochen dauernde Freundschaft, und all' seine Bewunderung, genießen! Wirst seinem Herzen heilig seyn! —

Ach! daß es sich so fügte, daß unter jedem kleinen und grossen Menschenhaufen, in dessen Mitte sich ein Niedrigdenkender aufmacht, und einen aus seinen Brüdern schändet allemal auch ein Edler emporthäte, und des Unschuldigen Sache führte! daß er dem Verleumder auf jeden Schritt nachgienge, auf jedes seiner Worte merkte, seine Fußstapfen auslöschte, seine Stimme überschrie; damit man nicht sähe, wo der Menschenfeind gewandelt, nicht hörte, was sein giftspeiender Mund gesprochen hätte! Mit Scham überschüttet, von mißlungenen Versuchs, wagte er's denn wohl nie wieder, einen Rechtschaffenen anzutasten! Käme wohl gar zur vollen Reue darüber, liebte den zuvor angefeindeten Mann, strebte auch nach Verdienst, und würd' ein Edler an seiner Seite! —

Has-

Der Haß ist Rauberey gegen sich selbst, und gegen seinem Nächsten.

Gemälde der Versöhnung.

Das glaub' ich gewiß, und lasse mir's nicht ausreden, daß Menschen weit geneigter zur Versöhnlichkeit sind, und nicht erst darauf warten würden, daß vor ihnen deshalb gegeknieet, geweint, und Hände gerungen würde, wenn sie je recht darüber reflektirt hätten, wie viel Menschenwonne dabey sey — die Hand der versöhnlichen Liebe zuerst zu bieten. Ich habe sonst auch nicht so, wie ich sollte, von der Sache geurtheilt, bis ungefähr vor einiger Zeit, da ich ebenfalls mit einem Manne, welcher wenigstens glaubte, ich hätte, ich hätte ihn beleidigt, und von dem ich auch so wenigstens glaubte, er hätte mich beleidigt, eine liebevolle Aussöhnung bewirkte; da ich's mir denn ernstlich vornahm, ehe ich noch meine Rechte hinreichte, auf alles genau Acht zu haben, was bey der Geschichte in mir, und, so viel ich sehen könnte, auch in ihm, vorgehen würde. Zuförderst, ich kann's nicht leugnen, entstand ein kleiner Kampf in mir;

es

es war, als wäre mein Ich in zwey Ichs getheilt, von denen ein's mit dem andern ränge. Die alberne Weltgrille tummelte sich wacker in meinem Gehirnchen herum, daß der Beleidiger den Anfang zur Wiederversöhnung machen müsse, und das eigensinnige Ding, welches wir Herz nennen, ohne, daß wir eigentlich angeben können, was wir damit sagen wollen, überredete mich mit Hülfe aller seiner Beredtsamkeit, daß Er, mein damaliger Feind, der Beleidiger wäre. Ein Paar Menschen, welche auf der Erde durch die verschwendende Gütigkeit des Schicksals so gesetzt sind, daß sie glauben, weiter nichts zu thun zu haben, als sich um andere Leute zu bekümmern, kamen überdieß noch dazwischen, und sprachen mir viel von Point d'Honneur vor; wie mein Point es erfordere, daß ich warten müsse, bis mein Feind mir die Hand zuerst reichte, wie mein Point dabey verliehren würde, wenn ich meine Hand eher ausstreckte, als er die seinige nach mir, wie alle Welt sagen würde, ich hätte kein Point mehr, wenn ich dieß thäte, und was dergleichen alberne Dinge mehr waren. Ein Seitenblick, welchen mein damaliger Feind Tages vorher, als wir uns in einer Gesellschaft trafen, auf mich

mich warf, und der mir freylich keine feierliche Einladung zur Versöhnung zu seyn schien, hätte endlich auch beynahe alle gute Vorsätze in mir wieder erstickt; wenn nicht zum Glücke ein Umstand dazu gekommen wäre, der mich, zu ihm hinzugehen, nöthige.

Ich gieng also zu ihm; und zwar in einer Morgenstunde, bey heiterm Himmel. Wie ich die Thüre seines Zimmers öffnete, stand er schnell vom Stuhle auf, warf einen wilden Blick auf mich, und denn eben so einen Blick in alle Winkel seiner Stube, welcher das Ansehen hatte, als sähe er sich nach einer Art von Vertheidigung um; weil er nicht wuste, in welcher Absicht ich käme. Ich avancirte auf ihn, und reichte ihm meine rechte Hand. Sie zitterte, wie zuweilen nach dem Kaffee, wenn er zu stark gewesen ist. Ich suchte, sie wieder steif zu machen, und es gelang mir. Er zog die seinige zurück. Ich kann's nicht läugnen, wie ich dieß sah, fieng die meinige abermals an zu zittern, und ich erblickte in meinem Innersten, daß sich dieß zweyte Zittern von dem erstern merklich unterschied. Vorher war's eine Folge der Furchtsamkeit gewesen; jetzt war's so etwas von der

Er-

Ergrimmung über ihn. Ich konnt's nicht einsehen, wie ein Mensch, der, wenn er auch nicht mein Beleidiger gewesen, doch die Beleidigung angenommen, nun nicht auch das Wiedergutmachen derselben annehmen wollte. Doch rekolligirt' ich mich bald, und machte meine Hand durch den Gedanken wieder steif: du sollst nun einmal heute nicht mehr zittern. — Ich reichte sie ihm nochmals. Mein Herz war wieder gut, und eine Thräne schlich sich allgemach aus dem linken Auge dabey. Er sah's, und trat einen Schritt zurück. Sein ganzes Ansehen war die Mine der Verlegenheit. Es schien, als wenn er bald auf die Bewegungsgründe blickte, welche mich, dieß alles zu thun, gereizt hätten, bald die Gründe pro und kontra abwöge, welche ihm bey vorwaltender Aussöhnung aufstiessen, bald die ganze Geschichte noch in Zweifel zöge, und sich zu überzeugen suchte, ob ihn seine Phantasie nicht etwa täusche. Ich ließ ihm zu keinem von diesen allen Zeit. Geben Sie her, sprach ich, indem ich das, was er, bey der Sache zu verderben, in Begriff gewesen war, als er einen Schritt zurücktrat, dadurch wieder gut machte, daß ich einen Schritt vor-

wärts trat, die Hände sind nun einmal in der Welt dazu da, daß sie einander ergreifen sollen, und unser Herz darf und kann unsern Händen nicht entgegen seyn. Geben sie her! — Seine Mine änderte sich, sie gieng ins Weichwerdende, Gerührte über; aber im Augenblicke drauf fiel sie wieder in die vorige Falte zurück. Ich sah deutlich, daß eine lebhafte Erinnerung an das Unrecht, welches ich ihm seiner Meinung nach, gethan haben sollte, ihn sogleich ergriffen, und diesen Rückfall hervorgebracht haben mochte. Nun! fuhr ich fort, was zaudern sie? ich bin Ihr Beleidiger gewesen. Sie haben mich nicht, ich habe Sie, beleidigt. Was wollen Sie mehr? darum reiche ich die erste Hand — verdient diese aber nicht auch die zwote? — Der Pfeil trafs Herz. — In dem Augenblicke, als ich dieß sagte, verlohr sich das Wilde und Strenge ganz in seinen Blicken; es war, als wenn ihm sein Herz sagte: der ist edler, als du; und ein hoher Grad von Scham stieg in seinen Augen empor. Sonst bin ich, wenn wir neben einander stehen, nur einen halben Zoll höher, als er; aber jetzt, da ich den Gedanken in ihm entstehen sah, ward ich über Kopfslänge größer, als er. Das Gefühl

des

des Wachsens war mir Belohnung genug; ich zwang mich, es ihm nicht merken zu lassen; weil ich mit Recht glaubte, daß dieß die ganze gute Handlung vereiteln könnte. Wie er so sah, daß ich seine Scham nicht bemerkt haben wollte, daß ich thäte, als sähe ich den Kampf nicht, der in seinem Innern vorgieng, sondern meine sanfte, bescheidene Mine beybehielt, konnt' ich's recht spüren, wie die volle Menschlichkeit in ihm wieder erwachte. Ein holder, lieblicher Glanz ströhmte aus seinen Augen, welche von neuem ihre menschliche Stellung annahmen. Weiß und roth mischte sich auf seinen Wangen. Die Nase ward wieder an ihrer Spitze rund; die Lippen schlossen sich, und schienen, sich zu neuen Freundschaftsküssen breit zu machen. Die Hände senkten sich, als wollten sie sich anschicken, mich in recht lange Umarmungen zu schließen. Liebe, Achtung, Vertrauen für mich drückten sich aufs neue neue am ganzen Manne aus. Das war ein Anblick vom Himmel! die Gefühle der Menschlichkeit im Gesichte eines Menschen sich wieder zeichnen sehen, und denn dabey denken: ich bin's, der diese Gefühle wieder weckt, sie übers ganze Gesicht in sichtbaren Ausdrücken zerstreut! — Ich reichte ihm ge-

schwind

schwind noch einmal meine rechte Hand. Er umfaßte sie mit den beyden seinigen, und hielt sie fest. Ich legte sogleich meine linke auch darauf, und drückte ihn von unten und oben mit einem zärtlichen Freundschaftsdruck; da sahen wir einander ins Gesicht, sagten uns tausenderley mit den Augen, ohne ein Wort zu sprechen, thaten, als sähen wir uns zum erstenmale in der Welt, umarmten uns, schwuren ewiges Vergessen geschehener Dinge, und richteten unter einander eine neue unzertrennliche Freundschaft auf. Von dem Tage an sind wir nun wieder für einander thätig, und arbeiten einer an des andern Wohl. Wir theilen unsere grossen und kleinen Freuden, erleichteren einander unsere grosse und kleine Noth. Unser Glück nicht nur, auch das Glück unserer Feinde, das Glück aller Menschen, denen wir dienen können, gewinnt dabey. Vorher hatten wir uns oft entgegengestrebt; wenigstens das Gute, welches wir mit vereinigten Kräften würden haben leisten können, durch unsere Trennung unmöglich gemacht. Nun stimmen wir wieder überein, geben einander Anschläge zu Vollführung edler Thaten, leisten einander Hilfe dabey.

18.
Pater Joas und Pastor Brem.

In einem kleinen Städtchen im schwäbischen Kraise lebte in einem Capuziner-Kloster ein herzensguter Mann, der Pater Joas genannt wurde. Die Herkunft dieses Mannes war ganz unbekannt; denn er erzählte selbst oft, daß er seine Eltern nicht kannte, daß er bey einem armen Schuster erzogen worden, der ihn als ein Kind von drey Jahren ganz nackt im härtesten Winter auf der Strasse fand, und aus Mitleid zu sich nahm und ihn erziehen ließ. Mit sieben Jahren wurde er in einer benachbarten Abtey Singknabe, lernte die lateinische Sprache, führte sich gut auf, und wurde endlich als Capuziner angenommen.

Im ganzen Kloster war kein Pater, der den guten Joas nicht liebte; denn mit dem redlichsten Herzen verband er Verstand und eine edle Denkungsart.

Es schickte sich nun, daß die Obedienz diesem Redlichen das Geschäft der Collektur

auflegte, welchem er sich auch mit vieler Würde unterzoh. Joas kam in keine Gegend wo er nicht zehnfach das Allmosen vergolt, das man ihm gab: denn hier verbreitete er Trost unter Unglückliche, dort söhnte er Feinde aus; hier vereinigte er in Zwietracht lebende Eheleute und sammelte mehr Schätze für seine Seele als Viktualien für sein armes Kloster.

Wenn er oft ganz müde den Abend an einen Pfarrhof kam, wenn Schweiß seine Stirne deckte, und Mattigkeit seine Glieder fesselte, so setzte er sich doch noch beym mondhellen Abend unter eine Linde im Dorf, und unterhielt sich mit den Kindern, denen er Gottesfurcht und Liebe zum Fürsten einflößte.

Es war eine herrliche Szene, den guten Pater zu sehen, wie ihn eine Menge Kinder umzingelten. Da spielte eines mit seiner Kapuze, da ein anders mit seinem Bart, nannten ihn Vater Joas und küßten ihn, und Vater Joas herzte sie und wandt' seinen Blick zum Allvater, und eine Thräne der Liebe rollte seine Wange herunter.

Vor allem ließ sich Joas angelegen seyn, den Leuten Tolleranz und Menschenliebe einzu-

flössen. Seht, liebe Leute, sagte er oft, ihr lebt da nahe an Nachbarn, die eine andere Religion haben als ihr. Ich bitte euch, vertragt euch mit ihnen, seht sie als Menschen, als eure Brüder an, und bethet für sie. Vorzüglich zeichnet euch durch eine fromme Lebensart und thätige Menschenliebe gegen sie aus, und überzeugt sie durch euren Wandel von der Heiligkeit eures Glaubens. Disputirt nie, wenn ihr zusammen kommt, denn beym Disputiren will jeder recht haben, und das empört die Gemüther und bessert nicht. Liebe allein ist die anziehende Kraft. Die Lutheraner sollen euch ehevor schätzen, denn werden sie euch lieben; so werden sie auch bald der Religion hold seyn, die so gute Menschen aus euch bildete.

So dachte Pater Joas, so lehrte er: allein Pastor Brem, der in der benachbarten Gegend in einem protestantischen Dorfe lebte, dachte nicht so. Dieser war äusserst intollerant, denn es giebt leider in jeder Religion intollerante Menschen. Pastor Brem konnte keinen Katholicken vertragen; manche Predigt durch, statt seine Pfarrkinder in der Liebe und Menschenpflicht zu unterrichten predigte er ihnen Haß wider die Katholicken,

 schil-

schilderte den Kindern den Pabst als ein Ungeheuer, das einen Katzenkopf und Tygerklauen hätte und alle protestantische Kinder fressen wollte. Die Bettelmönche sagte er, sind alle Bären, und wilde Männer und ziehen den Kindern die Haut über die Ohren; und brachte eine so gewöhnlich Furcht unter die Leute, daß man allgemein in diesem Dorfe, wenn man die Buben schrecken wollte, ausrief: Buben! der Pabst kommt oder der Collektor.

Pater Joas wußte das Vorurtheil dieses Mannes, und es schmerzte ihn vom Herzen und er bath oft in seiner Seele zum Himmel, Gott möchte ihm doch eine Gelegenheit geben, diesen Pastor auf bessere Gesinnungen zu bringen.

Pastor Brem wäre im Grunde kein böser Mann gewesen, wenn ihn nicht das Vorurtheil, wodurch er wider die Katholicken so eingenommen war, aufgebracht hätte. Seine Frau sagte ihm oft: Lieber Brem! ich weiß nicht, wie du bist; mich däucht immer, dein Haß gegen die Katholicken gründe sich nicht auf gute Grundsätze; es giebt doch in jeder Religion rechtschaffene Menschen. Allein Brem lachte, und handelte, wie vor.

Brem war der Vater von einem engelschönen Knaben, der die Freude seines Lebens war, und Toms genannt wurde. Toms spielte einst mit den Jungen im Dorfe, als es sich eben fügte, daß den guten Pater Joas der Weg durch das Dorf traf. Kaum war Joas im Dorfe, als alle Knaben ihre Spielwerke verließen, und den armen Joas verfolgten. Der Bär! der Bär! war das allgemeine Geschrey. Sie liefen ihm nach, und warfen Koth und Steine auf den armen Pater. Ruhig gieng Joas seiner Wege, bedauerte die Jungen, aber fluchte ihnen nicht. Nun eräugnete es sich, daß er über die Brücke mußte. Er gieng noch immer, verfolgt von den lästernden Buben, überdeckt mit Schlamm und Koth; sein Gesicht blutete und Thränen waren in seinen Augen. Als die Buben über die Brücke liefen, glitschte des Pastors Söhnchen und fiel in den Bach hinunter. Joas sah es; ohne sich viel zu besinnen, sprang er über die Brücke ins Wasser, und rettete den Jungen vom Tode. Das Geschrei war allgemein: der wilde Mann hätte des Pastors Toms aus dem Bach gezogen, und das halbe Dorf lief zusammen, und alles schrie: o der gute wilde Mann! Das Ge-

rücht

rücht verbreitete sich bis zum Pastor Brem; wie vom Donner getroffen war der gute Vater, als er Toms Unglück hörte; er wollte eilen, aber vergebens; entkräftet sank er in seinen Lehnstuhl.

In diesem Augenblick trat Pater Joas in des Pastors Zimmer und trug den kleinen Thoms in seinen Armen. Hier habt ihr euren Sohn wieder, sagte er, freuet euch, und danket Gott. — Joas wollte wieder gehen, aber der Pastor hielt ihn zurück. Wie seht ihr denn ums Himmelswillen aus, fieng er an, wer hat euch so zugerichtet? — Es sind eure Pfarrkinder, antwortete Joas ganz gelassen; sie warfen mich mit Steinen und Koth und nannten mich einen Bären und einen Wilden. Ich danke Gott, daß ich es ihnen beweisen konnte, daß sie sich irrten.

Pastor. Welchen Dank bin ich euch schuldig!

Joas. Keinen! Es war Pflicht der Menschheit. Würdet ihr nicht das nämliche einem jeden Menschen thun?

Ich bin beschämt, erwiederte der Pastor und erkenne mein Unrecht. Verzeiht mir, lieber Mann! da fiel er ihm um den Hals, und Thränen der Reue wuschen das Blut von Joas Wangen.

Die

Die Jungen des Dorfes verließen auch den Joas nicht und schrien immer: o der gute, gute Bär! ah Pastor Brem! laßt den guten Bären bey uns bleiben. Jedes Wort drang Brem durch die Seele, und war ein strafender Beweiß seiner Intolleranz, und ein Vorwurf seiner Unmenschlichkeit.

Brems Gattinn, die gute Therese, eilte herbey, und brachte Wein und Balsam, um Joas Wunden zu heilen; alle Sorgfalt, alle Liebe wandte sie an für den Retter ihres Sohnes.

Pater Joas! sagte Pastor Brem, Sie müssen einige Tage bey uns bleiben; ich will das Unrecht, das ich gegen die Menschheit begangen habe, öffentlich gut machen. Morgen wollen wir ein Fest der Tolleranz feyern: so sagte Pastor Brem und Joas blieb einige Tage beym Pastor.

Einen Tag vor Joas Abreise war das Fest der Tolleranz. Früh am Morgen, als die Sonne aufgieng sammelten sich Jünglinge und Mädchen unter einer grossen Linde, die Brems Wohnung umschattete.

Blumenkränze trugen die Mädchen, und mit Rosengehängen zierten sie den Baumgang, der von Brems Wohnung weit hinaus bis

auf

auf eine Wiese gepflanzt war. Dort war ein grosser Altar aufgethürmt von Wasen, rings umher stunden schwarze Tannen und verbreiteten ein heiliges Dunkel über die Stätte, die der Gottheit erbauet war. Sanfte Töne von Flöten ertönten in der Gegend, und Nachtigallen sangen mit in benachbarten Gebüschen.

Pastor Brem hielt eine rührende Anrede und bekannte öffentlich sein Unrecht. Er sprach mit Wärme und Nachdruck von der Bruderliebe, umarmte öffentlich den Pater Joas, und bath ihn um Vergebung. Joas umarmte den Pastor und gab ihm den Kuß des Friedens und die Gemeinde sang:

Ewige Gottheit! heiligen Frieden
Flösse unsern Herzen ein.
Liebe ist das Glück hienieden,
Laß uns alle Brüder seyn.

Als das Fest vorüber war, gieng man zur Tafel. Die Aeltesten des Dorfes assen mit und nach der Mahlzeit wurden drey Bäume gepflanzt zum Andenken dieser Feyerlichkeit. Unter dem Schatten dieser Bäume, sagte Pastor Brem sollen einst eure Kinder ruhen, und sollen die heiligsten der Pflichten überlegen — Wohlwollen und Menschenliebe.

Glücklicher war an diesem Tage niemand als Pater Joas, dessen Menschenherz die Wonne dieses Tages ganz fühlte. Die halbe Nacht über schwätzte er mit Pastor Brem, und sie schilderten sich die herrlichsten Szenen des Menschenglückes, wenn je der größte Theil der Menschen ihr wahres Glück — die Liebe — kännten.

Wie gehts denn bey Ihnen, sagte Pastor Brem, über diesen Punkt?

Joas. O mein Freund! sehr schlecht. Es giebt sehr wenige, welche wissen, was Nächstenliebe ist. Verfolgung, Verläumdung ist allgemein. Sie können keine gleichgültige Handlung verrichten, lieber Pastor, die man Ihnen nicht verarget; alles wird böse ausgelegt. Es ist weder Nachsicht noch Vertraulichkeit unter den Menschen; man freut sich über des andern Fall und ärgert sich über des andern Glück. Mit einem Wort: ich sehe gar nicht, was das so gewöhnliche Wort Aufklärung für einen Nutzen unter die Menschheit gebracht hat. Wir sind noch immer Kinder der Finsterniß und verlassen das reine Licht, das uns Christus angezündet hat — die Bruderliebe. Ich bin froh, lieber Freund! daß die meisten Täge meines Lebens auf dieser Wan-

derschaft vorüber sind. In den Mauern meines Klosters verschlossen lebe ich so unbemerkt dahin, und freue mich oft, wenn ich denke, daß wenig Menschen wissen, daß ich da bin. Ich verlasse sehr ungern meine Zelle, denn die Mönchverfolgung ist nun auch zur Mode geworden. Wir sind nun einmal da, und können unser Schicksal, unsere Bestimmung nicht ändern. In jedem Stande giebt es rechtschaffene Leute, und ich versichere Sie, lieber Pastor! daß wir in unserm Kloster einige gewiß recht gute und helldenkende Köpfe haben. Sie werden sich verwundert haben, lieber Pastor! daß ich so geduldig über die Beschimpfungen war, die mir die Kinder im Dorfe zufügten, als sie mich mit Steinen und Koth warfen; allein lieber Freund! solche Dinge waren mir nicht unerwartet. Bey uns werfen sie uns zwar nicht mit Steinen und Koth; allein ihre Behandlungen sind nicht minder beschimpfend; die gewöhnliche Sprache der Aufgeklärten ist: die Pfaffen sind alle Schurken, die Mönche sind alle Betrüger, Scheinheilige und weiß nicht, was wir alles sind. Nun denken Sie, guter Pastor! wie einem ehrlichen Manne zü Muthe seyn muß, der so einen Habit trägt, und urtheilen Sie nun unter uns, ob das nicht äusserst intollerant ist.

Ein wahres gutes Menschenhtrz hasset niemanden; es liebt jeden Menschen, er mag einen Kittel oder eine Kutte tragen, und — glauben Sie mir, lieber Pastor! mit unserer Tolleranz wird's nichts, wenn nicht unsere Herzen ehevor gebessert werden, und wenn uns nicht sanfte Menschenliebe in ihr Heiligthum einführt.

Etwas, lieber Pastor! ist mir noch immer ein Räthsel. Ich möchte nur wissen, was doch die Welt unter dem Namen der itzigen Aufklärung versteht? Ich sehe nicht, daß es lichter im Menschenherzen wird; ehe finsterer. Man stößt manchem mit der Pechfackel der Aufklärung unter die Nase, daß ihm der Kopf blutet. Aufklärung! Aufklärung! Alles verwerfen heißt Aufklärung; jeden verfolgen, der nicht verwirft, was ich verwerfe, heißt Aufklärung. Wer nicht frech genug ist, sich über alle Gesetze weg zu setzen, wer noch an seiner Religion hangt, ist ein Dummkopf, ein Fanatiker, Mönchsstütze rc. rc. Wohin führt nun das?

Brem. Zur Verwirrung, lieber Pater Joas!

Joas. Sie haben recht, Herr Pastor! denn wenn es nicht zur Verwirrung führte,

so müßten ja die Menschen besser werden; aber sie werden ärger. — Der Stolz ist immer der erste Zeuge der Dummheit und die Rechthaberey die Verrätherinn des Eigensinnes: und wer besitzt nun mehr Stolz, als unsere Aufklärer? wer mehr Eigensinn als sie? Ich verstehe darunter nicht die wahren Aufklärer; denn diese sind sanft, nachsichtig mit der Menschheit; ihr Licht verbreitet sich wie das Licht der Sonne; ist sanft wärmend und verzehrt nicht. Ich glaube, die Gottheit läßt dieses alles zu, um den Menschen durch inneres Gefühl zu überzeugen, was wahrhaft gut ist. Ich bin ein Capuzinermönch, lieber Pastor! und Sie sehen doch, daß ich nicht so denke, wie mancher Aufklärer uns zumuthet, und so, wie ich denke, denkt mancher der Unsrigen. Sagen Sie mir, lieber Pastor! ist ein Mönch verachtungswürdig, wenn er die Regeln seines Ordens befolgt, die er geschworen hat zu befolgen? Gewiß nicht! Mein Orden trägt mir auf, diese Kutte zu tragen, ich trage sie; der Staat hat mich angewiesen, meinem Obern zu gehorchen, der über mich gebietet; ich gehorche: verändert sich dieses Verhältniß, so verändert sich auch mein Gehorsam. Ich bemühe mich nur ein guter Capuziner zu seyn,

und

und der werde ich dadurch, wenn ich ein guter Mensch bin. Finden Sie, daß ich unrecht denke?

Brem. Gewiß nicht!

Joas. Sie behandeln mich gerecht; allein vor dem Tribunal der angemaßten Aufklärung werde ich nicht so behandelt. Da urtheilt man nach dem Kleide. Er ist ein Mönch, heißt es, und das Resultat ist: ein Dummkopf oder ein Betrüger. Ist das gerecht? lieber Pastor! als ich in den Orden trat, hörte ich noch nicht auf ein Mitglied des Staats zu seyn; der Staat gab mir den Stand, nicht ich selbst; er gewährte mir seinen Schutz unter diesem Habit, wie er dem Soldaten seinen Schutz unter der Fahne gewährte, der er folget; entspricht der Stand, in dem ich lebe, den Verhältnissen des Staats nicht mehr, so bin nicht ich schuld; ich höre nie auf, Bürger des Staats zu seyn, und der Staat kann mir nie seinen Schutz entziehen. Der Staat besteht aus Ständen, wie er aus Familien besteht; jeder Stand hat seine Pflichten, und der, der sie erfüllt, ist nie verachtungswürdig.

Brem. Sie reden gründlich, und überzeugend.

Joas.

Joas. Für Sie, mein lieber Pastor! ja; aber nicht für jeden. Meine Worte sind wahr, aber man wird sie doch eine Lüge nennen, und wenn diese Worte der Wahrheit auf der Zunge eines Weltmannes sind, so wird ihn der größte Theil der Menschen als einen Bigotten und Mönchen-Protektor ausschreien, da er doch nur ein Vertheidiger der Menschheit ist.

Brem. Es ist leider so; aber sagen Sie mir doch, lieber Pater! welche Wege hielten Sie für die sichersten zur Tolleranz?

Joas. Die Wege des Evangeliums, lieber Pastor! liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, ist der erste Grundsatz zur Tolleranz. Gott lieben, seinen Gesetzen treu bleiben, jeden Menschen als Bruder betrachten, Vorurtheile verfolgen, nicht den Menschen; jeden überzeugen durch menschenfreundliche Handlungen des Wohlwollens, der Liebe, das sind die wahren Wege zur Tolleranz. Es giebt keine andere. Der Geist der Verfolgung herrscht in keinem guten Herzen, denn er ist dem Geist der Liebe entgegen. Beschimpfungen und Worte allein bessern nicht; thätige Nächstenliebe bessert und überzeugt. Aber der Morgen grauet schon; lieber Pastor! meine Pflicht ruft mich zurück: es ist Zeit, daß ich Sie verlasse.

Joas und Brem beurlaubten sich, und ein Händedruck und eine Thräne im Auge verherrlichten ihren Abschied.

Joas kehrte in sein Kloster zurück, und wurde von dem Quardian mit vieler Freude wieder empfangen. Allein die Geschichte, die dem guten Pater Joas begegnete, war schon bekannt in dem Kloster, und einige Väter (denn

die

die Denkart aller Menschen ist ja nicht gleich) murrten wider Joas Betragen, und fanden gar nicht gut, daß er sich so lange bey dem Pastor aufgehaleen habe; es wäre ein Aergerniß, sagten sie. Unter diesen Unzufriedenen war Pater Valentin einer der ersten, der immer murmelte, und es endlich so weit brachte, daß der Quardian gezwungen war, den Pater Joas rufen zu lassen.

Joas erschien mit der Miene eines Mannes, der sich nichts vorzuwerfen hatte. Der Quardian sah ihn an, und eine Thräne rollte seine Wange herunter. Ich verstehe Sie, sagte Joas, und warf sich zu Boden; um Ruhe im Kloster herzustellen, fodern die Umstände, daß ich gebüsset werde. Sprechen Sie über mich, ich kenne ihr Herz; aber sprechen Sie doch, ich unterwerfe mich mit Gehorsam ihrem Befehl. Der Quardian erhob mit Güte den zu Boden gestreckten Joas, und weinte. Ich will drey Tage eingesperrt seyn, und fasten, sagte Joas, und Pater Valentin wird zufrieden seyn; und ich will Gott um eine Gelegenheit bitten, sein Herz zu erleuchten, daß er einsehen möge, daß ich nicht unrecht gehandelt habe. Gehen Sie hin im Frieden, sagte der Quardian, und nehmen Sie meinen Segen mit.

Nach drey Tagen war alles im Kloster wieder ruhig, als den vierten Tag frühe Pater Valentin auf Joas Zelle kam, und bittere Thränen der Reue weinte. Verzeih mir, lieber Bruder sagte er; ich war Ursache deiner Strafe. Ich habe aber nun eingesehen, daß ich unrecht gedacht habe. Der nemliche Pastor Brem, bey dem du warst, hat verflossene Nacht meine Eltern gerettet. Er selbst wagte sich mit Lebens-

gefahr

gefahr in ihr brennendes Haus, und rettete das Beste von ihrem Vermögen. Durch seine Verfügung ward das Feuer gelöscht, und der ganze Markt dem drohenden Unglücke entrissen. Ließ diesen Brief. Wie leid thut es mir, daß ich so unverträglich war. — — Joas lächelte sanft, umarmte ihn, und nannte ihn Bruder. Das ganze Kloster freute sich über dieses edle Betragen, und der Quardian ließ einen Tag den Pastor Brem zu sich bitten, und sie feierten ein kleines Fest der Menschenliebe. Gütig sah die Gottheit auf die Edeldenkenden herab. Ein ehrwürdiger, alter Greis, dessen siblerweisse Bart bis an die Mitte seines Gürtels hieng, weinte Thränen der Freude bey diesem Feste, und schrieb diesen Tag als den herrlichsten seines Lebens auf.

Heilige Menschenliebe! die man aus Pallästen täglich verbannt, in der einsamen Hütte, oder im dunklen Gange der Einsiedeley der Mönche wird dir noch eine Stelle gebaut. In manch' einsamen Kreutzgange wandelt das beste der Menschenherzen, und bey der traurigen Lampe in mitternächtlichen Stunden, wenn der Mond düstern die Leichensteine des Kirchhofes beleuchtet, bethet manche herzensgute Seele zu Gott für wahres Wohl der Menschheit.

Joas lebte lang; er war der Stolz seines Klosters, und starb bedauert von jedem Rechtschaffenen. Sein Grab wurde oft besucht, und der Empfindsame weinte eine Thräne dem Redlichen. Der von Joas Geschichte wußte, wandelte oft bey dunkler Nacht in den einsamen Gemäuern des Mönchsklosters, wenn Dunkel den Tempel umhüllte, und das hölzerne Kreutz in schaudernder Majestät sein kolossalisches Bild im schwarzen Schatten malte.

18.

Harwort und Leonore,
eine
Szene
aus dem Leben edler Seelen.

Die Sonne endete allmählig den herbstlichen Tag, und begrüßte noch mit den letzten Stralen im röthlichen Glanze die Spizen des fernen Gebirgs, und winkte den Abend herein, als Leonore noch unter der jahrestolzen Linde saß, die vor ihrer Hütte stund, ängstlich die Wiederkunft des Gatten erwartend, der hingegangen war, im nahe gelegenen Städtchen ein kleines Geschäft zu bestellen. Sorglos und unbekannt mit dem Kummer der leidenden Mutter spielten ihre Kinder um sie im Kraise herum, und tändelten sich die bangen Stunden weg, die die zärtliche Gattinn traurig und ahndungsvoll harrte.

Nur Albert, die erste Freude ihrer glücklichen Liebe, schmiegte sich an die Mutter, kosete ihre rosigten Wangen, und gab nicht nach zu fragen. Ach! kömmt der Vater nicht bald? — He Mutter, wenn kömmt er? —

Ach! noch konnte kein tröstlicher Blick den Knaben begnügen, noch sah er die Stirne der Mutter umwölkt, und nun — zum erstenmal quälte sein gutes, schuldloses Herz, das noch kein inneres Leiden gekränkt hat, Angst und zagendes Sehnen. Albert weinte. Leonore drückte ihn an ihren Busen, küßte ihn, und eine heiße Thräne — eine aus den Tausenden, die ihr das feindliche Schicksal ausgepreßt — stürzte aus ihrem Auge. — Armes Kind! seufzte sie, als dich der Himmel mir gab, da waren noch glückliche Tage, und nun — mit mir das Opfer der Verfolgung, der Raub des Mißglücks, was werden noch für schreckliche Leiden deiner warten? —

Schon verbreitete der nachbarliche Mond sein blasses Licht, daß ihm die gutthätige Sonne borgt, über die thauende Erde, die Sterne schmückten den blaulichten Himmel, und Harwort kam noch nicht.

Das Jahr älterte bereits gegen den Winter, der rauhe Nord durchstrich mit brausendem Fittige die Lüfte, und ein nächtlicher Frost schauderte über der Erde. Die Kleinen verließen jetzt ihr Spiel und ihre Scherze, von

der Kälte verscheucht, und drangen all in die Mutter mit wimmerndem Flehen, zurück in die Stube zu kehren. — So gerne sie auch — nunmehr des Ungemachs gewohntere Dulderinn — den starrenden Frost gelitten und da ihren säumenden Harwort erwartet hätte, so verließ sie doch die Linde, und kehrte in die Stube zurück.

Nach einer Stunde kam Harwort, pochte ans Thor, und führte an der Hand einen Mann hinein, der mit schwankenden Tritten seinem Grabe zuzustolpern schien. Todtenblässe hatte sein Gesicht bedeckt; seine Stirne war mit einem weißen Tuche verbunden, und der rechte Arm gelähmt.

Da, sagte Harwort, hab ich dir einen Gast, heiß ihn willkommen: aber vor allem, liebes Lorchen, sorge, daß wir den Unglücklichen aus seinem Zustande bringen. Du hast doch etwas Eßig im Hause, daß wir ihm seine Wunden reinigen. Auch werden wir wohl Ueberschläge brauchen. Sieh nur, was du in Eile zusammenbringst. Und Lorchen, mit einem mitleidigen Blicke auf den Fremden, lief eilig zum Brunnen, und schöpfte erst

Wasser, dann brachte sie wenigen Wein, und glücklicher Weise fanden sich auch noch in einem Schranke einige Ueberreste der balsamischen Holderblüthe versteckt, die Lorchen zur Nothhilfe verunglückter Menschen sammelte. Nun lief sie der Küche zu, und kochte aus aromatischen Kräutern zertheilende Ueberschläge.

Harwort sah, als Leonore sich entfernte, mit einem vielsprechendem Blicke zum Himmel, und eine Thräne entfiel seinem Auge — unverständlich allen, die den Fremden nicht kannten und Harworts Geschichte nicht wußten. Albert und Fritze, Franz und Lischen drängten sich um den Vater herum, überhäuften ihn mit Küssen und Liebkosungen, und Fragen in die Kreuz und Queere, daß er sich nicht genug hören konnte. Nachdem der erste Strom von Freude sich gänzlich ergossen hatte, zog endlich auch der Fremde ihre Aufmerksamkeit auf sich, der anfangs nur mit einem flüchtigen, staunenden Blicke besehen wurde. Albert wagte es der erste, ihn näher zu betrachten, und als er ihn so übel zugerichtet sah, fragte er ihn: bist du gefallen, Herr? — Das wird dir wohl recht wehe thun! —

Mittlerweile nahm Harwort dem Fremden die Binde von der Stirne, wusch und salbte ihm seine Wunden. Nun wollte er ihn auch entkleiden; aber der Arm war der Zeit schon so sehr angeschwollen, daß man den Ermel vom Rocke schneiden mußte. Jetzt kam auch Lorchen, und beyde bemühten sich zur Hilfe des Kranken. Er sprach wenig, und was er redete, waren Ausdrücke des Schmerzes, Staunen über seinen Zustand und des ihm unbekannten Orts und der Leute, die er um ihn beschäftiget sah, denn in der ersten Betäubung wußte er von allem nichts, was mit ihm geschah, und jetzt noch waren seine zerrütteten Sinne keines klaren Begriffes fähig.

Man legte ihn in ein schlechtes Bette, das einzige, das für die Unglücklichen Ruhestätte war, um ihm einige Erhollung zu verschaffen.

Während dem war Lorchen an Harworts Seite, erzählte ihm, wie bange ihr sein langes Ausbleiben gemacht hätte, und nach diesem wars das erste, ihn zu fragen, wer denn der Fremde sey, wie ihm dies Unglück begegnet, und wie Harwort ihn angetroffen habe.

Seinen

Seinen Namen kann ich dir noch nicht sagen, erwiederte Harwort, aber das Uebrige will ich dir alles erzählen.

Ich wurde wider Verhoffen in Pinau so lange aufgehalten, daß ich erst gegen Abend auf den Weg kam, doch war mirs nicht leid, denn mein Gewerbe gieng glücklicher als ich gehofft; allein das ein andermal. Ich eilte soviel ich konnte, von Freude und Liebe gespornt, und als ich so bis gegen ein Viertelstündchen näher kam, da hörte ich in der Ferne von etwa hundert Schritten im sausenden Galopp über Stein und Stock reiten; ich sah mich darnach um, und kaum — da wollte der Reiter über den tiefen Graben, der zwischen den Feldern und der Heerstrasse liegt; das Pferd stürzte, und weg aus den Augen waren Roß und Mann, als hätte sie die Erde verschlungen. Ich eilte hinzu, und fand den Unglücklichen leblos auf der Mähre liegen, die zum Glück alle Viere wie todt von sich streckte, daß ich sicher zu Hilfe kommen, und ihn aus dem Graben ziehen konnte. Das Blut floß ihm in großen Strömen aus Mund und Nase, und den Wunden, die er sich in die Stirne gefallen hatte. Ich führte ihn zu dem

näch-

nächsten Bächlein, das uns auf dem Wege aufstieß, wusch ihm da seine Wunden, so gut es die Eile litt, und trachtete damit aus allen Kräften nach Hause. Aber die etlichen Schritte machte er mir bang, daß mir der Schweiß alles durchweichte. Er sank von einer Ohnmacht in die andere, und ich dachte nicht, ihn lebendig unter Dach zu bringen. Den kurzen Weg haben wir in länger als einer Stunde gemacht.

Lieber Gott! rief Lorchen, der arme Mann! vielleicht harret seiner auch ein liebendes Weib zu Hause: wie wird sich die grämen! vielleicht hat er auch Kinder! — Ah! wie glücklich bin ich noch, daß ich dich wieder habe — gesund — wie elend wären wir jetzt! Aber was wollen wir weiter mit ihm machen? Wir können ihn nicht pflegen; unsere Thränen heilen ihn nicht, und sein Zustand bedarf mehr eines Arztes, als des unthätigen Mitleidens.

Das ist freylich das nothwendigste, versetzte Harwort; ich werde also morgen mit Tages Anbruch einen Chirurgum hollen, und ihn gleichwohl hinbringen lassen, wohin er selbst begehrt.

Gutes

Gutes Lorchen! wie wunderlich, wie unbegreiflich irre doch die Wege sind, auf denen die Vorsicht die Menschen führt! — Der Mann hat wohl in seinem Leben nicht gedacht, daß er einst in dieser Hütte übernachten wolle — bey **uns**, und doch — doch muß er. Auch wir hätten uns den Gast wohl nie vermuthet.

Nie, versetzte Lorchen, am wenigsten in dieser traurigen Lage nicht.

Lorchen! wie gerne läßt sich unser Herz, das soviel Raum für Schmeicheleyen hat, durch liebliche Täuschungen hintergehen! — Wir sind gerührt, wir bemitleiden, wir weinen Zäher der zärtlichsten Theilnahme, — und das oft so mechanisch — blos eine nothwendige Wirkung der äußerlichen Eindrücke auf unsere Sinne. Noch leidet dein Herz beym Anblick dieses verunglückten Fremden, noch ist er dir werth; wie aber, wenn er ein Bösewicht wäre? — Setzen wir den Fall, du kenntest ihn, und es wäre einer unsrer Feinde — der Stifter unsrer Müheseligkeiten, würde dein Herz nicht vor ihm zurückbeben? — Würde der bemitleidete Unglückliche nicht ein Scheusal in deinen Augen werden? —

Lorchen.

Lorchen. Und wenn ers ist, Harwort, nein! — Er ist unglücklich, und ist der Unglückliche nicht einer Menschenthräne werth? Er bedarf unsrer Hilfe; wir können sie ihm nicht versagen, und sollte sein Herz des schwärzesten Undankes schuldig seyn. Du sagtest mir ja selbst oft bey manchen Gelegenheiten: man müße wohl das Laster hassen, aber den Menschen nie, und verwünschtest selbst das schändliche Vorurtheil des größern Haufen. Seinen Feinden verzeihen, sie lieben, ihnen Gutes thun, ist ja eine göttliche Lehre.

Harwort. Trefliches Weib! laß dich umarmen! Verzeih! Es war nicht Mißtrauen in deine Tugend; ich kenne dein Herz; aber ich wollte dich doch vorbereiten. So höre denn, und hebe deinen Blick zum Ewigen auf, und bete staunend seine Vorsicht an.

Der unglückliche Fremde ist — Frenthof.

Lorchen. Frenthof! — Gott im Himmel! — Frenthof! —

Leonore stieß den Namen Frenthof mit einem so heftigen Schrey aus, daß dieser aus seinem Todesschlummer erwachte. Mit starrem Auge blickte er in der Stube herum, und

starrte

starrte die Gegenstände unbeweglich an, die ihn rings umgaben. Er traute seinen Sinnen nicht, und hielt alles für ein Zauberbild der erhitzten Phantasie; denn sein Auge war nicht gewohnt auf den traurigen Zeugnissen der Armuth und des Unglücks zu ruhen.

Harwort trat hinzu, und fragte ihn: wie befinden Sie sich? — Sehr schlecht, matt; und ach — mein Kopf — mein Kopf! — Aber — Gott! wo bin ich? Wer seyd ihr?

Fürchten Sie nichts; Sie sind in freundlichen Händen.

Bin ich nicht gefallen?

Sie sind mit dem Pferde gestürzt.

Ach ja! gestürzt. Wo ist es?

Ich glaube, es ist todt. Doch die Mähre mag liegen bleiben, bis es Tag wird, weil nur Sie gerettet sind.

Guter Mann! wer seyd ihr?

Ein armer Mann. Doch reicher als Sie, denn mir fehlt nichts.

Euren Namen Freund!

Beruhigen Sie sich; das viele Reden erschöpft ihre Kräften vollends.

O nennt mir ihn!

Warten Sie, bis mich die Sonne Ihnen nennt, und derweile sammeln Sie ihre verlohrnen Kräfte wieder.

Das

Das Anstrengen zum Reden hatte ihn in eine neue Mattigkeit geworfen, darauf er in einen sanften, erquickenden Schlummer fiel.

So lag er, bis der Tag in vollem Glanze von Osten herauf stieg, und seine goldenen Stralen das noch graue Dunkel der Morgendämmerung durchbrachen. Die Sonne zog die Nebeldecke auf, die die Nacht über die Erde verhüllt hatte, und der herrlichste Morgen weckte die Vögel zum fröhlichen Sange, den Landmann zum Pflug, und jedes Geschöpf zu den Geschäften des Tages. Auch Frenthof erwachte, und das Tageslicht entdeckte ihm nun mit einem Blicke seine traurige Lage. Harwort tratt zu ihm, und reichte ihm freundlich seine biedere Rechte. Noch war ihm sein Wohlthäter unbekannt; er drang also von neuem in ihn, sich ihm zu entdecken. Freund! sagte er, schenkt mir zum Ueberfluß des Guten, das ihr an mir thut, auch noch die Wonne, meinen Retter, meinen Wohlthäter zu kennen. Eure Umstände lassen mich hoffen, daß euch mein Dank nicht unwillkommen seyn kann. Nicht des Dankes wegen, mein Herr, erwiederte Harwort; ich fodere keinen; ich habe — verzeihen Sie mir den Ausdruck — auf

auf allen Dank von Menschen Verzicht gethan. Aber wenn Sie es wollen, wenn mein Name ihr Ohr nicht beleidigt, Harwort ist Ihr Freund.

Harwort! — Harwort! — schrie Frenthof, daß das ganze Häuschen von dem fürchterlichen Namen erschallte, und sank sinnlos auf sein Lager hin. Harwort erschrack heftig, und Lorchen eilte in voller Hast herbey, und schlug die Hände zusammen. Ach Lieber! rief sie, was hast du gethan! Dein Name donnerte das Fünkchen Leben noch ganz in ihm zu Boden. Laß uns Hilfe versuchen. Leonore und Harwort arbeiteten mit vereinigten Kräften, Frenthof wieder ins Leben zu bringen, und es gelang ihnen auch. Harwort achtete es aber für beßer, sich seinem Blicke eine Weile zu entziehen, und eilte nach Pinau, um den Arzten zu hollen.

Mittlerweile kam Harwort mit dem Arzten. Frenthof hatte sich unterdessen wieder erhollt, und der Arzt versicherte, daß es gar keine Gefahr habe, und die Genesung in wenigen Tagen erfolgen müße.

Nun nahm Frenthof seinen Wohlthäter bey der Hand, und rief im schmerzlichsten Tone

ne aus: Harwort! Harwort! mein Verbrechen an Ihnen ist abscheulich; aber ihre Tugend macht mich ganz zum Ungeheuer. Die wüthendste Rache würde mir minder schmerzlich seyn. Lassen Sie es gut seyn, versetzte Harwort, was geschehen ist, hab ich als eine Fügung des Himmels angenommen, und — Gott weiß es — nie fluchte Ihnen mein Herz. Aber ich wünschte Sie ruhiger zu sehen, um Ihnen, vor Sie mich verlassen, noch eine Freude machen zu können. Hier nahm er Franzen den Kleinen, der immer unter Harworts Familie als ein Mitglied derselben betrachtet lebte, bey der Hand, und führte ihn Frenthof, seinem Vater zu. Es ist ihr Sohn, fuhr Harwort fort; der Himmel vertraute ihn meinem Herzen an, und als ein Geschenke desselben war er mir immer theuer; war er der Vaterliebe werth, wie meine eigenen Kinder. Wer mag Gefühle dieser Art beschreiben? — Schmerz und Freude theilten die Thränen unter sich, die sich häufig aus Frenthofs Augen ergossen. Stumm war die ganze Szene; aber ihre Seelen drückten sich beredter in Mienen und Geberden aus, als ein Wortstrom des größten Redners.

O wie glücklich wär ich jetzt, rief Frenthof nach dieser Pause, wenn mir mein Herz keinen Vorwurf machte! wenn ich nicht von dem Wohlthaten annehmen dürfte, dem ich Glück und Ruhe geraubt habe!

Frenthof war noch zu schwach, um weiters reden zu können. Er erlag dem mächtigen Drange seines Herzens, das von den heftigsten Empfindungen schwoll.

* * *

Frenthof hatte kein böses Herz; aber sehr schwach, der blendenden Verführung zu widerstehen. Er und Harwort waren ehemals beyde am Hofe, und hatten sich die Gnade des Fürsten und die Achtung des Publikums durch ihre Verdienste in einem hohen Grade erworben. Beyder Glück stund' unerschütterlich, wenn nicht Frenthofs Gattinn durch Leichtsinn und Ausschweifungen, die ansehnliche Summen kosteten, selbst ihren Fall befördert hätte; und Frenthof, zu schwach um den Thränen eines Weibes zu widerstehen, zu ausschweifend in seiner Liebe, ihrer Verschwendung mehr als zärtliche Vorwürfe entgegen zu setzen, fand sich endlich aufs äußerste gebracht. Seine reichen Freunde, die er in

der

der Ferne hatte, unterstützten ihn öfters; allein von den vielen Erpressungen ermüdet, versagten sie ihm jetzt allen Beystand. Nun nahm Frenthof zu den niedrigsten Mitteln seine Zuflucht, und Harwort unbekannt mit der Schuld, mußte für den Verbrecher büssen, der sich und seine Familie nicht anders mehr, als durch eine schändliche Kabale in Sicherheit setzen konnte. Allein noch immer fuhr Frenthofs Gattinn fort in ihren Ausschweifungen; noch immer war Frenthof schwach, und sah sich von Tag zu Tag seinem Sturze näher. Und der schreckliche Zeitpunkt kam wieder, wo Frenthof seine Gläubiger befriedigen, und die entfremdete Gelder, die der Staat ihm anvertrauet, ersetzen sollte; aber Harwort war nicht mehr, und alle Quellen waren versiegt. Frenthof entfloh, und 3 Jahre schleppte er die Schande und das marternde Bewußtseyn seines Verbrechens im Elende herum. Mittlerweile starb seine Gattinn, die nirgends Erbarmen fand, in dem jämmerlichsten Zustande. Harwort nahm sich des kleinen Kindes an, das allein der Gefährte ihres Elendes war, dem nun das grausamste Schicksal drohete, und theilte es in seine Familie ein.

Während der Zeit gewann Frenthof das Herz seiner Verwandten wieder, und eine anseh-

sehnliche Erbschaft setzte ihn in den Stand, sich den Schaden, der durch seine begangene Untreue entstund zu ersetzen, und sich neuerdings Ansehen und Kredit zu erwerben. Es waren bereits erst etliche Wochen, daß er in der Hauptstadt erschien, wo ihm wieder eine ansehnliche Bedienstung gegeben wurde, als ihn der Zufall in des unglücklichen Harworts Haus führte.

Frenthof, als er gänzlich genesen war, warf sich vor den Thron des Fürsten, und bekannte da sein Verbrechen, das er an Harwort begangen, und bot sich mit all seinem Vermögen zur Genugthuung für Harwort an. Die Geschichte rührte das gute Herz des Fürsten, daß er dem unglücklichen Verbrecher verzieh; doch weniger seinetwegen als um Harworts Tugend verzieh; denn Harwort, der vor den Fürsten gerufen wurde, Belohnung für seine Tugend zu empfangen, machte sich Frenthofs Gnade zur einzigen Bedingung, unter welcher er sein neues Glück aus der Hand des großen Fürsten annehmen wollte.

19. Stück.

Die Natur kennt keinen Tagedieb nicht.

Eine Betrachtung an der Isar.

Die Fluthen, welche jetzt mir vorüberrauschen, kommen nicht wieder zurück; und meine Tage, wenn sie verflossen sind, auch nicht. So sollten doch Jünglinge oft, wie ich hier, am Ufer sitzen, und Weisheit des Lebens lernen! So sollten doch Träge, welche nur immer rasten und ruhen wollen, bedenken, daß morgen der heutige Tag wieder für sie verlohren sey! Von allem, was erst vorüber ist, mag der Mensch überhaupt wenig zurücknehmen; aber seine vergangenen Tage gar nicht. — Jünglinge! ihr seyd jetzt in demjenigen Theil eures Lebens, in welchem ihr edle Kenntnisse einsammeln sollet, um der Gesellschaft einst euch brauchbar und nützlich zu machen. Alles fordert euch jetzt dazu auf; die Pflicht, welche ihr, wie alle Menschen, auf euch habt, nicht nur zu nehmen, sondern auch wieder zu geben — die Anführung, welche ihr auf allen Seiten empfanget, segenvolle

Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden — die Freyheit von Sorgen für eure Erhaltung, welche noch andere Menschen auf sich nehmen — die Munterkeit eures Geistes, die Reizbarkeit eures Herzens, die Treue eures Gedächtnisses, welche euren Jahren in besonders hohem Grade eigen sind. Wolltet ihr die kraftvollste Zeit eures Lebens verstreichen lassen, ohne euch zu nützlichen Weltbürgern zu bilden, welch eine elende Figur würdet ihr einst in der Gesellschaft machen! Wenn ihr denn, mit Scham von innen und mit Scham von außen überschüttet, da ständet, und die Jahre eurer rüstigern Jugend zurückriefet, um sie nun mit Sammlung nützlicher Wissenschaften zu zeichnen: was wär's, das ihr denn thätet? Zu allen euren vergangenen Thorheiten gesellet ihr denn noch die grössesste — denn alle eure Wünsche, und würden sie mit tausend Thränen begleitet, vermöchten nicht, einen einzigen Jugendtag eures Lebens wieder zu, rückzurufen. Ach! Jüngling! wie lieb' ich dich — der du den Winken, welche Gott, die Gesellschaft, und das eigene Gefühl deiner Kräfte dir geben, Weisheit des Lebens zu lernen, und dich zu einem edlen Manne für die Welt zu bilden, redlich folgst, deine Kräfte nicht an

den

den Altären des Müßiggangs und der Wollust opferst, sondern an Tugend und Wissenschaft täglich reicher wirst — ach! guter Jüngling! wie lieb' ich dich! dir werden Segen und Lohn von aller Art, und wie sie schöne Seelen wünschen, auf dem Fuße nachfolgen! Du wirst seyn der Gegenstand der Achtung deiner Mitbürger, und der Achtung deines eigenen Herzens; und Beyspiel für jeden guten Jüngling, der nach dir kömmt, und von dir hört! Und, wenn du denn auf die verflossenen Tage zurückblickest, und dich überzeugest, daß sie unwiederbringlich sind, wie wird das selige Bewußtseyn deine Brust erweitern, daß sie, ob sie gleich unwiederbringlich für dich seyen, doch nicht unwiederbringlich verlohren für dich sind. — — Was der Träge doch denken mag, wenn er nicht heute, sondern morgen erst, thätig seyn will! Wenn er es darum nicht will, weil er es nicht seyn kann: so darf er sich nicht entschuldigen; kann er es aber seyn, und will es nicht: so mag er auch nirgends für sich Entschuldigung antreffen. Der Mann, welcher Kräfte zu wirken hat, wirkt mit selbigen, sobald er kann, falls er ein Edler seyn will; denn ihn belebt ein brennender Eifer, seine gute That zu verrichten, und er

empfindet nicht eher Zufriedenheit mit sich selbst, bis die That sich ihm als vollbrachte That darstellt. Sollte er, wenn er diese Zufriedenheit heute erlangen kann, nicht auch heute derselben schon theilhaftig seyn wollen? Auch darf er seinen eigenen Kräften nicht zu viel trauen. Er kann sie vielleicht morgen nicht mehr so in aller ihrer Fülle besitzen, als heute. Wie würde er sich alsdenn morgen darüber beruhigen können, daß er heute nicht wirksam gewesen wäre? Und, wenn er auch morgen noch alle die Kräfte so hätte, wie er sie heute hat, kann er sich dafür Bürge seyn, daß er den Gegenstand, für den sie wirksam werden sollen, morgen noch vor sich haben, oder ihn wenigstens noch so in der Nähe haben werde, als heute? Die Zeit ist unwiederbringlich, und mit ihr auch die Gelegenheit oft, seine Kräfte auf eine edle Art wirksam zu machen. Jeder Träge setzt sich wenigstens dem Verdachte eines bösen Herzens aus. Betrift die Thätigkeit besonders Leidende, was für einen noch ernsthaftern Anstrich empfängt alsdenn die Sache! Heute ist der Unglückliche noch rettbar. Heute eile ihm zur Hülfe. Morgen ist er vielleicht nicht mehr, oder alle deine Thätigkeit stiftet ihm keinen

Nutzen mehr. Sprich, wo soll die Stäte auf Gottes ganzen Erdboden seyn, auf der du, wenn dich dieser Vorwurf alsdenn quälte, jemals wieder Ruhe finden wolltest?

Je mehr ich so über die Aehnlichkeit meiner Tage, welche sie mit diesen Fluthen haben, nachdenke: desto heiliger soll mir die Pflicht werden, sie auf die würdigste Weise zu verwenden. Ich will mich bestreben, mit jedem derselben weiser und besser zu werden; und mitten in aller ihrer Vergänglichkeit so viel Gutes zu thun, als ich thun kann. Denn, wenn einst die letzte von ihnen kommen wird: so ist's nicht genug daran, daß ich denke: sie sind nun dahin, und kommen nicht wieder. Wahr ist eins, wie das andere; aber sie waren nur das erste Daseyn. Auf sie folgt ein zweytes. Und die Art ihrer Verwendung hat auf dieses die grössesten Einflüsse. **Eingang — Vorbereitung — Aussaat** waren sie auf meine Daseynsfolge. Von da, wo ich am Ende meiner ersten Laufbahn mit meinen Einsichten still stand, werde ich beym Eintritte in die zwote wieder ausgehen. So auch in Ansehung des betriebenen heiligen Geschäfts der Veredlung meines Herzens.

zens. Hab ich in beyden Hinsichten jetzt schon viel vorgearbeitet, welche Fortschritte werde ich denn nicht thun können! Und, nach dem ich jetzt gehandelt habe, wird alsdenn mein Schicksal seyn. Jede gute That, welche ich jetzt ausübte, soll alsdenn gute That für mich werden; und war sie dieß etwa auch hier schon gewesen: so wird sie es dort in weit höherm Grade noch werden. So kurz und schnellübergehend meine Tage also auch sind: so sind sie doch von äußerster Wichtigkeit für mich; und sobald ich mich hiervon überzeugt habe: so muß ihre Vergänglichkeit sogar mir der stärkste Reiz werden, von ihnen den edelsten Gebrauch zu machen. **Müßiggang** wäre doch wohl die unverantwortlichste Thorheit, welche ich gegen mich selbst begehen könnte. Wie? von den wenigen Tagen, in welche sich meine erste Daseynswoche einschränkt, und in denen ich das Geschäft meiner Ausbildung und Veredlung betreiben soll, wollte ich noch einige wegwerfen? **Um müßig zu gehen, müßte der Mensch Tage mehr im Ueberflusse haben, als er sie wirklich hat.** Was würde man doch von dem Manne im Mittelstande denken, wenn er von dem mäßigen Vermögen, welches er hat, und dessen

er auch ganz benöthigt ist, noch einen Theil hinter sich werfen, und muthwillig zu verlieren suchen sollte? Je weniger du hast: desto weiser triff darüber deine Einrichtung, und mache, daß du auch von der geringsten Kleinigkeit desselben Vortheile habest. Und, wenn ich denn müßig seyn wollte: würde ich nicht hintreten, und die aftermenschlichste unter allen Klagen, die Klage über Langeweile, führen müssen? Eine grössere Schande kann ich mir nicht denken, als wenn ich spräche: ich habe Langeweile! Ich, dem die Tage unter den Händen wegschwinden? Ich, der ich in selbigen das Geschäft der Vervollkommung meines Geistes und Herzens auf allen Seiten zu betreiben habe? Ich sollte jemals, ohne aus Scham mir selbst entfliehen zu wollen, sprechen können: ich habe Langeweile? Wäre dieß nicht eben so, als wenn Jemand, dem gesagt ward, daß er heute Abends da oder dort seyn müsse, wenn er glücklich seyn wolle, widrigenfalls er seines Glücks verfehle, und der deßhalb auch in der That am Morgen ausgieng, um Mittag nach zurückgelegter Hälfte Wegs sich niedersetzen, und zu jedem Vorübergehenden sprechen wollte: ich weis doch gar nicht, womit ich mich be-

schäf-

schäftigen solle? Nein, ich will meine Stunden so eintheilen, daß ich in selbigen entweder wirklich thätig sey, oder, daß ich mich zu bald erfolgender Thätigkeit durch Sammlung dazu gehöriger Kenntnisse, und durch Stärkung dazu erforderlicher Kräfte, gehörig zubereite. Dieß ist die Oekonomie des Lebens, welche mir die Weisheit empfiehlt. Kommt der Tod: so ist zum Müßiggang im Grabe noch Zeit genug. — Auch will ich auf allen Seiten solche Masregeln treffen, daß ich mir die Zahl der Tage auf Erden nicht selbst verringere. Kürzt sie eine höhere Hand ab: so mag ich mich darüber zufrieden stellen; aber meine eigenen Hände müssen mir keinen derselben rauben. In unvermeidlicher Gefahr, will ich muthig seyn; aber nie will ich mich verwegen in eine solche, der ich ausweichen könnte, stürzen. Muth ist Weisheit; Verwegenheit aber Thorheit; denn es giebt doch oft unvermeidliche Gefahren genug, welche unsern Muth beynahe erschöpfen. Ich will auch Ruhepunkte zwischen meinen Arbeiten machen. Ruhe ist nicht Müßiggang. Ruhe und Müßiggang differiren, wie Sättigung und Schwelgerey. Der Mann, welcher mit Ruhepunkten arbeitet, arbeitet länger und voll-

kom-

kommener; und Ruhe ist selbst Zubereitung zur Thätigkeit. In allem, was auf Erden zum Genuß mir angebothen wird, soll nicht Uebermasse von mir begangen werden. Was mir schädlich ist, will ich ganz meiden. Wär ich doch des Guten nicht werth, daß es mir gereicht würde, wenn ich machen wollte, daß es durch Unmäßigkeit Böses für mich würde! Welch ein Mißbrauch wär's, wenn ich Dinge, welche dazu da sind, das Leben zu erheitern, so gebrauchen wollte, daß sie mir es trübe machten! Ueber meine Leidenschaften will ich Herr zu seyn suchen, so viel ich kann. Ueberrascht mich doch wohl hie und da ein heftiger Ausbruch meiner Lieblingsleidenschaft: so will ich ihn wenigstens nicht selbst unterhalten. Durch Selbstkenntniß auf die schwächern Seiten meines Herzens aufmerksam gemacht, will ich auf diesen besonders auf meiner Hut seyn. Dieß ist der Weg zu einem langen Leben, und zu einem quallosern Alter! — Thätig seyn ist nicht genug; meine Thätigkeit soll nur aufs Gute gerichtet seyn. Erworbene Einsichten übel anwenden, ist schlimmer, als keine Einsichten erwerben; und Böses thun ärger, als Müßiggehen. Segen um mich her zu stiften, und dadurch

mich

mich selbst zu segnen, dieß soll der Gesichts- punkt seyn, aus welchem ich bey allen meinen Handlungen ausgehe. Das Ganze besteht aus Theilen. Jeder Theil hat Kräfte, und hat sie fürs Ganze; weil er, sobald das Ganze glücklich ist, zugleich glücklich seyn muß. Ich bin auch ein Theil, und muß meine Kräfte fürs Ganze anwenden. Hab ich mehr Kräfte, als andere: so darf ich darum noch nicht sagen, daß ich ein wichtigerer Theil des ganzen sey; dieß bin ich nur denn erst, wenn ich mit dem größern Masse meiner Kräfte auch eine größere Summe des Guten stifte. Zum Gutesthun werden Gegenstände erfordert. Ob diese nun gleich immer für mich da sind: so sind sie doch nicht immer in gleicher Anzahl, oder von gleicher Würdigkeit, oder gleicherreichbar, für mich da. Darum soll, so bald Gelegenheit zum Gutsthun für mich sich ereignet, meine edlere Thätigkeit keinen Aufschub leiden. Nicht niedrigeigennützige Absichten sollen mich dazu erst in Bewegung setzen; sondern jetzt kannst du eine gute That verrichten — dieß soll die einzige Stimme seyn, welche ich von außen zu hören verlangen will, und in dem Augenblicke, in welchem ich sie höre, soll mein Herz darauf ant-

wor-

worten: verrichte die That! Ich fühle es wohl, daß der Mensch nichts ohne Eigennutz verrichten könne; aber ich will darauf halten, daß mein Eigennutz edel sey; oder, daß ich mich alsdenn nur erst glücklich schätze, wenn ich andere glücklich gemacht habe. So wird mein Eigennutz gemeinnützig; so verlange ich nicht, als einzelner Theil, auf Kosten der übrigen, sondern im glücklichen Ganzen, ein glücklicher Theil zu seyn. Da, wo es gar auf Augenblicke ankömmt, um eine wahrhaftig menschenfreundliche Handlung zu vollbringen, will ich alle meine Gegenwart des Geistes, und alle meine Entschlossenheit, dazu aufbieten. Nicht hinschleichen, hinfliehen will ich zu dem Leidenden, nicht erst viel reden, wenn zum Reden nicht Zeit genug vorhanden ist, sondern gleich handeln, und meiner Handlung so viel Vollkommenheit geben, als ich ihr zu geben vermag. Verstreicht so mein Leben in edler Thätigkeit: wie mag ich mich denn auf den Abend meiner Tage noch freuen! Große, vortrefliche Handlungen der Menschenliebe sind der schönste Schmuck eines Lebens! Sie vollbringen, ist Seligkeit; aber sie vollbracht haben, wirds einst auch noch sein. Mit menschlicher

Wür-

Würde tritt der Mann, welcher sich ihrer in Menge bewust ist, zuletzt ans Ufer hin, und sieht sich nach dem Fahrzeug um, welches ihn aus einer Welt, deren Segensstifter er war, übersetzen wird. Ach! ein Edler tritt jetzt ins Fahrzeug ein, und vertrauet die Ruder den Händen desjenigen Wesens gar willig an, welches schon im Leben sein Alles war! —

Umgebet, o ihr Ufer der Isar, noch Jahrtausende hindurch, mit Grasgrün und Baumgrün geschmückt, den vaterländischen Flus! Mit der heitersten Seele verlass' ich euch, und hoffe, zu Gott, daß ich ich einst, wenn ich nach vollendeten Lauf ans Gestade eines Meeres, welches eine Welt von der andern scheidet, und von meinem ganzen Geschlecht befahren werden mus, hintretten werde, eben so freudig seyn werde, wie ich war, als ich heute auf euch hieher trat.

Die Freundschaft.

Ein eingesandtes Stück.

Heut stralt mir die fröhlichste Sonne
Es wallen die Adern — und Wonne
Durchströmet mein hüpfendes Herz.
Entfliehet ihr düstere Sorgen,
Nun glühet ein schönerer Morgen,
Mich panzert ein schützendes Erz.

* * *

Ich sehe mit gierigen Blicken
Die Rosen im Frühlinge pflücken,
Der bieveren Freundschaft bestimmt,
So laßt uns den Blumenkranz winden
Und Seele mit Seele verbinden,
Da Sehnsucht in Tugend entbrinnt.

* * *

Harmonische Triebe verrathen
Wenn Freunde gesellig sich gatten,
Beharrliche Züge der Treu,
Da Witzlinge sich nur bestreben,
Dem Laster und Lüsten zu leben
Bleib'n Freunde des Vorwurfes frey.

Ge-

* * *

Gemeinschaftlich sind uns die Freuden,
Wir theilen auch gerne die Leiden,
Uns beyde nur trift ein Geschick.
Wenn düstre Orione weinen,
Wenn glückliche Sonnen uns scheinen,
Bleibt uns gleicher Antheil zurück.

* * *

Wenn menschliche Fehler sich brüsten,
Die wider den Freunde sich rüsten,
Sein heiliges Bündniß entweih'n,
Dann wird er es leichte vergessen,
Sich selbst mit den Irrenden messen,
Und ohngesäumt — herzlich verzeih'n.

* * *

Wenn Zweifel, und Unmuth, und Kummer,
Verborgenes Leiden — den Schlummer
In ängstliche Laune verkehrt,
Freund! kannst du dich annoch verheelen?
Sollst du dir den Tröster nicht wählen,
Der biederen Redlichkeit werth?

Wenn

* * *

Wenn mißliche Lage dich quälet,
Wenn Qual deine Täge vergälet,
Wenn eigener Rath dir gebricht,
Steh'n freundliche Räthe dir offen
Wie? sollst du nicht Linderung hoffen?
Sey weise! raub diese dir nicht.

* * *

Wenn andere fälschlich uns richten,
Und Ehre mit Anseh'n zernichten
Aus scheinbarer Ahndungen Trug;
So schließen doch Freunde gelinder,
Sie glauben dem Trüglichen minder,
Und sind in dem Urtheile klug.

* * *

Auch thätige — redende Werke
Leg'n blühender Freundschaft die Stärke
Nach Maß ihrer Kräften erst bey,
Doch dieses ermangelt oft vielen,
Sie nähren nur eifrigen Willen,
Und sind wahrer Freundschaft nicht treu.

Er=

* * *

Erbauliche Thaten vor allen
Der Gottheit, der Tugend gefallen,
Durch höhere Triebe belebt.
Wie malerisch — spiegelnde Quellen
Empfängliche Bilder darstellen,
Sind Züge der Freunde beredt.

* * *

Freund! dieses Entzücken in Freude,
Und aber auch eben oft Leide
Die wechslende Lage dir giebt;
Vertändle doch nicht deine Jahre,
Sey Menschenfreund bis zu der Baare!
Dann hast du — wie Freunde — geliebt.

B. J.

19.

Valentour,

oder die Macht der Erziehung über das Herz.

Valentour lebte am Hofe. In dem bunten Gewühle von so vielerley Menschen, Schurken, Weisen, und Narren; im Cirkus der unzähligen sich stets kreuzenden Interesse, wo jeder mit freyem Ziegel nach seinem Ziele rennt; auf diesem Schauplatze der menschlichen Karaktere, wo sich alle Leidenschaften des Menschen und ihre Masken zeigen, lernte Valentour den Menschen kennen, die Welt und den Gang der Dinge. Sein geübter Blick durchdrang die innersten Tiefen des menschlichen Herzens, und die Sprache der Seelen, die sich dem Lesekundigen mit unverkennbaren Buchstaben auf die Stirne zeichnet, war ihm verständlich wie die Sprache seines Landes. So bewies er dem finstern, weltscheuen Philosophen, daß sich der Mensch immer sicherer unter den Menschen studiert, als in der einsamen Hütte, oder im Dachstübchen bey der düsteren Lampe, wo der Philosoph nur denkt, und nicht sieht; den Gang des menschlichen Herzens nach seinem eigenen beurtheilt, und dabey die tausendmal tausend Nüanzen der Ka-

raktern aus dem Auge verliert; sich die Welt nach dem engen Kreise seiner Bedürfnisse und dem Wahne seiner Phantasie denkt. Man muß in der Welt seyn, um die Welt kennen zu wollen; man muß dem Menschen zur Seite leben, um mit ihm bekannt zu werden, so, wie man selbst muß gelitten haben, um an seines Bruders Leiden wahre, kräftige Theilnahme haben zu können.

Valentour hatte ein gutes Herz und einen erhabenen großen Geist. Großmuth und der Geist der strengsten Gerechtigkeit zeichneten alle seine Handlungen aus, und machten ihn seiner großen Ahnen würdig. Herablassend und gefällig gegen Jedermann, nahm er aller Herzen ein, die sich ihm naheten; seine Dienstfertigkeit sammelte ihm einen Zirkel von Freunden, die der Stolz anderer verscheucht hatte, und da er sich wenigen zu verbinden suchte; aus Klugheit keinem sein volles Vertrauen schenkte, wurden sie ihm auch niemals lästig, nie nachtheilig. Edle liebten ihn; und die den Schalk im Herzen trugen, fürchteten ihn, weil er sich nie einer ihrer niedrigen Handlungen mitschuldig machte. Er kannte die Hofstücke, die vielköpfige Kabale,

den Neid und den Stolz; wußte die krummen und finstern Schleichwege, auf denen alle die Ungeheuer kriechen, die der Leidenschaften Kinder sind: aber sein Herz blieb vorwurfsfrey, und er sah, kannte, wußte alles dies nur, um sich vor den Angriffen der Bosheit zur Gegenwehr zu setzen, um die Mienen zu fliehen, die man dem ehrlichen Manne gräbt. Traurig genug! daß uns die Kenntniß der Laster eben so nothwendig gemacht wird, als jene der Tugenden! — —

Wie konnte es einem so edlen, einsichtsvollen Manne fehlen, daß er sich nicht nach dem Tode der Welt in seinem Ebenbilde ganz hinterlassen sollte. Sein Sohn, damals ein Knabe von 6 Jahren, hatte alle die Vorzüge des Herzens und des Geistes, die die Größe seines Vaters bestimmten, von ihm geerbt; aber auch seine Schwächen nahm er mit in die Welt. Sein feuriges Temperament, rasche, auffahrende Hitze, und den damit unzertrennlich verbundenen Hang zu Wollüsten, alle diese gefährlichen Gaben der Natur waren ihm angebohren, die ihn ohne einer weisen Erziehung gewiß zum abscheulichsten Ungeheuer gemacht hätten.

Die Bildung seines Sohnes war nun Valentours vorzüglichstes Augenmerk. —

Er entdeckte bald in dem Kinde die Keime des Lasters, und zitternd dachte er der Wahl dieses seltnen Mannes nach, der den Sprößling zum künftigen Manne, zum Gatten, Vater, Bürger und Diener des Königs bilden sollte. Er kannte die Sorglosigkeit und Herzensleere des größten Theils dieser Leute zu gut, die sich Hofmeister nennen; die, nicht Vater, nicht Gatte, selten Vaterlandsbürger — oft aus der gesellschaftlichen Kette ausgerissene Glieder — der väterlichen, häuslichen Sorgen, der bürgerlichen Pflichten, der Vaterlandsliebe ganz unerfahren sind; er kannte ihre Unwissenheit außer einigen Schulwissenschaften; ihre unlautern Gründe, die sie zu diesem Geschäfte bewegen, und oft die Niedrigkeit ihres Karakters zuwohl, als daß er nicht bey dem großen Wagestück hätte zittern sollen, sein Kind, das kostbarste, was an dem Herzen des Vaters hängt, einem Miethlinge zu vertrauen.

Die Hauptstadt, in die sich alles müßige nützlose Volk drängt, wimmelte von einer un-

unzähligen Menge dieser Leute, die um Geld zur Hälfte Vater seyn wollen. Und — o wer zählt alle die geheimen Wege, die Armuth, und Eigennutz ausfündig gemacht haben, sich zu Brod zu schwingen. Hier hat sich einer das Vertrauen einer ehrwürdigen Matrone erheuchelt, die ihn dann allerorten empfiehlt; da trägt das Kammermädchen den künftigen Hofmeister in ihrer Schürze zur gnädigen Frau, der ihr schläfriger Mann die Wahl aller Domestiquen, folglich auch des Hofmeisters, aus Gemächlichkeitsliebe überläßt; jener dringt durch Kabale in die Kinderstube; dieser durch Dienstfertigkeit, oder irgend ein Talent, das ihn bey der schönen Welt empfiehlt. Er tanzt schön, kann Musik, schwätzt allerliebst in Gesellschaften, und faselt zum Entzücken, und so vielerley Geschicklichkeiten mehr. Einige danken ihr Glück Maitressen und Buhlerinnen; andere der Verwandtschaft mit dem Kutscher oder Kammerdiener, der so eben des gnädigen Herrn Günstling oder — Spießgesell ist. Die wenigsten unterziehen sich aus Beruf dieser schweren Bürde.

Valentour erkundigte sich um einen würdigen Mann, und setzte ihm nebst Tafel und

Woh-

Wohnung 1200 Gulden lebenslänglichen Gehalt aus.

Das Geld lockte den ganzen Schwarm feiler Menschen herbey; täglich wurde seine Schwelle überloffen, und Bittschriften und Empfehlungen wurden ihm zu hunderten aufgedrungen. Wenn Valentour, der unaufhörlichen Plage müde, dem Portier Befehl gab, Niemanden mehr von diesem Gesuche bey ihm zu melden, so durfte ers kaum wagen, sich auf den Gassen sehen zu lassen. Aus jeder Ecke schlüpfte ein Kandidat hervor, machte seinen unterthänigsten Bückling, und feilschte sich da mit nicht weniger Erniedrigung aus, als immer ein brodloser Bursche um die Liverey bitten kann.

Auch jene, die schon in andern Häusern Informatorsstelle vertratten, suchten bey Valentour unterzukommen — weil Valentour zwölf hundert Gulden gab.

Die Menge der Kompetenten vermehrte seine Furcht bey diesem gefährlichen Schritte nur noch mehr, und erschwerte ihm die Wahl aufs äußerste. Das klügste, was er dabey thun konnte, war, aus allen — keinen zu nehmen.

Wie!

Wie! rief Valentour aus, welche Begriffe müßen sich die Leute von der Erziehung machen! — Ich kann aus der Menge sicher schließen, daß sie sich ihr Stück Brod nicht beßer und leichter als auf diese Art zu verdienen glauben.

Nein! eher will ich mein Kind noch einem ehrlichen Landschulmeister zuschicken, als diesen feilen, niedrigen Geschöpfen preisgeben.

Endlich fand sich doch ein Mann, der Valentours Wünschen ganz zu entsprechen schien. St. Luce lebte in einem abgesonderten Theile der Stadt, vom mißlichen Glücke und Verfolgung ganz aus der Welt in den engen Kreis seines Selbst zurückgewiesen. Er lehrte ehemals die Moral in seinem Vaterlande; aber durch die Intrique eines Rivalen wurde er bald wieder vom Katheder verscheucht. Valentour lernte ihn durch eine Schrift von der Erziehung, die ihm zufälliger Weise in die Hände kam, kennen, durch die St. Luce sein volles Vertrauen gewann. Wie glücklich schätzte sich nicht Valentour, endlich den würdigen Freund gefunden zu haben, den sein Herz bereits vergebens gewunschen zu haben schien.

St.

St. Luce besaß ausgebreitete Kenntnisse; in keiner Wissenschaft Fremdling, mit den bildenden Künsten bekannt, in Sprache und Völkerkunde bewandert, und von einem untadelhaften Karakter schien er alle Erwartung zu übertreffen.

Sein Aeußeres war wenig einnehmend, und zeigte gar nicht den Mann von Welt; seine Stirne war immer umwölkt, und ein gewisses mürrisches Wesen schien alle gesellige Freude aus seinem Herzen gebannt zu haben; allein alles das sah man gern als eine Folge seiner traurigen Schicksale an, und hoffte durch Verbesserung seines Glücks seinen Geist wieder aufzuheitern. Indessen blieb er doch in Rücksicht seiner übrigen Vorzüge unter Unzähligen der Einzige.

Der rege Geist des Menschen, dem eine Welt nicht Raum genug hat, wie sollte er in dem engen Zimmer, darinn der junge Valentour immer eingeschlossen wurde, sich beruhiget haben? dazu das tägliche Einerley der Geschäfte, — ja auch der Erhohlungen, was St. Luce aus einem nicht allzurichtigen Begriffe Ordnung nannte, mußten den

Knaben

Knaben manchmal zu kleinen Auswegen aus seinem Geleise reitzen.

Das stets ernste, pädagogische Betragen seines Lehrers machte, daß er in ihm mehr den Hofmeister fürchtete, als den vertraulichen Freund liebte.

Valentour bemerkte dies eher als St. Luce, und sah gleich die Gefahr ein, der sein Sohn bey dieser Lebensart ausgesetzt war.

Er erlaubte ihm daher öfters kleine Zerstreuungen, verstattete ihm den Zutritt in Gesellschaften, und wählte ihm aus der edlern Klasse des Adels einige Gespielen, um so den Jungen mit Welt und Menschen bekannt zu machen, und seinen Geist zu beschäftigen.

Wirklich war dies der einzige sichere Weg, den Valentour einschlagen konnte, und der Vater fand seine Absicht ganz erreicht.

St. Luce aber war damit minder zufrieden. Die Gesellschaft besteht nicht aus guten Menschen allein, sagte er, auch Ungesittete befinden sich darunter, und das versteht sich

vom

vom Knaben bis zum Mann; was er also auf einer Seite gewinnt, wird er auf der andern verlieren. Er wird Menschen kennen lernen, er wird sich mit Anstand in einer Gesellschaft zeigen lernen; aber jetzt, in dem Alter allen Eindrücken offen, wird er auch die Thorheiten des vergoldeten Haufens auffangen; vielleicht auch das Laster, das seine Diener überallhin begleitet, und, so glänzend es sich von außen zeigt, blenden muß — auch das Laster wird er lieb gewinnen.

Grundsätze müßen also zuvor sein Herz inne haben, um der Thorheit und dem Laster den Eingang zu wehren.

Auf diese Art, wiedersetzte Valentour, müssen Sie ihn ganz von Menschen und Welt entfernt halten; wie ist das möglich?

St. Luce. Das wohl nicht. Aber mit so wenigen in Gesellschaft als seyn kann. Und die Welt, däucht mich, läßt sich am besten, und ohne Gefahr in der Geschichte zeigen.

Valentour. Nu! war die Vorwelt beßer als unsere? — finden sie nicht in der Geschichte

schichte gute und böse Menschen untereinander? So wie Sie darinn Beyspiele von den schönsten Tugenden finden; so treffen Sie im Gegentheil wieder die schändlichsten Bubenstücke an.

St. Luce. Das verschlägt mich nicht. Die Geschichte ist eine Bühne, die uns mit einem Blicke die Tugend und das Laster zeigt; wir sehen auf einmal den schrecklichen Abstand zwischen beyden, und unser Herz laufet die Gefahr nicht dabey, verdorben zu werden, der es dann ausgesetzt ist, wenn wir die Welt durch die Welt selbst kennen lernen müßen.

Valentour. Aber läuft er nicht Gefahr, da er alles, Gutes und Böses vor sich sieht; so oft die Tugend fallen, und das Laster steigen sieht; daß ihn Beyspiele des Bösen mehr reitzen, als jene des Guten? Er ist Ehrgeizig, zum Beyspiel, findet er nicht tausend Siege des Stolzes, die seinem Ehrgeize schmeicheln?

St. Luce. Das ist nun mein Thun, ihm das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; ihn vor dem Betrug zu warnen, den der äußere Schein der Dinge ihm droht.

Valen-

Valentour. Nun mein Herr! habe ich Sie, wo ich Sie haben wollte. Der Mensch braucht einen Führer; ihn sucht' ich an Ihnen für meinen Sohn, und hoffe ihn gefunden zu haben. Er wird unbeschädigt an der Hand seines Mentors sich durch die Gefahren der Welt drängen; er wird Thorheiten sehen, und wenn Sie ihm zeigen, daß es Thorheiten sind, wird der falsche Schimmer sein Herz nicht mehr bestechen können; er wird das Laster verabscheuen, weil Sie ihm den Werth der Tugend reitzender gemacht haben. Dann verbinden Sie die Geschichte damit, und Sie können ihren Zweck nicht verfehlen. Die Geschichte allein, ohne praktischen Umgang mit der Welt, ist, nicht nur unzureichend; sondern sogar schädlich. Sie führet den Menschen in eine Welt, die nicht mehr die unsrige ist; macht ihn mit todten Leuten bekannt, und wir leben unter Lebenden, und so bleibt der Mensch bey der tiefsten historischen Einsicht Kind in der gegenwärtigen Welt.

St. Luce, zu sehr in sein System vertieft, das das Resultat jahrelangen Studiums war, zu starrsinnig und stolz, sich belehren zu lassen, widersprach alles mit Hitze, und würde

um

um alles in der Welt seine Meinung nicht verlassen haben. Valentour entdeckte mit bitterstem Verdruße die schwache Seite des Manes, wovon er für die Erziehung seines Sohnes die nachtheiligsten Folgen voraussah. Er schwieg; aber ohne dabey seine Absicht zu vergessen. Er selbst verband sich, die Lücke zu ersetzen, die er in St. Luce fand, und schmeichelte sich um so mehr den Hofmeister nach und nach auf seine Seite zu bringen, wenn er wider Verhoffen den glücklichen Erfolg von seiner Bemühung sehen würde.

Allein diese Lücke wurde verstopft, und eine andere öffnete sich wieder. Valentour entdeckte sie mit Schaudern. Es ist einer der gefährlichsten Fehler für den Karakter des Zöglings, und kein Mittel fand sich, ihn zu heben.

St. Luce ward, wie gesagt, von dem Drucke des Schicksals und der Menschen sehr mißmuthig gemacht, davon ihm noch öftere Anfälle von böser Laune übrig blieben, wo es ihm unmöglich war, seinen Trübsinn zu verhüllen. Diese Lage war für seine dermalige Berufsgeschäfte sehr traurig. Denn sein Karakter war dem des jungen Valentour gerade

rade entgegen gesetzt, und nothwendig mußten also beyde öfters in Kollision kommen.

Die kleinste Ausschweifung des Knaben zog eine ernste Sittenrede nach sich, und den Verbot irgend eines unschuldigen Vergnügens, das von der Willkühr des Hofmeisters abhieng.

Wie konnte das lange dem forschenden Auge des Vaters entwischen, der den Lehrer und Zögling immer mit gleicher Wachsamkeit beobachtete. Die Folge entdeckte diesen Umstand selbst. Das Zutrauen, das freye offene Betragen des jungen Valentour gegen seinen Lehrer verlohr sich bald in sklavische Furcht, und diese — macht Heuchler. Der Knabe, den finstern Blicken und Vorwürfen seines mürrischen Hofmeisters zu entgehen, spielte seine Sächelchen geheim, und die Furcht lehrte ihn List und Betrug.

Valentour hatte in etwelch Tagen mehrere dieser Entdeckungen gemacht, und den Grund davan hatte er sich leicht entzifert.

Schrecklichers hätte ihm nichts begegnen können; er war aufs äußerste gebracht. Er theilte seine Erfahrung dem St. Luce mit, machte ihm bittere Vorwürfe, und beschloß, so schwer es ihm auch ankommen sollte, bey den Last seiner Geschäfte selbst seinen Sohn zu erziehen. Er entließ den St. Luce seines Geschäftes, und behielt ihn als Freund bey. St. Luce! sagte er, Sie sind ein würdiger, treflicher Mann, Sie sind liebenswürdig ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Einsichten wegen: aber zum Erzieher sind Sie verdorben worden. Sie schreiben treflich von der Erziehung, das ist die Folge ihres Studiums; aber selbst Erziehen lassen Sie ja niemals mehr ihre Sache seyn. Ich versichere Ihnen hiemit, daß sie den ausgesprochenen Gehalt beybehalten sollen, und daß ich, so lang ich lebe, selbst meines Sohnes Hofmeister seyn werde.

Edler Mann! wie wenig verdienen, so wie Valentour im ganzen Wortverstande Vater genennt zu werden! Wie wenige kennen die Heiligkeit ihrer Pflichten, die hohe Würde ihres Karakters! — Wie viele giebt es nicht, deren all ihr Begriff von Erziehung sich auf das Wort Erhaltung einschränkt; und wenn sie Lesen und Schreiben und etwa die Erlernung einer Brodkunst dazurechnen, dann glauben sie nicht mehr, daß ihnen noch was übrig bleiben könnte. Dann sind sie stolz, sich sagen zu können: ich hab dich erzogen! unter meinen Händen bist du groß geworden! Ach, wißt doch! Beßer nicht seyn, als werden ohne Bildung.

Die Fortsetzung künftig.

19.

Karl von Blütenheim,

oder

ein Beyspiel der Dankbarkeit, die heut zu Tage nicht mehr Mode ist.

Es ist traurig, wenn man denkt, daß der Geist der Verfolgung mehrere Herzen beherrschet, als der Geist der Liebe. Wenn Unglück dem Menschen droht, wo findet er einen Freund, der Theil an seinem Kummer nimmt? wo ist der Arm, der sich gerne gegen Unglückliche ausstreckt? wo das Herz, an dem der bekräankte Mitmensch ruhen kann? Wer öffnet seine Hütte um den Verfolgten aufzunehmen, und wo ist das Bruderauge, das eine Thräne mit dem Unglücklichen weint? So sehr als Christus immer die Menschenliebe einflößte, so sehr sich jeder Lebende überzeugen kann, daß das wahre Glück der Menschheit nur Bruderliebe ist, so sehr entfernt man sich doch immer von diesem Kinde der Gottheit, und huldigt dem Sohne der Finsterniß, dem Geiste der Verfolgung.

Ich weiß nicht, welcher Keim der Abscheulichkeit im Herzen des Menschen liegt, um den Menschen zu verfolgen? jede Gelegenheit ist uns werth, unsern Mitmenschen herabzusetzen, jede Stunde willkommen, in der Unglück unserm Bruder droht, oder eine Thräne aus seinem Auge fällt; und unser böses Herz findet so viele Entschuldigung seiner Bosheit. Ich fühle einen heiligen Trieb in mir, die beleidigten Rechte der Menschheit zu vertheidigen und möchte gern jeden meiner Brüder in die Würde einsetzen, die ihm die Gottheit gab.

Nach meiner Denkart ist jeder, der die Bildung des Ewigen trägt, mein Bruder — ich kenne keinen Modeton der Welt, keinen Unterschied des Kleides — jeder Mensch ist mir Mensch, und Nächster. Ich setze dieses voraus, weil ich eine Geschichte und ein Beyspiel einer Dankbarkeit erzählen will, die heute nicht mehr Mode ist.

Da ich für die Rechte der Menschheit schreibe, so kümmere ich mich auch nicht, was immer für schiefe Wendungen die Leute dieser Geschichte geben mögen. — Der Ton meines Vortrags und mein Wohlwollen für jeden,

der

der Mensch ist, soll mich in den Augen des Edlen rechtfertigen, wenn der Unedle die Sache verdrehen wollte. — Vor dem Tribunale der Menschen mag die beßte Absicht manchmal unterliegen, aber sie unterliegt nicht vor dem, der der Richter aller Menschen und der Freund der Wahrheit ist.

* * *

In den Zeiten, in welchen die Jesuiten noch den öffentlichen Schulen vorstunden, lebte ein würdiger Mann in dem Collegio zu N. in Deutschland. Er nannte sich Pater Eberhard, und war Lehrer der Philosophie. Graf von Blütenheim, ein rechtschaffener Cavalier, empfahl ihm seinen hoffnungsvollen Sohn, den er auf die Akademie schickte, und übergab ihn Eberhards Obsorge. — Karl nannte sich der junge Blütenheim, und war ein Knabe von guter Denkart. Da andere Jünglinge leichtsinnig und ausschweifend waren, war Karl fleißig und hatte Sitten. Pater Eberhard gab sich alle mögliche Mühe für diesen Jungen, und suchte aus ihm einen guten Menschen und Bürger zu bilden. Pater Eberhard durchwachte viele Nächte, und dachte auf verschiedene Mittel, dem Jünglinge die

Wissenschaften leicht und begreiflich zu machen.

Blütenheim folgte in allem ganz genau seinem Professor, denn er fühlte, daß ihn Eberhard zur Tugend und zur wahren Glückseligkeit führen wollte.

Manche Jünglinge spotteten des guten Blütenheim, verlachten ihn, und hohnten seiner. Blütenheim vergoß manche Thräne über ihr Betragen und fühlte Ueberzeugung in seinem Herzen, daß ihm Professor Eberhard keine schädliche Anweisung gab, daß er ihn zur Tugend, zur Rechtschaffenheit ermahnte, und ihn oft bath, seiner Religion treu zu bleiben, und nie zum Freydenker auszuarten. Glauben Sie mir, lieber Karl! sagte Eberhard oft zu Blütenheim, Sie werden nirgends Ruhe finden und Glück, wenn sie nicht der Religion ihrer Väter treu bleiben. Sehen Sie nur die ausschweifende Jungen an, die diese Grundsätze verließen; finden Sie, lieber Karl! daß sie gute Menschen sind? Gewiß nicht, erwiederte Blütenheim; und aufmerksam heftete er sein Aug auf die Lippen seines Lehrers.

Eines

Eines Tages gieng Blütenheim mit seinem Professor Eberhard spazieren. Karl beobachtete einen jungen Menschen, der traurig unter einem Baume saß, und seinen Gedanken nachhieng. Was muß diesem jungen Menschen wohl Wiedriges begegnet seyn, fieng Blütenheim an, er ist so niedergeschlagen, so traurig? — Dieser Mensch ist sehr arm, erwiederte Eberhard, er hat Anlage und Fähigkeit, er müßte aber Hungers sterben, wenn ich nicht so viel bey unserm Rektor bewirkt hätte, daß er täglich die Kost bey uns abholen darf. Von dem Wenigen, was ich mir erspare, gieb ich ihm auch manchmal etwas, damit er sich doch ehrlich kleiden kann. Ich wünschte von Herzen, daß ihm geholfen werden könnte. Ich will meinen Eltern schreiben, fuhr Blütenheim fort, und sie bitten, daß sie ihn mir zum Repetitor geben möchten. Sie werden ein herrliches Werk für die Menschheit thun, sagte Professor Eberhard. Blütenheim näherte sich dem armen Studenten, tröstete ihn, und gab ihm Geld.

Nach einigen Tagen eilte Blütenheim voll Freuden zu seinem Professor, zeigte ihm den Brief von seinen Eltern, und die Erlaubniß,

daß er den armen Studenten zu sich nehmen dürfe. Niemand war glücklicher als Karl, denn Gutes thun war seine Freude. Sperber, so hieß der Student, kam nun zu Blütenheim, und Blütenheim behandelte ihn wie seinen Freund. Ich will dich wie meinen Bruder lieben, sagte er, denn du bist ein Geschenke, das mir Eberhard gab, das mir ewig werth seyn wird. Sperber war nun versorgt, und hatte sein Glück dem guten Professor Eberhard zu verdanken.

Die akademischen Jahre endeten sich, und Blütenheim mußte die Universität verlassen. Thränen der Dankbarkeit vergoß er bey seinem Abschiede. Prof. Eberhard drückte ihn warm an sein Herz, und sagte ihm: Herzensjunge! du hast mir eine wahre Freude gemacht. Bleib den Grundsätzen getreu, die ich dir gab, und ich werde durch dich das Glück vieler Menschen gemacht haben. Sperber beurlaubte sich auch, doch sein Abschied war äußerst kalt.

Es giebt Menschen, die, wenn sie im Elende sind, im Staube kriechen; verändern sich ihre Umstände, so verändert sich ihr Karakter; sie werden stolz und unerträglich. Der Mensch,

der

der das Glück vertragen kann, hat ein größeres Herz als der, der das Unglück erdulden kann. So gieng es dem jungen Sperber; er übernahm sich bald im Glücke, und vergaß den vollkommen, dem er es zu verdanken hatte.

Blütenheim, der Sperbern von Herzen liebte, überhäufte ihn mit Gutthaten, denn er glaubte seinem Professor Eberhard zu dienen, wenn er Sperbern diente. Durch Blütenheims Bemühung und der Verwendung seiner Eltern erhielt Sperber eine Rathsstelle vom Fürsten. Mit seiner Erhöhung erhöhte sich auch Sperbers Hochmuth; er wurde hart, stolz, unmenschlich; wie der Modeton war, war auch sein Ton; wen Zeit und Umstände verfolgten, den verfolgte er auch, und war daher ein erklärter Feind der Jesuiten, die zu selber Zeit eben aufgehoben wurden. Hatte er gleich dem Professor Eberhard sein ganzes Glück zu danken, so vergaß er doch alle Liebe, die ihm dieser gute Mann erwiesen.

Undankbarkeit ist zwar das schändlichste aller Laster, aber auch das allgemeinste. Es richtet sich nach dem Weltton, und gründet sich auf unsern Stolz. Sie ist ein Kind der Hoffarth, der ersten Verderberinn der Menschen.

Karl von Blütenheim war binnen diese Zeit in Ländern, er hörte seit seiner Entfernung ungeachtet seiner wiederholten Briefe, weder ein Wort von seinem Professor Eberhard, noch eine Sylbe von seinem Freunde Sperber. Blütenheim schloß alle Briefe an Professor Eberhard seinem Freund Sperber zu, und dieser ließ sie alle unbeantwortet liegen. Denn da Sperber sich als einen starken Geist fühlte, so lachte er des guten Blütenheim; nannte ihn einen schwachen, vorurtheilvollen Kopf.

Die Begriffe vom starken Geist sind in der Menschheit wirklich sehr wunderlich. Ich kannte starke Geister, die so stark waren, daß Menschengefühl wie über einen Felsenstein auf ihren Herzen abgleitete, und unter diesen war auch Sperber.

Die Bulle der Aufhebung der Societät wurde publicirt, und das Loos traf Sperbern, daß er als Kommissär ernannt wurde, den Herren der Societät ihre Aufhebung in der Gegend anzukünden, in der er lebte. Man würde glauben, Sperber würde sich diesem Geschäft mit der Würde eines Mannes unterzogen haben, den es foderte; allein Sperber entheiligte seinen Auftrag, und behandelte die Unglücklichen mit äußerster Härte. Wie unange-

ge-

genehmer ein richterlicher Auftrag ist, desto sanfter und liebenswürdiger muß der Mann seyn, der ihn auszuführen hat. Unglückliche muß man nie unglücklicher machen, und Elende nie die Schwere ihres Elendes fühlen lassen. Es ist Menschenpflicht, jede Bürde zu erleichtern, die unsern Nächsten drückt, und stehet es nicht in unsrer Macht zu helfen, so steht es doch in unsrer Macht zu trösten. Man weiß nicht, wie fühlbar der Mensch in den Zufällen des Unglückes ist, wer es nicht selbst erfahren hat. Ein schiefer Blick, ein zweydeutiges Wort ist Tod für die leidende Seele; wie ein gutes Wort, ein sanfter Blick Balsam fürs wunde Herz ist. — Der Fluch der Menschheit ist über den Grausamen, der diesen Balsam in seiner Gewalt hat, ihn wegwirft, und Gift ins Herz des Leidenden gießet. Allein was heißen diese meine Worte? — Einige werden sie eine Kapuzinade nennen, andere Empfindeley; nur das Herz des Rechtschaffenen wird sie kennen, denn der Ruf der Natur, die Stimme der Menschheit, und das Gepräge der Religion ist in selben.

An der Schwelle ihrer Wohnung empfiengen die ehrwürdigen Väter ihren Richter; mit entblößten Häuptern standen sie um ihn, und erwarteten ehrfurchtsvoll aus Sperbers Mund ihr Urtheil.

Sperber sah stolz um sich her, und weder das Silberhaar der Greisen, noch das ehrwürdige Alter rührten ihn. Mit entblösten Häuptern ließ er Stundenweise Männer vor sich stehen, die eine bessere Behandlung verdient hatten. Sein Blick verkündigte seinen

Stolz, und sein Hohlächeln die innere Schadenfreude. Eine Thräne netzte das Aug manches Redlichen, und Sperbers vorurtheilvolles Herz weidete sich an der herabrollenden Thräne, die jeder andere Mensch getrocknet haben würde. Mancher, der sich noch erinnerte, was Sperber war, was Professor Eberhard für ihn that, rief zum Himmel auf: Ah! das hatten wir nicht an Sperbern verdient.

Niemanden kam diese Behandlung schwerer an, als dem redlichen Eberhard, der auch bey dieser Szene zugegen war. Dieser konnte Sperbers Betragen nicht aushalten, er entfernte sich, und gieng weit in den benachbar Wald, und erzählte dort der verwitterten Eiche, was sein Herz drückte, und es schien als hätte die verwitterte Eiche Theil an seinem Kummer genommen. Der Wind bog ihre harten Äste herab, als wollten sie sich vor dem Haare des Greisen beugen, und das Blatt rauschte düstern, als seufzte es mit dem unglücklichen Eberhard über Sperbers abscheuliche Undankbarkeit.

Ich weiß nicht, wie es sich fügte, daß Pater Eberhardt ganz unglücklich wurde. Als er seiner Professur nicht mehr vorstehen konnte, so machte Sperber, daß Eberhard schier ganz ohne Gehalt war, denn Sperber richtete die Sache so ein, daß der gute Mann vollkommen vergessen wurde.

Mittlerweile als dieses alles geschah, kam Blütenheim von seiner Reise zurück. Sein erster Weg, als er aus der Postkutsche stieg, war nach seines Freundes, nach Sperbers Wohnung,

nung; da erkundigte er sich gleich nach seinem guten Professor Eberhard.

Ich sollte dir Vorwürfe machen, fieng er an, lieber Sperber! — so viel Briefe, und keine Antwort — ist Blütenheim nicht mehr dein Freund? —

Sperber. Ich schwöre es dir, ich erhielt keine Sylbe —

Blütenh. Und wenn das wäre! ist dir Blütenheim so gleichgültig, daß du ihn nicht einmal mehr werth hieltest, dich um ihn zu erkundigen? —

Sperber lächelte höhnisch, und Blütenheim blickte ihm ins Aug — und entdeckte Undank und Abscheulichkeit.

Dank der Vorsicht, daß das Aug der Spiegel der Seele ist! Vergebens verbirgt der Schurke sein schwarzes Herz, zu deutlich stehen die Buchstaben der Bosheit in seinen Blicken geschrieben. Tiefsinnig verließ Blütenheim den bösen Sperber — er suchte Erholung im Freyen.

Als er vor die Stadt tief in seinen Gedanken wandelte, so störte ihn ein altes Mütterchen in seinen Betrachtungen. — Guter Herr, sagte sie, nehmen Sie es doch nicht ungnädig, daß ich Sie störe! Sie sehen so gut aus, und werden mir es nicht übel nehmen.

Blütens. Liebes Mütterchen! was kann ich euch helfen?

Die Alte. Sie sollen mir hie einige Zeichnungen abkaufen, damit ich doch etwas zu leben bekomme, denn ich bin sehr arm —

Blütenh. Laß sehen — sie sind schön — wer gab sie dir? —

Alte. Mein armer Sohn. Er kann mir sonst nichts mehr geben, denn er ist selbst ärmer als arm — er ernährt sich und seine arme Mutter mit dieser Arbeit.

Blütenh. Wer ist denn dein Sohn, liebe Alte?

Alte. Er nennt sich Pater Eberhard — war ehemals im Kloster zu — und —

Eberhard! rief Blütenheim, und umarmte bey diesem Namen das alte Mütterchen — sag — wo ist er? führ mich hin, daß ich ihn in meine Arme drücke.

Die Alte führte Blütenheim in die Stadt zurück, und nachdem sie in eine abgelegene Gasse kamen, fand Blütenheim seinen Professor Eberhard in einer sehr schlechten Wohnung. Blütenheim öffnete die Thüre; mit ausgestreckten Armen eilte er gegen den ehrwürdigen Greisen, der sich vor Erstaunen kaum fassen konnte.

Eberh. Wer sind Sie?

Blütenh. Wer ich bin, lieber Vater! — wie! du kennst deinen Lehrling nicht mehr — deinen Blütenheim kennst du nicht mehr — der jede Stunde seines Lebens auf dich dachte — der dich schon als todt beweinte, weil er so lange keine Nachricht von dir erhielt? — wer ist nun glücklicher als ich, der ich dich wieder fand — an mein Herz will ich dich drücken, und nichts soll dich mir mehr entreißen. —

Thränen des Gefühls erstickten die Stimme des seelenvollen Blütenheims, und Eberhard konnte lange Zeit vor Freuden nicht sprechen. Wie, sagte er endlich, Sie denken noch an mich, guter Karl? ich glaubte, sie hätten mich schon längst vergessen.

Blütenh. Ich dich vergessen — der ich dir

das Glück meines Lebens zu danken habe — wer gab mir die Grundsätze, die die Zufriedenheit meiner Seele machen — wer, als du — und ich sollte dich vergessen — welches Ungeheuer müßte ich seyn?

Eberh. Theurer Mann — ah! was wird die Welt von Ihnen sagen? — Ich bin nun ein Vertriebener. —

Blütenh. Die Welt mag sagen was sie will. Die Stimme meines Herzens ist mir wichtiger; diese sagt mir, daß du mein Lehrer bist, und daß ich dir dankbar seyn muß. Du bist ein armer Vertriebener, sagst du — was heißt das? — dein Orden ist aufgehoben, aber die heiligen Bande der Pflicht sind nicht getrennt. Bist du minder mein Freund, minder mein Gutthäter — bin ich dir weniger Dank schuldig, weniger Gefühl? — So ein Vorurtheil ist nicht für mein Herz. Ich will der Welt zeigen, daß ich dich liebe, trotz allem Vorurtheil. Du bist Pater Eberhard, mein Lehrer, und ich dein Zögling; das Verhältniß zwischen uns hört nie auf. Was ich weiß, weiß ich von dir, und ich schäme mich nicht, der Welt zu sagen, was ich deiner Mühe zu danken habe.

Eberh. Guter Blütenheim! Ihr Herz ist gut; aber sie setzen sich einem grausamen Tadel aus, die Welt denkt nicht, wie Sie.

Blütenh. Die Welt! — O laß die Welt Welt seyn, lieber Alter! es ist besser sich der Kritik der Welt auszusetzen, als der Kritik dessen, der die Herzen der Menschen richtet. Meine Denkart ist offen, wie der Tag, und wenn nur mein Herz eine Handlung billigt, so mag die Welt sie immer tadeln.

Eber-

Eberhard wollte noch vieles reden, aber Blütenheim ließ ihm keine Zeit mehr. Der Fiaker, den er miethete, war vor der Thüre, und Eberhard wurde mit seiner armen Mutter in Blütenheims Pallast geführt. Da ernährte er sie beyde, und all sein Bemühen war, daß der gute Vater Eberhard die Ungerechtigkeit vergessen möchte, mit der ihm der gefühllose Sperber begegnete.

Eberhard lebte nur eine kurze Zeit mehr; er starb in Blütenheims Armen, und empfahl ihm sterbend seine arme Mutter.

Blütenheim beweinte den Mann, und ließ seinen Leichnam in die Grabstätte seines verstorbenen Vaters legen, mit der Innschrift:

Hier in dieser Stette
modern die Gebeine meiner Väter.
Blütenheim gab mir das Leben,
und Eberhard lehrte es mich zu gebrauchen.
Es ist billig, daß beyder Asche
eine Urne sammelt,
die ewig heilig dem seyn wird,
der sie setzte.

Als Eberhard verschied, und sein Leichnam ausgestreckt in der Bahre lag, ließ Blütenheim den Rath Sperber unter dem Vorwande einer wichtigen Unterredung zu sich bitten.

Sperber kam; Blütenheim führte ihn in das Zimmer und riß gähling das Leichentuch von dem erblaßten Eberhard. Hier, fieng er an, hier sieh das erblaßte Bild deines Guttha-

ters.

ters. Er ist nun nicht mehr; seine Leiden sind überstanden; keine Thräne rollt mehr aus seinem starren Auge, und kein Seufzer hebt mehr seinen kalten Busen. Elender! wie kannst du nun die Beleidigungen wieder gut machen, die du ihm zufügtest? Geh hin, vergieße ein Meer von Thränen, du wirst seine starren Glieder nicht wieder erweichen. Ueberhäufe ihn mit Küssen, du wirst nie seine kalten Lippen wieder erwärmen. Mensch! warum vergißt du, daß du Mensch bist! — Hat die Gottheit die handvoll Staub, die du herumträgst, darum belebt, daß du zur Pest deines Bruders werdest? — So wird auch dein Auge erstarren, so deine Lippen erkalten; denn — wenn dein Geist die Hülle verläßt, so stehe hin, und betrachte, wer du warst, und überdenke das Nichts deiner Größe.

Sperber stund beschämt da, und eine Thräne stieg in sein Auge. Weine sie, diese Thräne! fuhr Blütenheim fort, weine sie! sie macht der Menschheit Ehre. Glaub mir, Sperber! wir sind alle Menschen; das Kleid macht nicht den Mann. Wir kommen alle nackt in die Welt, und gehen wieder nackt davon, der Monarch, wie der Sklave, der Laye, wie der Mönch; der schwarze Rock und die Mönchskutte, die Doktorkappe und die Krone, das Diadem des Persers und der Turban des Türken — alles dieses bleibt hier, wenn die Maskerade dieses Lebens aus ist. Und wenn uns der Richter jenseits fragt, warum habt ihr euren Bruder verfolgt, so wird es uns nicht zur Entschuldigung seyn, wenn ich sage: er trug einen Mönchs-Rock, oder einen Türkenbund. Schweig, Unverschämter! wird der Richter

sagen;

sagen; das Kleid hat ihm die Welt gegeben, aber mein Bild machte ihn ungeachtet dieses Kleides kennbar. Er war Mensch, und dein Bruder; sag, warum hast du ihn gehaßt? Warum mein Bild entheiligt? — —

Sperber war gerührt; er gieng traurig fort, und bitterer Gram marterte sein Herz.

O ihr Menschen! die ihr euch immer verfolgt und hasset, wäre es mir doch vergönnt, euch alle zu einer Leiche zu führen. Den gräßlichen Tod wollte ich dort bitten, daß er euch doch aussöhnen möchte. Staub hasset den Staub, und Knochen tretten Knochen zu Boden. Sehet euer Unrecht ein; es kömmt eine Stunde, in der ihr kein Unrecht mehr gutmachen könnt. Verfolgung ist der Geist der Hölle; Liebe der Geist der Gottheit. Reiche mir deine Hand, du, der du mir feind bist, wer du immer seyn magst, ich verzeihe dir. Meine Seele ist des Hasses nicht fähig; noch haben wir Arme, uns zu umarmen; noch ein Auge, um Thränen des Wohlwollens zu weinen; noch ein Herz, das für Menschen schlagen kann; — Die Zeit des Lebens ist kurz; der Tod raubt uns diese Geschenke — wehe dem! der sie zum Unglück der Menschen, seiner Brüder mißbraucht hat, und nie der Versöhnung eine Thräne geweint! ! ! —

20.

Valentour,

oder

die Macht der Erziehung über das Herz.

Fortsetzung.

Valentour richtete bey der Erziehung seines Sohnes sein vorzüglichstes Augenmerk dahin, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen, und das Herz desselben so drang an seines anzuschließen, daß keine Lücke zwischen beyden statt haben konnte. Und wie leicht war ihm dieses nicht? Er begegnete ihm sanft, und vermied, soviel möglich, mit rauhen Vorwürfen ihn von sich zu scheuchen; kein Vergnügen, keine kleine Wohlthat konnte der Knabe genießen, die er nicht aus des Vaters Hand ihm reichen sah, und Strafen — schicklich und selten angebracht — waren immer so, daß sie nie als eine Folge des Zornes schienen, sondern immer als nothwendig aus dem Vergehen selbst entspringend mußten angesehen werden, so daß der Knabe beydes, Verbrechen und Strafe, als sein Werk betrachtete. Dem Umgange der Domestiquen entzog er ihn soviel als möglich, und in Künsten und Wissenschaften hatte er ihm kluge und rechtschaffe-

ne Männer gewählt, die nebst der Geschicklichkeit in ihrem Fache auch Sitte und Wohlstand besaßen, und fest an die Vorschrift des Vaters gebunden waren. Valentour, der den thierischen und moralischen Menschen und das Verhältniß unter beyden kannte, erreichte spielend seine Absicht. Er gieng der Natur nach, und vermied alle andern Nebenwege, von Systemen und Methoden dem schüchternen und trägen Kopfe eröffnet. Auf dieser Bahne waren ihm alle die pädagogischen Hilfsmittel entbehrlich, die gegenwärtig so reichlich, und doch mit so wenig Erfolg, an Aeltern und Kinder ausgespendet werden. Aus seinem guten Herzen flammte die zärtlichste Liebe, die nie an seinem Liebling ermüdete; und sein großer, vorurtheil freyer Geist zeigte ihm die Wahrheit, und ließ das Herz nicht überschwenglich werden. Der unerschöpfliche Schatz an Erfahrungen, und das große Buch der Natur diente ihm für alle Bücher. Auch seinem Sohne versagte er einen unnützen, überlästigen Bücherkram; reitzte seine Aufmerksamkeit auf die Dinge selbst, die in der Natur um den Menschen herumgeschehen, und ließ ihn mehr beobachten als lesen. Man weiß ja zu gut, und itzt mehr, als in den Jahr-

hun-

hunderten der Vorzeit, daß der Geist träge wird, und es sehr gemächlich findet, sich von andern vordenken zu lassen.

Stuffenweis wird der Mensch; allmählig entschwingt sich der edlere Geist den Fesseln des thierischen Körpers, allmählig reifet der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Mann, und wie wichtig sind diese Stuffen in der Geschichte des Menschen, wie wichtig der Aufmerksamkeit des Erziehers! Es sind Epochen, wo uns die Entwickelung der Keime, der Anwachs und das Uebergewicht der Neigungen am sichtbarsten wird.

Valentour bemerkte sie richtig, und sah die Keime des Guten und Bösen reifen, und die Leidenschaften ihre Hülle durchbrechen, darinn sie in der Kindheit lagen. Der junge Valentour trat nun in ein Alter, wo der Geist, zu groß sich gängeln zu lassen, und zu schwach noch, sich selbst trauen zu können, das Herz allen Gefahren preis giebt. Itzt zeigen sich Bedürfnisse, die man in der Kindheit noch nicht kannte, und ihre Befriedigung wird mit ungestümmer Begierde gesucht. In dem Augenblicke, da der Wunsch aufsteigt,

will man ihn auch schon erfüllt sehen; jede Verzögerung ist ein neuer, noch so mächtiger Reitz.

Leidenschaften liegen im Temperament; der Vernünftige sucht sie nicht auszurotten, sondern zu lenken; denn auch in ihnen liegt der Keim der Tugend. Ist gleich die Bestimmung des Temperaments unwillkührlich; ist sie gleich eine Gabe der Natur und des Climats, so sind doch auch der freye Wille des Menschen, und die Mittel, ihn zum Guten zu leiten, die Religion und Sittenlehre geben, Geschenke der Gottheit. Oft schlummern die Leidenschaften nur, erwachen wieder, und reissen den Menschen mit unwiderstehlicher Wuth fort, wenn ihnen nicht Grundsätze der Tugend das Gleichgewicht halten.

Die vielerley Wege, die von Erziehern in diesem Falle sind angetretten worden, haben noch meistens irre geführt. Man hat aus Jünglingen mit der hoffnungsvollesten Anlage zu großen Männern Tückköpfe, Heuchler und geheime Bösewichter, ungestimme Wildlinge oder träge, unthätige Maschinen erzogen, in denen aller Geist, alles Feuer ist vertilgt worworden — Automaten, die nicht mehr aus eigner Kraft handeln, sich mechanisch nach

der

der Richtung bewegen, die ihnen eine fremde Kraft giebt.

Valentour fand auch hier seinen Weg von der Natur vorgezeichnet. Druck und Gegendruck stellt das Gleichgewicht her, und das muß auch, soviel möglich unter den Leidenschaften hergestellt werden. Man muß den niedrigen Leidenschaften edlere entgegen setzen; z. B. dem Hang zur Wohllust Ehre, Selbstliebe, zärtliches Gefühl gegen andere, Achtung für seinen Mitmenschen, Hoheit und Würde seines Standes, auch Seelenstolz in einem gewißen Grade; so, daß das Böse nie — wenigstens seltner das Gute überwiegen kann. Selbstgefühl des Guten und Bösen ist das sicherste Mittel beydes kennen zu lernen. Valentour setzte daher seinen Sohn öfters in die Lage, wo er die Folgen von Zorn, Rachsucht, Eitelkeit, und andern bösen Neigungen selbst fühlen konnte. Er benützte alle Gelegenheiten, wo er ihm durch Beyspiele, meistens gegenwärtige, die traurigen Folgen des Vorurtheiles, der Mode Thorheiten und des Lasters anschaulich machen konnte. Dann prägte er ihm auch jene Grundsätze ein, die den Karakter des Edlen befestigen; Grundsätze

von

von Ehre, Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Dankbarkeit, Achtung gegen sich selbst, Menschenwürde ꝛc. Freylich behalten sie nicht immer jene Kraft, mit der sie in der gegenwärtigen Zeit auf das Herz wirken, wo man sie vorträgt; aber nie verlieren sie sich ganz aus dem Herzen; man erinnert sich ihrer wieder in vorkommenden Fällen, und dann stemmen sie sich wieder mit neuer Kraft gegen die entgegengesetzten Leidenschaften.

Durch das Zutrauen, das der Sohn zum Vater hatte, war ihm jedes Wort heilig, und kein Zweifel, kein Gegensatz konnte ihm die Lehren seines Vaters verdächtig machen; durch die Zärtlichkeit, mit der sich von seinem Vater geliebt sah, und mit der er ihn wieder liebte, würde er um alles in der Welt seinen Grundsätzen nicht ungetreu geworden seyn, seinem Willen nicht entgegen gehandelt haben; und wenn er ja zuweilen aus Schwachheit oder Leichtsinn fehlte, so war es ihm minder des Schadens wegen leid, den er sich durch seinen Fehler zugezogen, als weil er die zärtliche Liebe seines Vaters beleidigt hatte.

Unbeschreiblich, fühlbar nur für den Vater ist die Freude, die Valentour über seinen Sohn empfand. Kein Erdenglück hätte sein Herz mehr in die innigste Wonne versetzen können, seine Seele mehr über alles Ungemach des Lebens erheben können, als daß er seine Sorge, seine Liebe so reichlich in seinem edlen Sohne belohnt sah. Mancher Vater, der zu träge, zu gemächlich war, die Stunden, die ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, auf die Bildung seines Kindes zu verwenden, blickte itzt mit thränenden Augen auf den glücklichen Valentour, und bereute zu spät, daß er sein Kind lieblos und pflichtvergessen den Händen eines Fremdlings überließ, der einen heillosen Taugenichts, einen ungesitteten Burschen, oder gar einen Bösewicht daraus geformt hatte.

Bald bekleidete Valentour eine ansehnliche Stelle im Staate, wo er beneidet und geliebt, allgemein geschätzt sich den Beyfall des Monarchen und seiner Nation in vollem Maaße erwarb. Noch immer an der Hand seines weisen Führers, der allein sein ganzes Zutrauen besaß, gieng er mitten durch die Gefahren des Hofes, wo ihm von allen Sei-

ten Verläumdung, Cabale, Schikane und Verführung in den Weg stunden, unbeschädigt seines Herzens, seines Glückes und seiner Ehre.

Wenn ihn je zuweilen eine Leidenschaft auf seinem Wege aus dem Geleise riß, so hielt ihn auf der andern eine edlere zurück, und die Aufmerksamkeit seines Vaters, der er nie entgieng, ließ ihn nie seine Bahn verlassen.

Valentour war der Liebling in Gesellschaften, und seine einnehmende Bildung, und sein erhabner Geist verdienten ihm unstreitig diesen Vorzug; er schätzte auch den Beyfall des schönen Geschlechts, denn wie konnte er ihm nach seiner heftigen Neigung gleichgültig seyn? — Aber er gab ihm auch zu vielen unangenehmen Vorfällen Anlaß, verleitete ihn zu manchem Schritt, der der nächste in sein Verderben gewesen wäre, wenn ihn nicht die Rückerinnerung an die Grundsätze seines Vater, die Vorstellung der schrecklichen Bilder vom Laster, die dieser mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gezeichnet hatte, noch zur Zeit zurückgehalten hätte.

Unter allen den Schönen, die am Hofe glänzten, stellte ihm die Marquise de Valiere am gefährlichsten nach. Sie war schön, hatte viel Geist, und noch in der Blüthe der Jahre, geübt in den Künsten der Liebe war es ihr leicht einen feurigen, liebeschmachtenden Jüngling an sich zu ziehen, dessen Herz noch unbefangen war.

Valentour, ganz von den anziehenden Reizen und seiner Leidenschaft hingerissen, verrieth bey jedem Blicke, mit dem sie sich begegneten, die geheime Geschichte seines Herzens; allein die schlaue Schöne, die mit Vergnügen den Jüngling so weit gebracht sah, that, als ob sie von allen den Regungen seines Herzens nichts wußte, wich seinen zärtlichen Blicken aus, und reitzte ihn durch anscheinende Nachläßigkeit so sehr, daß Valentour auf dem Wege war, ihr einen förmlichen Antrag zu machen; allein die Schaam, seine Schwäche zu entdecken, und die Achtung, die er sich und dem Marquis schuldig war, hielten ihn zwar von diesem Schritte zurück, konnten aber doch nicht die Flamme löschen, die in seinem Busen loderte. De Valiere suchte sie immer mehr anzufachen; und wirklich

lich hatte sie schon zur Hälfte gewonnen. Im Enthousiasmus der Liebe, von allen Seiten bestürmt verlohr Valentour alle Macht über sein Herz, und that seiner Dame in den feurigsten Ausdrücken ein Geständniß, das er zwar nicht länger verschweigen konnte; bey kälterm Blute aber bey jedem andern verliebten Thoren würde belacht haben. Nun hatte de Valiere ihre Absichten erreicht, und in einer Gegenantwort versicherte sie ihn ihrer zärtlichsten Gegenliebe. Valentour war ausser sich vor Entzücken, und in dem gegenwärtigen Augenblicke würde er sich zu den niedrigsten Schwachheiten herabgelassen haben. Allein der Zeitpunkt war zu seinem Falle eben nicht günstig. Er wurde denselben Tag noch zu einem Besuche gebeten. Nun war es beynahe um seine Ruhe, um seine Ehre geschehen. Er lief, von der Leidenschaft gepeitscht, bis an den Rand des Abgrundes, vor dem er eben stund, ohne den gräßlichen Schlund zu sehen, darein er unrettbar fallen sollte. Noch lag er wonnetrunken auf einem Ruhebette, die goldne Uhr in der Hand, und schimpfte die Zeit eine alte Vettel, weil sie nicht mit seinen Gedanken die wenigen Stunden vorüber eilte, als er unangemeldet einen

Besuch erhielt, der ihn aus seinem süßen Traume aufschreckte, und ihn in eine ganz andere Lage versetzte. Es war der Marquis, der allein die Freyheit hatte, unangemeldet kommen zu dürfen. Ein guter, freundlicher Mann, der gerne seine Kräften zum Dienste seines Mitmenschen verwendete. Er war zu gut, um Arges von seiner Gemahlin zu muthmassen, und bekümmerte sich um ihre Galanterien wenig.

Valentour hatte ihm schon öftere Gefälligkeiten zu danken, und eben itzt kam der Marquis wieder, ihm in einer sehr dringenden Angelegenheit, darinn sich Valentour befand, den wichtigsten Dienst zu leisten.

So sehr er auch über den Besuch des Marquis erschrack; noch mehr bestürzt wurde er, da er die Ursache desselben vernahm. Des Mannes redliche, zärtliche Freundschaft, die er mit dem schändlichsten Undank zu vergelten im Begriff war, erregte in seiner Seele die bittersten Vorwürfe. Eine Purpurröthe deckte alle Lilienflächen auf seinem Gesichte; das Blut tobte in den Adern, von dem ersten Aufruhr noch nicht gestillt. Er bebte

vor

vor den Umarmungen des Marquis zurück, und floh seinen Blick. Die schrecklichsten Bilder stellten sich seiner Seele dar, und, nur erst auf dem Wege zum Laster, glaubte er sich schon lasterhaft. Alle Reitze der Marquise verschwanden aus seinen Augen; und so verschwenderisch zuvor im Taumel der Leidenschaft seine Phantasie der trunknen Seele neue Schönheiten vorgemalen hatte, die in dem Original nicht waren; so geschäftig war sie itzt, das Bild mit den häßlichsten Zügen zu entstellen. Die ihn ehemals als eine holde Grazie entzückte, war itzt in seinen Augen ein Ungeheuer, eine elende Verführerinn.

Der Abend vergieng, und die Nacht, schlaflos und marternd. Den andern Tag erhielt de Valiere von Valentours Hand ein Billet, darinn er ihr den Zustand seiner Seele mit den lebhaftesten Farben, mit den kräftigsten Zügen schilderte, und ihr das Unedle ihres Betragens gegen ihn auf das nachdrücklichste vorstellte.

Unvergeßlich wurde ihm die Geschichte dieses Tages, und lange wirkte sie auf sein Herz; doch endlich verdunkelte die Zeit die Züge wie-

derum,

derum, die in seiner Seele davon übrig geblieben waren, und die Leidenschaft wurde von neuem rege, wenn schon mit minderer Kraft, doch nicht minder gefährlich; und der Mensch, selbst nachläßig, durch Geschäfte und Eindrücke von äußern Dingen zerstreut, ist so wenig aufmerksam auf sich selbst, daß er die Regungen, die in seinem Innern vorgehen, meistentheils dann erst erfährt, wenn die Leidenschaften schon das Uebergewicht über die Vernunft gewonnen haben.

Valentour befand sich öfters in dem Falle; öfters täuschte ihn sein Herz, allen Eindrücken offen, und hatte ihn so weit gebracht, daß er den gefährlichsten Kampf wagen mußte, um seine Tugend dem mächtigern Laster abzuringen.

Und — nicht genug, daß wir uns selbst schon so gefährlich sind, droht uns auch noch die Verführung, von der wir weit mehr zu befürchten haben. Das Laster hat die beredesten Zungen im Solde, und den Erfindungsgeist gedungen, der nie müde wird, es zu schminken.

Einst an einem Abend, als Valentour aus dem Theater gieng, wo eben eine wollüstige Szene seine Phantasie erhitzt hatte, und die Leidenschaft, die eine lange Zeit her in seinem Busen ruhete, wieder erweckte, stieß er auf einen jungen Kavalier von seiner Bekanntschaft, der ein unmäßiger, und bereits schaamloser Wollüstling war. Es kostete ihn wenig Worte, den jungen Valentour zu bereden, daß er mit ihm gehen, und an seinen Vergnügen theilnehmen sollte. Larignon, so hieß er, führte ihn am äußersten Ende der Stadt in ein abgelegnes Häuschen. Ein altes, in Schande und Verbrechen graugewordenes Mißgeschöpf verführte arme, unschuldige Mädchen, die das Glück verstossen hatte, in diese Höhle, und versteckte sie den Augen der Gerechtigkeit, bis sie am Altare der Schande als Opfer hinsanken. Schaam und Verzweiflung fesselte sie dann selbst an das Laster, zu dem man sie gezwungen hatte. Valentour tratt mit seinem Begleiter hinein; sein Tritt wankte, aber es fehlte ihm Kraft und Entschlossenheit zur Flucht. Er sollte der Mörder einer Unschuld werden, die noch kaum die Kindesjahre verlassen hatte, derer Reitze erst zu blühen anfiengen; die elend und ver-

lassen ein Raub des Schicksals und des schändlichsten Eigennutzes geworden. Sie weinte, als sie mit Valentour war; nicht aus Schaam, nicht aus Furcht, denn ihre Bestimmung war ihr noch unbekannt, aber sie weinte um Rettung aus einem Orte, in den man sie aus dem Schoose ihrer Aeltern geschleppt hatte. Ihre Thränen rührten ihn, und er forschte um die Ursache derselben. Wie von einem gräßlichen Gespenste erschreckt, fuhr er zusammen, als er die Geschichte dieses unglücklichen Mädchens hörte. Gott! rief er auf, was wollte ich! — Was für ein Ungeheuer sollte ich geworden seyn! — Valentours Geschrey führte die Wirthinn des Hauses und Larignon herbey. Sein Gesicht glühete, sein Auge schoß Flammenblicke auf die Schändlichen, und Wuth und Schaam über sich selbst nahmen ihm anfangs Besinnung und Sprache. Dann warf er ihnen in den bittersten Ausdrücken die Grausamkeit ihres niederträchtigen Herzen vor. Sogleich verließ er das Haus, und nahm das Mädchen mit sich, ohne in der ersten Hitze zu bedenken, daß er seine eigene Ehre in Gefahr setzte. Er eilte mit ihr dem Hause ihrer Aeltern zu, verließ sie da, und sogleich war es

seine

seine erste Sorge das Raubnest der Unschuld zu vertilgen, und die Elende in die Hände der Justitz zu liefern. Larignon kam des andern Tags zu ihm, und wollte sich über Valentour, den Tugend-Ritter, wie er ihn nannte, lustig machen, und suchte seinen Entschluß zu ändern. Valentour erschrack über die Niederträchtigkeit eines Menschen, der ihn noch gestern Freund nannte, und entsagte aller fernern Gemeinschaft mit ihm. Larignon drohete, die Geschichte in allen Gesellschaften auszubreiten, und so Valentours Ehre auf immer zu brandmarken. Aber die fürchterlichsten Drohungen strömten aus Valentours Mund auf den Frevler, und es hatte wenig gefehlt, daß er nicht von übermächtigem Zorne hingerissen eine gräuliche That begangen hätte. Er hatte das Leben des Unwürdigen in seiner Hand, und nur Bitten und die heiligsten Versicherungen, ewiges Stillschweigen zu halten, hielten seinen Arm zurück.

Die Fortsetzung folgt.

20.

Meister Johann und Meister Fritz.

Senkrecht stund die Sonne über dem Dorfe; eine feyerliche Stille heiligte die Stunde des schwülen Mittags. Unter einer pechvollen Tanne, die Johanns Hütte umschattete, stund der ländliche Tisch bereitet zur ganz ungekünstelten Mahlzeit; und Meister Johann saß unter dem Baume, und athmete Balsam durch den harzigen Geruch der ausdünstenden Tanne.

Mit ruhigem Gemüthe freute er sich des reinen Genußes der Wohlthaten der Natur, verzehrte seine mäßige Mahlzeit, und weidete sein Auge an seinen Kindern. Malchen war seine Tochter und Peter sein Sohn, zwey hoffnungsvolle Kinder, die Johanns Tage verherrlichten. Gegenüber sassen sie ihm am Tische, und ihre liebreiche Sorgfalt, ihre kindliche Liebe trieb manche Freuden-Thräne in Johanns Aug, der von Herzensgrund der Gottheit das Glück seiner Tage dankte.

Unweit Johanns Wohnung wohnte Meister Fritz, ein wohlhabender Mann. Er war reich und böse. Sein Grundsatz war: alles für mich. Nie fühlte er die Herzenswonne, Gutes zu thun; nie die Freude, eine Thräne auf den Wangen des Unglücklichen zu trocknen. Neidisch mißgönnte er jedem Menschen sein Glück, und grämte sich im Herzen, wenn es einem andern wohlgieng. Nie war er glücklicher, als wenn man ihm von Unglücksfällen erzählte; wenn der Donner in ein Haus schlug, wenn sein Nachbar einen Fuß brach; ein ehrlicher Mann aus dem Dorfe sein liebes Kind verlohr; das war Freude für ihn; da feyerte Fritz einen Festtag, und trank eine Maaß Wein mehr. Er war so boshaft, daß er durch schlechte Leute, die er mit Geld miethete, bey Unglücklichen aussprengen ließ, daß er ein guter, barmherziger Mann wäre, damit die Elenden bey ihm Hilfe suchten; denn hatte er seine ganze Freude, wenn er einen Unglücklichen an seiner Thüre sah, und wenn er ihn seine Armuth in ihrer ganzen Grösse konnte fühlen lassen. Verachtung, Vorwürfe, Hohngelächter waren seine Geschenke, die er gab, denn kein Menschenherz schlug in seinem Busen.

Manche werden glauben, es gäb keine solchen Gemüther; allein, leider! giebt es deren; meine Schilderungen sind Copien nach wahren Originalien: wollte Gott! daß diese Bilder nicht da wären.

Fritzens größter Verdruß war, daß es seinem Nachbar Johann sowohl gieng. Er beneidete ihn um alles, selbst um die gutthätige Luft, die er einhauchte und um die Wärme der Sonne. Wer würde es je glauben, daß ein Menschenherz so ausarten könne, und doch ist diese Ausartung leider nur zu oft wahr. Ich kannte selbst einen Menschen, der einst zu einem Unglücklichen, der ihn um Hilfe ansprach, sagte: Wie, ich sollte dir helfen? mir das Vergnügen rauben, dich elend zu sehen? mein halbes Vermögen wollte ich geben, wenn dein Auge nie die Freude des Gesichts, dein Ohr nie die Freude des Gehörs, deine Zunge nie die Freude des Geschmacks haben könnte. Wenn es in meiner Macht stünde, so wollte ich selbst das Gefühl der Liebe in Schmerzen verwandeln, um euch alle doppelt elend zu sehen. — — Ach! welch teuflisches Gefühl! das Gepräge der abscheulichsten Seele, Vorgeschmack zur Annäherung zur Satanswerdung. In die Hölle wollte ich mich vor sol-

solchen Menschen verstecken; gewiß ist dort der schlimmste Teufel nicht so boshaft, wie sie.

Fritz war nun unter dieser Zahl, und jede Stunde näherte er sich durch sein boshaftes Herz mehr der Verteuflung, denn er brütete über die schwärzesten Thaten, über die abscheulichsten Entwürfe zum Unglück seines Nachbars. Wie soll ich es angehen, sagte er zu sich, um Hansen ganz elend zu machen? Soll ich ihm sein Haus abbrennen, oder seine Kinder morden? — ach! das wär nichts; ich würde nur mich unglücklich machen, nicht ihn, und wenn auch das nicht wäre, so würden ihm seine Freunde wieder ein Haus geben, und der Schmerz über den Verlurst seines Sohnes würde mit der Zeit versiegen. Nein, Fritz! das wäre ein dummer Einfall. Ich will die Sache klüger und weiser machen. Fritz ließ selben Abend noch den Schreiner Falk zu ihm kommen, der ein ausgelernter Bösewicht war. Falk war ein Gleißner der ärgsten Art. Er war stundenlang in den Kirchen, bethete und haßte seinen Mitmenschen. Falk kam. Was befehlen Sie, Herr Fritz! sagte er; worinn kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, daß es meine größte Freude ist, meinem Nächsten etwas Gefälliges zu erweisen.

Fritz.

Fritz. Lieber Herr Falk! Sie müssen mir einen Rath geben.

Falk. Und in welcher Sache?

Fritz. Sie kennen den Meister Johann; es ist Antipathie zwischen ihm und mir. Ich möchte ihn gern zu Grunde richten; sagen Sie mir eine sichere und zuverläßige Art.

Falk. Hm! Hm! zu Grunde richten! — Das geht nicht. Das wäre nicht recht. Wir wollen ihn nicht zu Grunde richten, er selbst soll sich verderben, das ist besser, so haben wir uns keine Schuld zuzulegen.

Fritz. Wie ist aber dieses anzugehen?

Falk. Vorausgesetzt, lieber Herr Fritz! daß Johann ein böser, gottloser Mensch ist, so verdient er gewiß gezüchtigt zu werden, und unser Gewissen kann sich über diesen Punkt beruhigen. Ich denke so: — kann zwar nicht sagen, daß er mir je etwas zu leide gethan hat; weiß auch eben nichts Böses von ihm; allein stille Wässer gründen tief, und — die Welt ist böse — Gott behüte mich, daß ich ihm Unrecht thun möchte: aber unter uns gesagt; ich halte nicht viel auf ihn. Aber lassen wir dieses beyseite. Sie fragen mich ja um Rath und That, und ist es nicht meine Pflicht, meinem Nächsten an die Hand zu gehen,

hen, und dieser Nächste sind nun Sie, der Sie meiner Hilfe bedürftig sind.

Fritz. Treflicher Mann! Sie können einen so beruhigen. —

Falk. Das ist eine außerordentliche Gnade des Himmels. Ich sehe die Sache sogleich allzeit von dem rechten Gesichtspunkte an.

Fritz. Also zur Sache! auf welche Art können wir ihn am leichtesten verderben?

Falk. Daß Gott behüte! Verderben! — Was, verderben? Glauben Sie, daß ich so ein böser Mann bin, daß ich Jemanden verderben wollte? Was ich Ihnen rathe, soll nichts als eine Tugendsprüfung für Meister Johann seyn. Stürzen wir ihn in Armuth, so geben wir ihm Anlaß zur Geduld; entziehen wir ihm seine Kinder, so setzen wir ihn in die Lage der Aufopferung: mit einem Worte, alles was wir unternehmen, soll zu Johanns Glück seyn; alles, um seine Tugend zu prüfen, und wenn wir ihm die zeitlichen Güter auch entziehen, so ersetzen wir ihm ja diesen Schaden zehnfach wieder, da wir ihm die schönste Gelegenheit an die Hand geben, durch Geduld und Sanftmuth sich Güter der Ewigkeit zu sammeln, denn alles ist Eitelkeit auf dieser Welt. Vanitas vanitatum. —

So

So sprach der schlimmste der Gleißner, und das Gepräge der Hölle war auf seiner Stirne, als er sprach. Der böseste der Entwürfe reifte zur That, und das Resultat ihrer Unterredung war so abscheulich als ihre Seele. Wir wollen, fuhr Falk fort, dem Meister Johann, der nun zehn Jahre Wittwer ist, ein Weib geben, und die sich für ihn am besten schickte, wäre wohl die fromme Cathrine — in Gott und der Heiligkeit, meine Mitschwester im Gebete. Sie bethet den ganzen Tag, und außer einer kleinen Zanksüchtigkeit ist ihr nichts auszusetzen. Ich bin versichert, daß Schwester Cathrine dem guten Meister Johann alle mögliche Gelegenheit geben wird, sich täglich in der Tugend zu stärken und vollkommener zu machen. Wenn Cathrine Johanns Weib ist, so hat er weder Fasten noch andere Kasteyung mehr nöthig, er wird alles in seiner lieben Gattinn finden, die eine werkthätige Geisel seines Fleisches seyn wird — des Geistes und seines Willens. Verdruß und Nachläßigkeit werden den Meister Johann bald in üblere Umstände bringen, und wir werden nichts mehr zu thun haben, als ihm seine Kinder zu entziehen. Seine Tochter wollen wir ausheurathen, seinen Sohn Peter ins Kloster schicken, denn ist Mei-

ster Johann ganz ohne Stütze, und bald wird er an Armseligkeit und Armuth wie Job seyn.

Treflich! Treflich! erwiederte Fritz, und umarmte den Bösewicht.

Fritz überhäufte seit diesen Tag den Meister Johann mit Gutthaten, besuchte ihn öfters, und Meister Johann, der die Menschen nach seinem Herzen beurtheilte, glaubte, daß er wirklich sein Freund sey. Unbedacht folgte er seinem Rathe, verheurathete seine liebe Tochter, bekam die böse Cathrine zum Weib, und zwang seinen hoffnungsvollen Sohn ins Kloster zu gehen, der ihm vergebens alle Vorstellungen entgegen machte. Nachdem Peter die Profeß abgelegt hatte, entlarvte sich vor dem guten Johann das Ungeheuer der Menschheit; aber Johann entdeckte zu spät den abscheulichsten der Entwürfe menschlicher Bosheit.

Elend und arm war Johann, und hatte weder Unterstützung noch Hilfe. Die böse Cathrine verbitterte jede Stunde seines Lebens, und vor Gram und Armuth näherte er sich dem Grabe, wie eine Pflanze in den rauhen Tagen des Windmonats.

Fritz lachte höhnisch und triumphirte, allein die Gottheit schützet den Gerechten, und ein Augenblick zernichtet jahrelange Anschläge

des

des Bösewichts. Falk war der erste, der die rächende Hand des Himmels fühlte. An den Schwellen des Altars, wo er mit seinen Lippen die Gottheit frevelte, die sein Herz nicht kannte, wurde er vom Blitze erschlagen. Sein Herz ward in Asche verwandelt, und sein Körper war schwarz, wie seine Seele, aber seine Lippen waren noch unbeschädigt, als hätte Gott sagen wollen, Bösewicht! du hast mich zwar mit den Lippen geehrt, aber dein Herz war allzeit weit von mir. Cathrine wurde krank und starb. Verzweifelnd waren die letzten Stunden ihres Lebens, denn sie bekannte, daß sie eine abscheuliche Gleißnerinn und Falkens Beyschläferinn seit vielen Jahren her gewesen sey. Fritz verheurathete seinen Sohn, und bekam die schlimmste der Schwiegertöchter. Sie verdarb gänzlich das Herz seines Sohnes, und mißhandelte grausam den Vater, den sie öfters im härtesten Winter vor das Haus hinaus sperrte, daß er bey Nachbarn Hilfe suchen mußte.

Eines Tages heulte er vor Kälte wie ein Hund, und niemand hatte Erbarmen mit ihm, niemand als Johann, der um Mitternacht sein Lager verließ, den elenden Fritz zu sich nahm, und sein kleines Bett mit ihm theilte.

Du

Du hast mir Böses gethan, sagte er, und ich will dirs mit Gutem vergelten. Du bist Mensch wie ich; es soll dir verziehen seyn. Fritz fühlte die gerechte Strafe des Himmels, und ertrug mit Geduld sein Verhängniß, und Johann sprach im öfter Stärke und Muth zu.

Der arme Johann war gelassen in seinem Unglücke, und verzieh seinem Feinde; allein untröstlich war er, als er die Nachricht erhielt, daß sein Sohn Peter, der im Kloster Alphons genennt wurde, seinen Stand verlassen und aus den geheiligten Mauern entsprungen sey. Von allen Seiten wurde ihm nachgesetzt, aber vergebens; man konnte Alphonsen nicht mehr ausfindig machen. Einige sagten, er hätte sich entleibt, indem man seinen Habit am Ufer der Donau fand; andere sagten, er hätte sich in die Schweitz geflüchtet, und dort seine Religion verändert.

Johann weinte bitterlich bey dem Andenken seines Sohnes. Gott im Himmel! rief er, ich bin allein die Ursache seines Unglücks; ich habe ihn gezwungen, diesen Stand anzunehmen; er wollte nicht; alle seine Vorstellungen waren vergebens, und nun ward er das Opfer meines Eigensinnes. O Nachbar Fritz! du hast mir böse Streiche gespielt; daß es dir

Gott

Gott vergebe! — — Kein Abend vergieng, in dem Johann nicht seufzte, und der Mond warf nie sein blasses Licht ins Dorf, daß nicht eine Thräne auf Johanns Wange glänzte. Bald hörte Johann auch die traurige Nachricht, daß seine Tochter gestorben, denn sie war höchst unglücklich verheurathet. Wohl dir! rief er da, daß du nicht mehr bist, unglückliches Weib! möcht' es der Himmel fügen, daß wir uns jenseits bald vereinen möchten. Seit dieser Zeit nahete sich Johann jeden Tag sichtbar dem Grabe; er konnte seiner Arbeit nicht mehr vorstehen, und Elend und äußerste Armuth warteten seinen alten Tagen. Menschenscheu versteckte er sich in seiner Hütte, und verließ seine Stube nie, als am Abend, wo er sein Gärtchen besuchte. Dort errichtete er zween Grabhügel zum Andenken seiner Kinder, bestreute sie täglich mit Blumen, und benetzte sie mit Thränen. Eines Tages, als er mehrmal den Schatten seiner Kinder ihr heiliges Andenken feyerte, sah er jähling einen Menschen mittlern Alters vor sich stehen. Ehrlich war seine Miene, aber Gram und Unglück hatten sein Gesicht entstaltet. Aufmerksam betrachtete dieser Mensch den armen Johann, und häufige Thränen flossen aus seinem Auge bis zum

Grab-

Grabhügel herunter, an dem Johann stund. Wer seyd ihr? fieng Johann an, guter Mensch! und welch ein Ungefähr bringt euch hieher. Ich bin unglücklich, sprach der Unbekannte, und suche Unglückliche auf, um mich über mein Schicksal durch Theilnahme zu trösten.

Johann. Wer seyd ihr denn? Wie heißt ihr?

Der Unbekannte. Fragt nicht nach meinem Stande, noch nach meinem Namen, und seht mich nur als einen Menschen an, der sich Gottlieb nennet, und der euch wohl will.

Johann. Mir?

Der Unbek. Ja, euch. Ihr seyd Meister Johann, der Uhrmacher.

Johann. Ja, der bin ich, und was wollt ihr?

Der Unbek. Euch dienen. Ich bin auch ein Uhrmacher, verstehe meine Kunst, und will euch durch meine Arbeit wieder aufhelfen.

Johann. Guter Mensch! eure Absicht ist gut; aber mein Elend hat sie vereitelt. Ich bin so arm, daß ich euch keinen Taglohn geben kann.

Der Unbek. Ich begehre ja keinen Taglohn. Ich diene euch umsonst, und daß wir zu leben haben, um das läßt mich sorgen. Ich gehe nun nicht mehr von euch, so lang ich lebe.

Johann wußte nicht, was er aus diesem seltnen Menschen machen mußte. Gottlieb hatte einige hundert Gulden, diese gab er seinem

Mei-

Meister zu den nothwendigen Geräthen und zur Nahrung, arbeitete Tag und Nacht, und bald war er so glücklich, den Johann in bessere Umstände zu setzen. Von allen Seiten bekam er Arbeit, denn weit und breit war kein so geschickter Uhrmacher, wie Gottlieb. Johann liebte diesen Menschen, wie seinen Erretter, und Gottlieb liebte Johann wie seinen Vater, und der Segen des Himmels war bey ihnen. Die ganze Gegend bewunderte die Seltenheit dieses Menschen. Er lebte nüchtern, war arbeitsam und bethete fleißig, so daß man ihn den frommen Gottlieb nannte. Am Abend nach der Arbeit unterhielt er seinen Meister mit auferbaulichen Geschichten, tröstete ihn über das erlittene Unglück, und über den Verlurst seiner Kinder. Oefters bemerkte Johann, daß Gottlieb von Herzen seufzte, wenn die Rede auf Alphons kam, der aus dem Kloster gesprungen war, und daß er manchmal weinte, wenn Johan sprach: **aber Gottlieb! diese Schande hätte mir mein Alphons doch nicht anthun sollen.** Wer ist im Stande, in das Herz der Menschen zu sehen? sagte er oft, vielleicht verdient Alphons unsere Vorwürfe nicht: aber lassen wir ihn ruhen.

Zehn volle Jahre war Gottlieb bey Meister Johann, und Meister Johanns Glücksumstände waren vollkmmen gebessert. Nun habt ihr meiner nicht mehr nöthig, sagte Gottlieb; ich werde euch verlassen müssen. Du, mein Erretter! erwiederte Johann, und fiel ihm um den Hals.

Gottlieb. Nicht verlassen, daß ich in dieser Welt von euch zöge, nein! auf diese Art nicht;

nicht; aber mir ahndet das Ende meines Lebens. Meister Johann gab sich alle Mühe, seinem Gottlieb diese Einbildungen auszureden; aber Gottlieb wurde nicht munterer.

Geh nach der Stadt, sagte Johann, und überbringe dem Grafen Rosenschild die schöne Uhr, die du verfertigtest. Bleib einige Tage in der Stadt, und erholle dich ein wenig. Gottlieb trug die Uhr nach der Stadt; begab sich aber gleich den andern Tag wieder zurück. Es dämmerte schon, als er an den Wald kam, und es war finstere Nacht, als ihn der Weg bis in die Mitte des Forstes führte. In tiefen Gedanken wandelte Gottlieb seine Wege, als er gähling ein jammerndes Geschrey verunglückter Menschen hörte, die um Hilfe riefen. Gottlieb eilte dem Lärmen nach, und erblickte bey dem Schein einiger Fackeln, daß eine Kutsche von Räubern angehalten wurde, und ein schönes Frauenzimmer lag ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der sie fortschleppte. Gottlieb eilte dem Verwegnen nach, stürzte ihn zu Boden, und rettete die Dame. Wie ein tollsinniger wüthete er unter den Mördern, und schlug sie in die Flucht, obwohl er selbst tödtlich durch einen Schuß verwundet würde.

Die Dame war die Tochter des Grafen Rosenschild, die er unendlich liebte. Sogleich nahm der Graf den Verwundeten zu sich, und führte ihn mit auf sein Schloß, wo er ihm mit aller Sorgfalt als seinem Erretter wartete. Allein alle Sorge war vergebens; die Wunde war tödtlich, Gottlieb fühlte den annahenden Tod, und bath den Grafen, daß er ihm noch vor seinem

nem Ende den Uhrmacher Johann, seinen Meister möchte kommen lassen. Johann kam, und näherte sich zitternd dem armen Gottlieb.

Setzt euch, sagte Gottlieb, und hört mich nun an. Das Ende meines Lebens ist nahe, und meine Rolle auf dieser Schaubühne ist ausgespielt. Ich bin Alphons, euer Sohn, ich bins, der aus dem Kloster gesprungen ist; nicht aus Muthwillen, oder Bosheit, sondern aus Vaterliebe. Ich wußte, wie übel es euch gieng, und wußte keine andere Rettung für euch. Die Stimme der Natur erwachte in meinem Herzen; ich fühlte die Heiligkeit des Gebothes: Du sollst deine Aeltern lieben, und sollte euch dem Verderben preis gegeben sehen? — Ich wollte lieber in den Augen der Welt als ein eidbrüchiger als ein ausgesprungener, schlechter Mönch den Namen tragen, als die Pflichten des Kindes gegen den besten Vater vernachläßigen. Verzeiht mir, wenn ich gefehlt habe. Gebt diesen Brief meinen Obern, und entzieht mir euren Segen nicht vor meinem Ende.

Johann umarmte seinen Alphons, und das Gefühl der zärtlichsten Liebe war das letzte Gefühl des guten Alphons. Graf Rosenschild, der bey diesem herrlichen Auftritte zugegen war, versicherte den tapfern Alphons, daß er seinen Vater Johann für sein Leben reichlich versorgen werde. Alphons dankte dem Grafen, und schlief — den Schlaf des Frommen. Der Brief, den er an den Obern seines Klosters schrieb, war dieses Innhalts:

„ Verzeih, Ehrwürdiger! ein Vergehen,
„ über welches mich doch mein Herz rechtfer-

„ tigt, wenn auch die Welt meiner flucht.
„ Mein Vater war in Gefahr; kein anders
„ Mittel war mir übrig, ihn zu retten, als
„ dieses. Mein Leib verließ euer Kloster,
„ aber meine Seele war immer bey euch. Ich
„ hab nicht aufgehört Mönch zu seyn, und
„ die Pflichten des Mönches zu erfüllen, als
„ ich die heiligsten Pflichten der Menschheit,
„ der Kindesliebe erfüllte. Diese waren mir
„ die ersten, die mir die Natur ans Herz leg-
„ te: waren aber meine Einsichten zu gering,
„ und war meine beste Absicht übel, so ver-
„ zeiht mir, Brüder, wie der verzeiht, der
„ die Menschen nach dem Herzen richtet.“

Der Graf ließ Gottlieb zur Erde bestätti-gen, und baute ihm eine Pyramide zum Andenken. Johann lebte noch glücklich bey ihm, und starb im hohen Alter. Der böse Fritz aber fühlte die ganze Rache der Gottheit; er war elend; wurde zum Mörder seines eigenen Sohnes, und endete sein Leben auf dem Blutgerüste voll Verzweiflung.

Die Innschrift der Pyramide, die Graf Rosenschild setzen ließ, war diese:

Ein seltnes Herz deckt diese Pyramide,
Der Kindesliebe reinste Glut,
War in dem Busen, der hier ruht,
Des Elends dieses Lebens müde.

20. Stück.

Auf den Tod des Herzog Leopolds von Braunschweig.

Nicht in der mörderischen Schlacht,
wo Menschenblut erwürgter Brüder
die Erde röthet,
sank der Krieger, von dem ich singe.
Sein Arm zuckte nicht das Schwert
auf die Scheitel seines menschlichen Gegners,
und Furcht und Tod begleiteten nicht die Schritte
des Helden.
Göttliche Philantropie war an der Seite des Fürsten,
als er am Altar
der Menschenliebe sank,
und seinen Arm nicht zum Verderben der Menschheit,
sondern noch zur Rettung des unglücklichen Bruders
streckte.
So schön starb noch kein Held, und seit Codrus Zeiten
sammelte die dankbare Nachwelt

keine edlere Asche
in ihre Urnen.
Weit umher breiteten die ausreißende Wogen
der empörten Oder
Verderben aus.
Die Gränzen, die ihr einst ihren Umlauf
zeichneten,
brache sie schäumend entzwey,
und suchte zum Schröcken des fliehenden Bürgers,
unumschränkte Freyheit.
Schon deckte die Fluth die ländliche Gegend,
und blöckende Heerden
eilten den Dörfern zu,
verfolgt vom zürnendem Wasser.
Mit ängstlicher Sorgfalt flüchtete sich die schüchterne Mutter,
mit dem Säugling an ihren Busen,
auf das erhabnere Dach,
und suchte Rettung;
aber schon durchwühlte der Strom die wankende Hütte,
und entflieht mit der geraubten Beute
des Eigenthums des zitternden Hirtens.
Thränen fließen aus dem Auge des Weibes,
und vergebens ruft sie um Hilfe,
die ausgespülte Hütte stürzt,

und giebt treulos, wie eine feige Verrätherinn,
die Mutter dem Wasser preis,
die doch Zuflucht bey ihr suchte.
Begraben unter den Fluthen verwandelt sich
das jammernde Geschrey des Elendes
in dumpfes Gemurmel.
Hier sinkt ermüdet die treue Hand des rudernden Gattens,
und versagt ihm die Lust seine Kinder zu retten:
ohnmächtig sank er und der reissende Strom
schwämmt sein Seufzen von seinen sterbenden Lippen,
und wäscht aus seinem erlöschendem Aug
die Thränen des Kummers.
Tausend erstickte Leichen decken
die fürchterliche Fläche, wie ein Schlachtfeld.
Hier liegt der treue Hund bey dem ertrunkenen Schäfer,
dort der arbeitsame Stier an der Seite des Säemannes.
Traurig bespiegelt die Sonne in der von Leichen
wimmelnden Fläche
ihren trüben Antlitz;
das Gewinsel des Elendes
trägt auf düsternen Flügeln

der theilnehmende Wiederhall
in der erschrockenen Gegend umher.
Leopold hört's, und seine fühlende Seele
erwachet ganz bey dem Anblick der leidenden
Menschheit;
erstaunt sieht er umher, und sieht die tausende der Hände,
die das Elend zum Himmel faltet,
eine Thräne, wie sie der Menschenfreund
weinte,
fällt aus seinem Aug,
wo Entschlossenheit und Liebe thronte:
schon bestieg er den Kahn, beflügelt durch
Menschliebe
eilt er hin, um Brüder zu retten;
kein anderer Trieb herrscht in seinem pochenden Herzen,
als der des Gefühles für Leidende.
Der Trieb der Selbsterhaltung wagte es vergebens
seinem Unternehmen Einhalt zu thun,
vergebens tönte ihre Stimme
in Leopolds Seele, die keine Sprache mehr,
als das Gewinsel der Unglücklichen hörte.
Nur empfänglich zu fremder Gefahr
vergißt er seine eigene,
eilt — und sinkt als ein Opfer der Liebe.

— Halte

— Halte doch, kühnste der Fluthen,
halte, und schone den Menschenfreund!
Ist denn keine Gottheit nicht, die dir gebietet
Ehrfurcht für die Tugend zu haben?
Doch wer kennt die Rathschlüsse des Ewigen?
Wer die Todesarten,
die für Sterbliche die Vorsicht ins Buch des Lebens
gezeichnet hat? —
Leopold stirbt — verewigt in den Herzen jedes Menschen,
der Tugend und Rechtschaffenheit fühlt —
in der Rüstung des Helden stirbt er den Tod der Liebe,
und beweiset, daß nicht der ein Held ist,
der seiner tollen Habsucht und Raubbegierde
Hecatomben von Menschen opfert,
und um vergossenes Blut gemietheter Menschen
Thorheiten bezahlt, die Jahrhunderte beweinen
und alsdenn seine faulen Schläfe m it Lorbeer umgiebt,
die seine treue Bürger erkauften,
und wofür er selbst keinen Schwertstreich gethan:
nein, der verdient den Namen des Helden nicht,
der so abscheulich die Menschheit entstaltet.

Nein — nur der ist ein Held,
der zu sterben weis,
um Menschen zu retten.

Billig ist der Schmerz, wenn wir den Edlen beweinen, der im Tode uns verläßt.

Keine Schmerzen sind gerechter und menschlicher, als diejenigen, die wir bey dem Tode der Unsrigen empfinden; sie mögen nun entweder durch die Natur, und durch alle die Verbindungen, welche aus dieser Quelle entspringen, oder auch nur durch ihren Charakter, durch die Gleichheit zwischen uns und ihnen, durch ihren Umgang, und durch die mannichfaltigen Verknüpfungen einer zärtlichen und vertraulichen Freundschaft mit uns vereiniget, und nach dem Urtheile unsrer Zuneigung zu unsrer gegenwärtigen Glückseligkeit unentbehrlich seyn. Unsre Seele verliert durch die Trennung von ihnen, selbst wenn sie ihren Verlurst befürchtet hat, den Genuß ihrer edelsten und angenehmsten Freuden, die, so lange wir unsrer ersten Empfindung glauben, durch keine andern ersetzt werden können, und je gewohnter wir dieses Genusses sind,

sind, desto mehr bluten auch die Wunden, die uns dadurch geschlagen werden. Wer könnte denn so fühllos seyn, und unsre Thränen mißbilligen, die alsdann die beßte Erleichterung eines gerührten und niedergeschlagenen Herzens sind, wenn es gleich immer die Schuldigkeit einer gottseligen und weisen Seele bleibt, sich ihrer Traurigkeit nicht so sehr zu überlassen, daß sie dadurch unfähig würde, ihre höhern Verbindlichkeiten zu erfüllen? Ich habe, und zwar in Jahren, wo die Empfindung so viel Macht hat, daß eine noch schwache und ungeübte Vernunft von derselben leicht überwältigt werden kann, treue und geliebte Aeltern, Kinder, die mein väterliches Herz mit den süssesten Hoffnungen erfüllten, und, was nach den theuern Gegenständen unsrer natürlichen Zuneigung die größte Glückseligkeit der Tugendhaften zu seyn pflegt, zärtliche Freunde verloren, und aus diesen betrübten Erfahrungen weiß ich, wie groß der Schmerz sey, den die Trennung von ihnen verursacht, zumal, wenn sie uns plötzlich und unerwartet trifft; und wenn trifft sie uns nicht unerwartet, und unbereitet? Daher leide ich allezeit mit denen, die unter eine so empfindliche Prüfung mit Gelassenheit und Standhaftigkeit gebracht wer-

den, am meisten aber mit denen unter ihnen, die vorzügliche Ansprüche zu meiner Hochachtung und Liebe haben. Meine Jahre selbst haben alsdann über meine Wehmuth, und über das Mitleiden, das ich ihnen schuldig bin, so wenig Gewalt, daß niemand unfähiger seyn kann, sie aus ihrer anfänglichen Betäubung zu ermuntern, als ich. Und möchte dann ihr Schmerz nur durch die Thränen gelinder werden können, die ich mit ihnen weine!

Wie unerträglich war nicht die Philosophie der Stoiker, die ihrem weisen Manne selbst das Mitleiden mit dem gerechtesten Kummer andrer Menschen untersagten! Epiktets Moral mag sich mit ihren stolzen Sittensprüchen, gleich Götterorakeln, noch so sehr auf unsre Bewunderung zudrängen; ich kann ihn nicht ohne Unwillen anhören, wenn er uns den Rath giebt, daß wir zwar gegen einen bekümmerten Freund eine traurige Mine und die Gestalt des Mitleidens annehmen, uns aber hüten sollen, unsern Schmerz ernstlich werden zu lassen. Und wie viel mehr, als Unwillen und Zorn empfinde ich nicht, wenn diejenigen von dieser Secte, die eine noch größre Härte vorgaben, nicht einmal den äußerlichen

Schein

Schein des Mitleidens verstatten wollten, sondern, wenn man ihnen die Leiden selbst ihrer nächsten Verwandten mit allen den Umständen, die nur rühren und bewegen können, erzählte, mit Kaltsinn antworteten: **Das kann alles wahr seyn: aber was geht es mich an:** Welch eine grausame Philosophie, die, wofern sich die Natur selbst nicht ihrer Ausbreitung wiedersetzt hätte, alle Menschenliebe aufgehoben, und alle Bande der Zuneigung und Freundschaft zerrissen haben würde! Wie sehr unterscheidet sich nicht von ihr die Weisheit des Christenthums, die uns gebietet, mit den Weinenden zu weinen! Ein hartes fühloses Herz kann kein rechtschaffenes und tugendhaftes Herz seyn, und ich würde an der Aufrichtigkeit meiner Neigung zur Tugend zweifeln, wenn ich weniger empfindlich gegen die Schmerzen und Bekümmernisse meiner Freunde wäre, so wenig ich es ihnen vergeben könnte, wofern sie bey der Trennung von denen, welchen sie Liebe schuldig sind, unbewegt und gleichgültig blieben. Denn eine gemäßigte Traurigkeit gehöret mit unter die Absichten der Vorsehung, die uns solchen Prüfungen unterwirft.

Allein weil es eine gemäßigte Traurigkeit seyn soll: So müssen sie auch ihren Kummer durch alle Arten weiser und kräftiger Tröstungen zu mildern, und die ersten Schmerzen nach und nach in eine stille und ruhige Wehmuth zu verwandeln suchen, die ihren Kräften einen neuen Trieb giebt, sich der künftigen Wiedervereinigung mit ihren Geliebten durch ihre Handlungen immer würdiger zu machen.

Diese Pflicht ist unstreitig; die Frage ist nur, wo sie diese weisen und kräftigen Tröstungen finden? Sollen sie sich bemühen, ihre Traurigkeit durch sinnliche und rauschende Zerstreuungen zu ersticken? Wenn sie dieses könnten; so würden sie des Glückes einer tugendhaften und edeln Traurigkeit unwürdig seyn. Sollen sie sich mit der Vorstellung von der Nothwendigkeit und endlichen Unvermeidlichkeit ihres Schicksales aufrichten, oder sich mit der Erinnerung trösten, daß es eben so Elende, oder noch Unglücklichere gebe, als sie? So würden sie erst zur Tugend des Mitleidens unfähig werden müssen, wenn eine solche Erinnerung ihre verdunkelte Seele aufheitern könnte. Sollen sie endlich die Linderung ihres Kummers der Zeit überlassen, die nach und nach

die heftigsten Empfindungen schwächt, wenn die körperliche Natur nur stark genug ist, ihren zerstörenden Wirkungen zu widerstehen? Was für eine Tugend wäre es dann, auf diese Weise beruhigt und getröstet worden zu seyn!

Bey den erleuchtetern Einsichten, die wir haben sollen, kann niemand zweifeln, daß die Frucht auch der Widerwärtigkeiten, die wir nicht als ahndende Folgen unsrer Handlungen anzusehen haben, Tugend seyn müsse. Allein diese herrliche Frucht kann nicht aufblühen, wenn nicht die Religion den Saamen dazu ausstreuet, und sie durch ihre gesegneten Einflüsse sowohl zum Wachsthume, als zur Reife bringt.

Wie unglücklich würden nicht ohne ihre Hülfe diejenigen seyn, welche die betrügerischen Anerbietungen und Freuden des Lasters verachten gelernt haben, und das Vergnügen dieses Lebens nur von der Hand einer unschuldigen und edeln Liebe oder Freundschaft empfangen wollen! Wie oft würden sie leiden, und wie unheilbar wäre ihr Kummer, wenn sie nicht diese beßte Trösterinn hätten! Wenn jedermann um sie her verstummt, und niemand aufrichten kann: so wird sie das dunkle

Auge

Auge erheitern; mitten in ihrer Nacht wird es einige Stralen von Freude erblicken; der Bekümmerte wird sich selbst nicht glauben; denn wen überredet, besonders bey dem Verluste derer, die wir lieben, die Traurigkeit nicht, daß nunmehr sein Herz aller Freude verschlossen seyn werde? Allein, wenn er sich nur dieser gütigen und hülfreichen Führerinn überläßt, so wird sie ihn bald in lichtvollere Gegenden bringen, und er wird erstaunen, daß selbst die betrübtesten Umstände ein fruchtbarer Boden für unsre wahre Glückseligkeit sind.

Wenn unser Schmerz auch die Leiden, die uns zustossen, nicht vergrösserte: so ist es genug, daß er sie uns nur von ihren unangenehmen Seiten beständig, daß er uns von unsern Trübsalen bloß ihre widerwärtigen Folgen, und von unserm vorhergehenden Glücke bloß die Abwesenheit und die Flucht desselben zeigt. Ein solcher Anblick verhindert uns zu sehen, daß alle Arten von Widerwärtigkeiten mit unsrer wahren Wohlfarth bestehen können. Es ist uns ein Vater, eine Geliebte, ein theurer Verwandter, ein zärtlicher Freund entrissen worden; in unsrer Bekümmerniß sehen wir nichts als den Verlurst; wir zählen die

Ta-

Tage, die wir nicht in ihrer Gesellschaft zu-bringen, die Freuden, die wir ihnen nicht zu-danken haben, die Aufmunterungen und Er-leichterungen, die wir nicht von ihnen em-pfangen werden. Selbst das Vergnügen, das wir vormals durch sie genossen, werfen wir zu unserer Last hin, weil wir den Genuß desselben nicht wiederholen können. Die Religion aber zeigt uns unsre traurigen Schicksale auch auf schönen und angenehmen Seiten; sie über-führt uns; denn sie hat die Kraft unsre Ver-nunft auch mitten im härtesten Schmerze auf-merksam zumachen, daß jeder Verlurst, so tief er uns auch beugen mag, bestimmt sey, ein Seegen für uns zu werden: und muß nicht der bitterste Kummer nachlassen, wenn diese Ueberzeugung in uns zu wirken anfängt?

Glückselig sind die Bekümmerten, die sich ihr überlassen! Sie wird bald durch ihre gros-sen Wahrheiten einen tiefen Eindruck in ihrem Gemüthe von der genauen und väterlichen Aufsicht Gottes über ihre Wohlfahrt und von seiner besondern Regierung aller ihrer Schick-sale und Veränderungen wirken. Sie wird sie bald dahin bringen, daß sie an dem un-verbesserlich guten Verhalten seiner Vorseh-

ung

ung auch bey ihrem Verlurste nicht zweifeln, dasselbe bey allem ihnen noch so traurigen Scheine des Gegentheils rechtfertigen, und seine Rathschlüsse und Wege ihren Einsichten und selbst den Wünschen ihrer Betrübniß vorziehen. Sie werden begreifen lernen, daß er traurige Umstände nie ohne einen heilsamen und uns vortheilhaften Grund veranstalte; daß er immer den erträglichern Weg dem beschwerlichern vorziehe; daß unsre Leiden in dem Zusammenhange mit unsrer innern Besserung, und mit ihren entfernten Folgen unentbehrliche Mittel zu unsrer grössern Glückseligkeit, und zugleich zur weitern Erhöhung und Befestigung unsrer moralischen Vollkommenheiten seyn sollen.

Die Liebe, sie mag kindliche oder väterliche, oder eheliche Zärtlichkeit, oder vertrauliche Freundschaft heissen, ist unstreitig die Quelle des schönsten Vergnügens. Was für ein Trost, den die Religion giebt, wenn wir erst den grossen Gedanken fassen lernen, daß uns der Beherrscher unsrer Schicksale die sinnliche und irrdische Gegenwart unsrer Geliebten nimmt, damit sie ihre völlige Beruhigung in ihm suchen, und von einer niedrigen Art

der

der Freude mehr und schneller zum Genusse der höchsten Glückseligkeit hinauf steigen mögen!

Die Religion würde bey der Trennung derer, die wir lieben, bekümmerte Gemüther aufrichten, und vor den Ausschweifungen der Traurigkeit bewahren können, selbst wenn wir Ursache hätten, wegen ihrer künftigen Schicksale besorgt zu seyn, ob ich gleich gestehe, daß eine solche Furcht auch den heftigsten Schmerz eines feinern und edlern Eigennutzes bey solchen Seelen überwiegen müsse, die weiter denken, als auf das Gegenwärtige. Allein wenn uns diese Furcht nicht beunruhigen und quälen darf; wenn wir wissen, daß sie lebten, wie diejenigen leben müssen, die eine unermeßliche Ewigkeit vor sich sehen; daß sie ihr Gewissen bewahrten, oder die Unordnungen ihrer Leidenschaften beweinten und auf die Wege der Tugend zurückeilten; daß sie ihre künftige Begnadigung nicht von ihrer Rechtschaffenheit erwarteten, ob sie gleich mit unablässiger Sorgfalt ihren mannichfaltigen Verbindlichkeiten getreu zu seyn suchten; daß sie sich zum Sterben, als zur wichtigsten Handlung des Menschen, vorbereitet hatten; daß sie vielleicht auch mit einer starken Versicherung

rung ihrer künftigen Verherrlichung und einer mehr als gewöhnlichen und bloß menschlichen Freudigkeit den finstern Weg giengen: Welche Quellen der Beruhigung und des Trostes finden nicht hier diejenigen geöffnet, die ihren Verlurst nur im Anfange ihres Kummers für unersetzlich halten können! Der Tod ist, nach dem Ausdrucke eines Alten, das Siegel auf ihrem Charakter, und sie sind auf eine Höhe gestellt, wo sie keine von den Gefahren mehr erreichen kann, die, wenn wir weise genug denken gelernt haben, allein zu fürchten sind. Ihre Glückseligkeit ist mit ihrer Gottseeligkeit und Tugend auf ewig befestigt. In der Welt der Uebung und Versuchung könnten sie noch fallen, und wie gefährlich könnte nicht ihr Fall für ihre Wohlfarth werden! Eine völlige Sicherheit gehört zur Belohnung einer endlich geprüften Tugend. Wenn wir unsre Geliebten in dieser Sicherheit wissen, oder doch mit guten Gründen hoffen können, daß ihr Glück über alle Zufälle erhoben sey: Wie gern müssen wir unsern Schmerzen Gewalt anthun und uns bestreben, einer fröhlichen Wiedervereinigung mit ihnen immer würdiger zu werden?

21.

Etwin und Zama.

Eine morgenländische Erzählung.

Noch stunden Thränen auf Zamas Wangen, und Schmerz sprach noch ihr Auge, als der wohlthätige Schlaf seinen Balsam über sie ausgoß. Die Morgendämmerung verscheute die schwarze Nacht; lichtere Nebel umhüllten schon das schläfrige Haupt der Wälder auf den Bergen, und schwarze Dunkelheit fiel von dem hangenden Gebirge ins tiefe Thal. Da war noch Etwin, begleitet von dem treuesten seiner Freunde, dem edlen Egard. Süsse Hofnungen und angenehme Träume unterhielten den Unglücklichen. Zama liebt mich noch, sagte er; sie schwimmt vielleicht noch in Thränen, und glaubt, daß ich ihr auf ewig entrissen bin. Sie weiß nicht, daß der Himmel mich ihr noch zurück behalten hat, um mich vielleicht ihr auf ewig wieder zu geben.

O Egard! dort im Hayne haben uns oft die freundschaftlichen Gebüsche rings um uns

in Schatten vereint; dort an dem blumigten Ufer stützte ich oft schwermüthig mein denkendes Haupt auf Zamas Hände, und Thränen trocknete der Westwind von ihren Augen, die sie für mich weinte. Ewige Gottheit! welch ein Anblick würde es für mich seyn, meine Zama wieder zu finden. Wenn sie mich denn plötzlich bey ihren Füssen sieht, wenn ich in ihrem Auge die frohe Bewunderung entdecke, wenn ihr Herz mächtiger schlägt, wenn sie voll edler Verwirrung reden will, und schweigt, wenn überströmende Freuden der Sprache zu mächtig sind, Egard! wie will ich denn aller Quaalen vergessen, die ich um sie empfand. So sprach Etwin, und an der Seite seines Freundes wandelte er durch das Feld, das allgemach die Morgenröthe bescheinte. Die Sonne geht auf, sprach er zu seinem Egard, vielleicht hat der letzte Schlummer, der über ihre mitternächtliche Thräne ihr Auge schloß, sie itzt in seinen Armen: vielleicht quält ein ängstlicher Traum Zamas schuldlose Seele; es ist nur noch ein Augenblick, denn sehe ich meine Zama, denn lösen sich alle schwarze Thränen in sanfte Empfindungen auf, ich sehe Zama, und nichts wird mich mehr von der Geliebten trennen. So schwärmte

Etwin; das Thau lag schon gleich funkelnden Perlen auf den hangenden Blättern der Kräuter; die grüne Fläche schimmerte schon von tausend manchfarbigen Strahlen; die Blumen richteten sich von ihrem Schlummer auf, und sanfte Lüfte streuten aus den geöfneten Rosen balsamische Gerüche umher. Etwin näherte sich immer mehr der Wohnung, in der Zama lebte, und stärker schlug jeden Augenblick sein Herz, mächtiger wallte sein Blut, wie näher ihm die Hofnung kam, seine Zama wieder zu sehen.

Nicht fern von Zamas Pallast stund ein düftender Hayn; niedrige Stauden, und aromatische Gewächse, heilige Kräuter und Blumen deckten den Boden, hohe Myrthen, prächtige Lorbeer und geruchvolle Bäume wölbten über denselben einen feyerlichen Schatten. Dort baute Zama einen Altar, und streute oft Weihrauch am Morgen der Gottheit, und bethete um Etwins Erhaltung. Noch wallte der dämpfende Weihrauch in die Höhe, und erfüllte die Gegend mit süssen Gerüchen; noch lag Zama auf ihren Knieen und bethete zum Himmel, als Etwin in diesen heiligen Tempel trat, und Zama überraschte.

Wer schildert den ersten Augenblick des Wiedersehens, wenn Sterbliche sich lieben, getrennt waren und sich wieder vereinen? wer malt den Ausdruck des Gefühles, wer die Freude der Empfindung! Ein Cherub müßte den Pinsel von der Gottheit entleihen, und von der Schöpfung die Farben, und er wird das Seelengefühl nicht malen können.

Ich sehe dich wieder, Etwin! rief Zama; ich sehe dich wieder, die ich dich auf ewig von mir getrennt glaubte. Geliebte meiner Seele, erwiederte Etwin. Die Götter wachten über mich und meinen Freund Egard. Schröcklich war die vergangene Nacht, und nichts in der Natur gleichet der gräßlichen Szene, die ich genöthiget war anzusehen. Blut floß um uns her, und Todesröcheln erfüllte die Gegend. Tausend erwürgte Menschen decken das Schlachtfeld, und das Gemezel würde noch dauern, wenn nicht die Düsternheit der Nacht die Barbaren zerstreuet hätte. Es war, als wollte die Natur mit einem Schleyer diese grausame Thaten verdecken, denn ich denke keine Nacht, die so finster war, als diese. Dem Himmel sey Dank,

Zama!

Zama! daß meine und Egards Hände rein von dem vergoßenen Blute sind.

Zama und Etwin lebten in den Zeiten, als noch die Califen Muhameds Lehre mit dem Schwerte fortpflanzten, und alles grausam erwürgten, was nicht glauben wollte.

Zama war in Persien erzogen, und ihr Vater Orosmin pflanzte ihr Menschengefühl und Liebe für die Gottheit ein. Als Muhameds Verfolgungsgeist in Asien umher wüthete, flüchtete sich Orosmin mit seiner Familie in einen weit von Menschen entfernten Ort, und lebte dort einsam mit seiner Zama, und diente den Menschen und den Göttern.

Zama erwuchs wie eine Rose in einer Wildniß, schön und bezaubernd. Unbemerkt, wie ein Veilchen keimte sie auf, und war Orosmins Freude. In Unschuld und Einfalt flossen ihre Tage dahin, wie ein heller Bach, der durch einsame Gegenden schleicht. Glücklich lebte Zama und ruhig, obwohl sie doch manchmal einen Drang im Herzen fühlte, den sie sich selbst nicht erklären konnte. Wenn sie im Hayne saß, und Rosen pflückte, wenn sie den Altar, den sie der Gottheit erbauet hatte,

mit

mit Blumen zierte, wenn sie am Morgen einen Blick auf die schöne umher liegende Gegend warf, so war ihr immer, als sagte ihr ihr Herz: O Zama! wenn doch auch noch eine Menschenseele wäre, der du alles dein Gefühl mittheilen könntest, und die diese Schönheiten der Natur mit dir empfände. So sagte sich Zama, und der Keim des sanftesten der Menschengefühle lag schon in ihrem Herzen.

Etwin und Egard waren zween Freunde, erzogen in Muhameds Lehre; tapfer und edel waren sie, und trugen von ihren ersten Tagen an schon die Waffen, und fochten für Asiens Beherrscher. Allein die Stimme der Natur überwältigte die Stimme ihrer Erziehung, sie bekannten mit dem Munde Muhameds Lehre, und verabscheuten in ihrer Seele die Grausamkeiten der Califen. Der Gott der Liebe, sagten sie, predigt seine Gesetze nicht mit dem Schwerte, und Menschenblut kann nie den Altar der Gottheit röthen.

Der Verfolgungsgeist der Califen schickte eine Mannschaft bis in die entlegensten Winkel Asiens. Etwin und Egard traf das Loos; auch sie mußten hin, und ihr Auftrag war zu bekehren oder zu morden. Bey dieser Gelegen-

legenheit fanden sie Zama; und gleiche Stimmung des Herzens flocht bald zwischen Etwin und Zama ein Band der zärtlichsten Liebe.

Da fühlte nun Etwin zum erstenmal, was wahre Glückseligkeit des Lebens ist. Einfalt der Natur, Freundschaft und Liebe ersetzten ihm allen Pomp, alle Freuden in den Pallästen der Vezire, die ganze Welt war für ihn, seine Zama und seinen Freund Egard.

Glücklich ist der Mann, der in einer einsamen Gegend entfernt von Pallästen in den Armen eines Freundes ruhet und an dem Busen einer Geliebten Menschenfreuden einathmet. Freundschaft und Liebe sind die herrlichsten Geschenke der Gottheit, sind der Vorgeschmack der Seligkeiten der Geister-Welt. Jenseits des Grabes ist keine Trennnng mehr; der ungefesselte Geist fühlt die innere Kraft und eilt zur Einswerdung. Du bist dort Ich, und ich bin dort Du. Glücklich der, der in der Körperwelt diese grosse Bestimmung kennt. Aber diese Sprache ist fremd, und wenig verstehen sie. Etwin kannte diese Sprache, und Zama redete sie; denn die Reinheit ihres Gefühles stärkte das Aug ihrer Seele und das Gehör ihres Herzens, und sie sahen

und hörten, was Alltagsmenschen nicht sehen und hören. Liebe ist ein so edler, so weit umfassender Name, ein Name, der meistentheils entweiht wird, ein Name, den die Gottheit ins kleinste Blatt der niedrigsten Pflanze webte, und ihn auf den Gipfel der Zedern von Libanon schrieb; ein Name, den der Finger der Gottheit auf den Purpur der Morgenröthe zeichnete, der auf der gestirnten Decke der Nacht mit goldenen Buchstaben glänzt, und doch kennt man ihn nicht, diesen heiligen Namen, den Namen der Liebe. Nicht im Getümmel der Welt, nicht bey lärmenden Tänzen, nicht in grossen Pallästen -- nein sanft ruft diese Stimme nur im Herzen der Menschen, und leicht übertäubet die brausende Leidenschaft ihren zärtlichen Zuruf.

Zama und Etwin und Egard wußten die Freuden der heiligsten Geheimnisse, mit denen die Gottheit unschuldige Herzen lohnet. Ihre Tage floßen sanft hin, wie muntere Quellen durch Rosengefilde, und die Freude des Lebens genossen Etwin und Zama noch nie so, als seit der Zeit, da sie sich kennen lernten.

Aber nicht lange dauerten diese Tage ihrer Wonne. Mediqua, der grausamste der Vezire foderte unbeschränkten Gewissenszwang, und opferte Tausende der Ungläubigen, wie er sie nannte, seiner Wuth auf. Ganze Gegenden waren mit Leichen überdeckt, und die Sonne spiegelte sich in Menschenblut, wenn sie untergieng. Egard und Etwin entschlossen sich den Grausamen zu verlassen, flüchteten sich zur Zama, und betheten zu der Gottheit um Verschonung der Menschen. Aber bald erfuhr auch Mediqua ihren Aufenthalt; er überraschte sie, und Orosmin wurde ermordet, Zama ins Gefängniß gesetzt, und Egard und Etwin als Verräther zum Tode verurtheilt.

Noch lag Zama auf dem blutigen Leichnam ihres Vaters, noch netzte sie sein blutbeflecktes Silberhaar mit Thränen; noch hieng sie an seinen kalten Lippen, und bemühte sich fruchtlos, ihn wieder zu beleben. Noch war sie ganz dem Gefühle des kindlichen Schmerzens ergeben, als man sie von Orosmins Körper wegriß. Wo ist Etwin, der Geliebte meiner Seele? fieng sie an, und stürzte ohnmächtig hin, als man ihr sein Schicksal entdeckte.

deckte. Mediqua wandte alles an, um die schöne Zama zu sich zu bringen, denn sein Vorhaben war, sie unter die Schönen des Serails zu versetzen.

Als Zama sich wieder erholte, so wagte sie es den unerbittlichen Mediqua zu rühren; aber vergebens. Er sah die Thränen nicht, die über ihre schönen Augen heruntergleiteten, und ihre Seufzer bewegten ihn nicht, die doch Felsensteine bewogen hätten; fest und unerschütterlich war er in seinem Entschluß. Härtester der Menschen! fieng Zama an, hast du denn nie die Macht der Liebe gefühlt? ist dein Herz allen Empfindungen verschlossen? Wie kann dich die Grausamkeit so abscheulich täuschen! wie kannst du dir einbilden, Menschenblut wäre den Göttern gefällig? Sieh umher, und betrachte die reizende Natur; verkündigt sie wohl Mord und Zerstörung? — oder Leben und Genuß? Ist nicht auf jede Blume der Wille der Gottheit gezeichnet? — Menschen-Wonne und nicht Tod! — Sag mir, Mediqua! hast du denn nie geliebt? Nie die Wonne des Menschenlebens an dem Busen einer Liebenden gekostet? Sahst du dich nie

nie wieder aufleben? hast du keinen Sohn gehabt, keine Tochter? —

Bey diesen letzteren Worten milderte sich Mediquas Blick, sein Auge wurde sanfter, und sein Busen hob sich, als wollte er seufzen; seine Stirne heiterte sich auf, wie das Firmament an einem Sommerabende, wenn das Gewitter den Horizon verläßt. Zama bemerkte, was in Mediquas Seele vorgieng, und wollte diesen günstigen Augenblick benützen.

Die Menschheit behauptet immer ihre Rechte, und kein Herz ist so barbarisch, daß es nicht Augenblicke sanfterer Gefühle haben sollte.

Der stille Mond warf itzt sein Silberlicht durch die Gebüsche; wohllustathmende Weste hauchten durch den Myrtenhayn; Zamas Fuß trat auf Blumen, süsse Gerüche wallten um sie, die Wipfel der Bäume flisterten Töne der Liebe und Zärtlichkeit. Nicht weit von dem Myrtenwäldchen lag eine Grotte, die Orosmin, Zamas Vater baute, und sie die Grotte der Liebe nannte. Es hieng einsmals

nur ein Hügel mit Stauden beschattet über den Weg, und Rosenbüsche kränzten seine Seiten, und warfen Schatten auf den Vorübergehenden. Als Orosmin die Grotte baute, so bethete er zu den Göttern, und heiligte diesen Tempel der Natur den seligsten der Menschengefühlen. Noch war seit dieser Zeit kein Sterblicher in die Grotte gekommen, ohne tiefe Züge des Menschengefühls einzuathmen, und wenn ein Tiger selbe betrat, so verließ ihn seine Wuth, und er wurde sanft, wie ein Lamm.

Mediqua fühlte bald am Eingange den süssen Aushauch, eine schmachtende Sehnsucht schlich sich in sein Herz, und das erstemal nach einem Jahrfünfzig glänzte eine Thräne in seinem Auge. Laß uns hier ausruhen, sagte Zama. Sieh, wie der Mond sein zitterndes Licht durch die wankenden Rebenblätter streut, und halb diese schöne Dunkelheit erleuchtet. Das weiche Moos der Raasenbank beut uns seinen anmuthigen Sitz; welch ein angenehmer, welch ein feyerlicher Schatten! wie flüstern hier die Weste so vertraulich und athmen süsse Düfte! wie rauschet die Quelle so angenehm! Die Hände der Freude haben diese Grotte gebaut. — Sie setzten sich.

Ich denke eine Zeit, fieng Mediqua an, in der ich nicht der war, der ich nun bin. Allein Betrug, Treulosigkeit der Freunde, Verrätherey des Weibes jagten jede Empfindung aus meinem Herzen, und versteinerten meinen Busen. Ich liebte das schönste Mädchen Asiens; sie nannte sich Zephaline. Mein Herz hieng ganz an ihr, und meine Seele, mein ganzes Ich war Zephaline. Zwey Jahre lebten wir die seligsten Tage, als sie mir ein Geschenke ihrer Liebe gab. Mit Freuden sah ich das Mädchen erwachsen, das sie mir schenkte; aber ein Augenblick raubte mir Weib, Kind und Freude. Porzina, der böseste der Menschen, mein vertrauter Freund, war mein Verräther. Zephaline verließ mich, folgte dem Bösewicht, und —

Halt! schrie Zama, halt ein Mediqua! du bist ungerecht; Zephaline war dir nicht ungetreu. Sie liebte dich, noch als sie starb —

Wie sagst du? kanntest du Zephaline?

Ob ich sie kenne? O Mediqua! o mein Vater!

Zama!

Zama! erkläre dich —

Der böse Porzina entführte meine Mutter wider ihren Willen, und verhandelte sie und ihr Kind den Tartarn. Orosmin, mein Nährvater kaufte sie, und wollte sie dir wieder zurückgeben; allein die Religionsverfolgungen von Muhameds Lehre hinderten bald sein Vorhaben. Orosmin mußte sich flüchten; Zephaline starb, nur ich blieb noch ihr trauriger Ueberrest, und verlebte meine Jugend-Jahre in dieser Gegend. Orosmin nahm mich als seine Tochter an, und hier — hier in dieser heiligen Grotte habe ich oft Thränen der Liebe meinem unbekannten Vater geweint.

Mediqua drückte Zama an seine Brust, und sein Herz thaute zur Menschlichkeit wieder auf, wie eine gefrorne Quelle beym Anblick der Frühlingssonne. Noch umarmten sie sich, noch fühlten sie ganz die Freude der sprechenden Natur, als Mediquas Knecht eilend sie aufsuchte. Schweiß rann von seinen Wangen, sein Haar träufte vom nächtlichen Thaue, er athmete schnell, und sein unruhiger Blick verkündete Verderben.

Etwin und Egard, rief er, haben sich aus dem Kerker gerettet, sie haben Anhänger, und fielen die Wache an. Man setzte sich zur Gegenwehr, und ein allgemeiner Tumult brachte alles in Bewegung. Man ergrief die Waffen, und Blut fließt von beyden Seiten.

Zama sank ohnmächtig bey dieser Nachricht auf den Rasen nieder; der Schatten ihres ermordeten Etwin schwebte schon vor ihren Augen, sie sah seinen Leichnam im bluttriefenden Staube vor ihr liegen. Ihr geängstigtes Herz arbeitete; ihr schönes Haar lag zerstreut auf ihrer Brust, und Thränen zitterten auf ihren Wangen. Auch in Mediquas Auge traten Thränen; er schlug die Hände seufzend zum Himmel, zu schwach dem Schlage, der ihn getroffen hatte.

Als Zama sich wieder erholte, folgte Mediqua dem Sklaven. Zama schlich in der Ferne nach, und hatte in der Weite das Klingen der Schwerter, und das Getümmel der Kämpfenden gehört. Itzt bebte sie, da sie sich dem Kampfplatz näherte, kalter Schauer ergrief sie bey jedem Klange, den sie hörte.

Sie

Sie floh umher, glaubte den Ruf ihres Etwins zu hören. Die Finsterniß des Orts goß Grausen durch ihre Adern; ihr Haar richtete sich empor, sie bebte, sie stund, sie horchte mit flehendem Herzen. Alles war stille. Sie seufzte: O wie schwarz! welch eine grause Stille! — Hier wohnen die Todten — — Mit wankenden Knieen wagte sie sich in die Ebne; sie setzte den zitternden Fuß furchtsam weiter, und trat auf einen Erschlagenen — — ein plötzlicher Schrecken schleuderte sie zurück.

Die Fortsetzung folgt.

21.

Valentour,

oder

die Macht der Erziehung über das Herz.

Fortsetzung.

So brachte Valentour die Tage seines aufkeimenden Lebens zu, bald rissen ihn die Leidenschaften in die gefährlichsten Abgründe hin. Allein die Macht der Erziehung siegte über sein Temperament, und hielt den Wankenden zurück, daß er nicht stürzte.

Der Mensch ist der Sklav der Zeit und der Umstände, er darf nie auf seine Tugend pochen, ein Augenblick einer feurigen Leidenschaft zerstört Jahrgebäude, die Moralität und Ueberlegung erbauten. Bey manchem, der tugendhaft scheint, liegt der Keim des abscheulichsten Lasters im Herzen verborgen, und erwartet oft nur den Zeitpunkt seiner Entwickelung. Der auf seine Stärke trauet, ist schwach, und schon nahe dem Falle.

Es giebt reiche Menschen, und man bewundert sie, daß sie ehrlich sind, das heißt, sie betrügen nicht, sie stehlen nicht, sie mor-

den nicht, wo ist hier Tugend? wo Verdienst? ändert ihre Lage, entzieht ihnen die Tausende, die sie genießen, und seht, ob sie Probe halten. Die Armuth ist die Erzeugerinn mancher unedlen That: Mangel an Herzensbildung, an Erziehung, begleiten sie, und was ist der Mensch ohne Erziehung? sein thierisches Wesen lechzet nach Befriedigung seiner Bedürfnisse, er sucht Mittel, ohne zu untersuchen, ob sie erlaubt, oder nicht erlaubt sind. Legt auf eine Schalle der Waage ein Pfund, und läßt die andere Schalle leer, so erhält nothwendig die Schalle mit dem Pfunde das Uebergewicht. Stellet euch nun einen Menschen vor ganz, ohne Erziehung; Bedürfnisse, Leidenschaften, Beyspiele reitzen ihn zum Laster. Er kennt die Schmeichelenen der Eigenliebe nicht, nicht die Verführungen des Eigennutzes, er folgt blindlings, und stürzt in sein Verderben.

O ihr! denen der Zufall und die Geburt Vortheile vergönnt haben, die ihr oft nicht verdient, erniedrigt euch zu dem Elenden, und habt Mitleiden mit dem Verbrecher. Der Arme ist ja auch ein Mensch, wie ihr, ihr seyd reich, ihr habt alles, kennt keine Bedürfnisse.

Der

Der erste aufsteigende Gedanke einer Begierde ist schon gesättigt durch Befriedigung, und dennoch — dennoch, was habt ihr nicht schon alles gethan! Wenn ihr nun ganz ohne Erziehung, ganz ohne Grundsätze wäret, was würde aus euch werden? aber wie, eure Erziehung ist ja oft nur Maske! ihr habt gelernt tugendhaft zu tadeln, aber nicht tugendhaft zu handeln. Der Hofmeister muß meistentheils ein Maskenkramer seyn, der verschiedene Larven und Maskenkleider in seiner Bude hat. Der will seinen Sohn zu einem Spanier, dieser sein Kind zu einem Franzosen bilden, der soll den schwarzen Mantel eines Philosophen tragen, und dieser die Maske des Politikers.

Im Treibhaus unsrer Modeerziehung wachsen sie auf wie Schwämme, wunderlich, aber ohne Geist, ohne Geschmack, ohne Stärke.

Sie denken nicht, sondern sie reden, was andere gedacht haben, sie spotten, weil andere spotten, lachen, weil andere lachen, und sind Thoren, weil andere Thoren sind. Sie haben viel gelesen, aber wenig gedacht, sind litterarische Buchstaben-Menschen.

Daher jene Misgeburten des Geistes, daher jene Menge von abentheuerlichen Thiermenschen, die täglich auf der Bühne der Welt erscheinen. Daher jene Menschen, die halb Lamm und halb Wolf sind, halb Geyer, und halb Taube, halb gut, und halb böse.

Der alte Valentour, der dieses alles wußte, suchte aus seinem Sohn weder einen Cavalier noch einen Hofmann, noch einen so betitelten Weltmann, sondern einen Menschen zu bilden.

Er sprach ihm nie von seinen Ahnen, nie von ihren Verdiensten, sondern nur von denen, die der junge Valentour sich erwerben sollte.

Wenn das Blut, sagte er ihm oft, das von Helden in Valentours Geschlecht floß, in diesen Adern verdirbt, und in einem Nichtswürdigen schleicht, so sage, Valentours Adel hat aufgehört, seit dem du bist.

Diese edlen Grundsätze, die Valentour seinem Sohne beybrachte, machten auch das Glück seiner Tage.

Die edlen Gesinnungen seines Herzens wußten immer den Leidenschaften das Gleichgewicht zu halten, und siegten immer über diese.

Des jungen Valentours feuriges Temperament hätte den guten Jüngling mit einer anderen Erziehung ohnfehlbar ins Verderben gestürzt.

Das Feuer, das Valentours Adern durchglühte, riß ihn oft hin zu einem gefährlichen Schritte; aber die edlen Grundsätze erwachten bald wieder, und erhielten die Oberhand.

Wenn unser Herz von Jugend auf harmonisch gestimmt wird, so empfindet die Seele bald, wenn es das Laster verstimmen will.

Uebung edel zu handeln, giebt Fertigkeit, und diese Fertigkeit ist die Siegerinn über die Leidenschaften.

Valentour kam oft in böse Gelegenheit: einst sah er Belminen, ein schönes Geschöpf, aber eine jener Unglücklichen, die Armuth und Mangel an Erziehung zur Schande des

Weibes.

Weibesgeschlechts durch eine schändliche Aufführung brandmarkte.

Er sah sie, und Belminens Züge siegten über Valentours Herz, er entschloß sich Belminen zu besuchen.

Der Entschluß war gefaßt, aber schon machte ihm seine Seele heimliche Vorwürfe, er hörte aber noch nicht deutlich, die heftige Stimme der Leidenschaft übertäubte den Ruf der schon beleidigten Tugend. Ich muß Belminen sehen, sagte er: denn nichts gleicht der Heftigkeit meiner Liebe. Ohne weitere Ueberlegung taumelte er in seiner Leidenschaft durch die Gasse, und schon war er bey Belminens Hause. Es dämerte, schüchtern sah er um sich, es wird mich doch niemand sehen, sagte er: sehen! aber warum? hab ich denn einen Schritt gethan, vor dem ich mich vor der Welt zu scheuen habe, ich liebe ja Belminen, ist die Liebe strafbar?

Liebe ist nicht strafbar, aber — aber was denn? hier überlegte er, die Wolke der Leidenschaft zerstäubte sich vor dem Licht der Vernunft, er kehrte wieder auf sein Zimmer zurück.

Was

Was wollte ich thun, fieng er an, Belminen besuchen, wer ist Belmine? ist sie meiner Liebe werth.

Wie, Valentour! so ein Mädchen willst du dir zum Gegenstand deiner Empfindung wählen? ein Mädchen, die das Gefühl der Tugend nicht kennt, die nicht weiß was Liebe ist, die sich auf harmonische Stimmung gleich gestimmter Seelen gründet? Ein Mädchen willst du dir wählen, zu der du dich im Finstern schleichen mußt, damit das Aug des Rechtschaffnen dich nicht sieht? O pfui! sieht dich nicht das Aug deines Gottes, vor dem du wandelst; weiß er nicht die Geheimnisse deiner Gedanken, und du schämst dich nicht vor dem Ewigen. Valentour! was wolltest du thun? eine Unglückliche noch unglücklicher machen; neue Schande über das Haupt einer Geschändeten sammeln, Umstände, Armuth, oder Verführung, auch diese wolltest du zu Nutzen machen, um die Unglückliche zu mißbrauchen, und dich den Niedrigsten der Menschen gleich zu setzen, die dieses Geschöpf in das Elend gestürzt haben. O wie erröthe ich vor mir selbst! zu welchen Thaten ist doch der Mensch nicht aufgelegt!

Nein,

Nein, das Gefühl der Natur will ich nicht so entweihen. Erlösche, Unendlicher! jedes Gefühl der Liebe in einem Herzen, wenn thierische Leidenschaft es je entheiligen könnten.

So sagte sich Valentour, und die ersten Grundsätze seiner Erziehung siegten über seine Leidenschaft. Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen, der Glauben an die Vorsehung, eine gewiße edle Schüchternheit, Menschenachtung, alles dieses, was für die Menschheit edel und gut ist, erwachte in Valentours Seele, und führten ihn wieder auf die Wege der Tugend zurück.

Valentour war glücklich, und dankte oft in den Tagen seines Lebens der guten Erziehung, die ihm sein Vater gab.

Menschenachtung ist eine der vornehmsten Tugenden, und sie kann nie genug ans Herz des Jünglings gelegt werden; sie allein ist im Stande gute Menschen hervorzubringen. In ihr allein ruhet der Keim aller Tugenden, wer den Menschen zu achten weiß, wird sich nie zum Laster erniedrigen. Mitleiden, Sanftmuth, Wohlwollen sind mit der Menschen

achtung

achtung vergeschwistert, und edeln das Herz dessen, dem sie heilig ist.

Mißtrauen auf sich selbst ist die zweyte Stütze der Tugend, denn sie macht uns behutsam auf unsern Wegen. Wenn man sich je von dem Karakter eines jungen Menschen überzeugen will, so darf man nur sehen, wie bescheiden er ist. Jene unverschämten Pursche unsers Jahrhunderts, die über alles ihre entscheidende Stimme geben, die alles verachten, weil sie sich allein weise glauben, was werden diese Pursche für die Menschheit werden!

Ihr Stolz, ihr Hochmuth verrathen ihren Unverstand; wie möchte der Gutdenkende über sein Vaterland weinen, wenn er die Menge der jungen Thoren sieht, wie sie aufgeblasen von ihrer Selbstzufriedenheit sich klug und weise dünken.

Ihr lächerliches steifes Wesen, ihre Doktorsmiene im Fratzengesicht, ihre Aussprache durch die Zähne, wie bee — finden, S — i — e si — ch, und alles das, wovor dem Mann eckelt, prophezeiht der nachkommenden Menschheit wenig Gutes.

Es waren einst Zeiten, in denen der Jüngling den Umgang des Mannes suchte. Aufmerksam war sein Ohr auf die Stimme des Weisen, und Beyspiele leiteten ihn zur Tugend, aber sie sind vorüber diese Zeiten, und auch ihre Männer, die die Nachwelt bewunderte.

Man erzieht selten Denker mehr, sondern Schwätzer, die durch tausend Worte das zehnmal schlechter sagen, was manche schon schlecht genug gesagt haben.

Ihre Lektüre ist einem Bettler Hafen gleich, in dem gute und schlechte Brocken, alles durch einander, warm und kalt, weich und hart, bitter und süß sich befinden mögen. Was wundert ihr euch denn, wenn die Tugend in Lumpen geht?

Man fodert heut zu Tage, der Knabe soll viel wissen, ob er es gut weiß, um das bekümmert man sich nicht, wenn es nur blendet, wenn die Natur nur den Firniß hat, sie mag gleich aus faulem Holze geschnitzelt seyn.

Und denn unsere Hofmeister, wie sind sie angesehen? denken die Väter, daß sie die ersten Freunde der Familie sind? begegnet man ihnen mit jener Achtung, mit der man Männern begegnen solle, die den Saamen zum Glücke nachfolgender Jahrhunderte ausstreuen. Weiß man, daß der gnädige Herr Vater nur das Thier, und der Hofmeister erst den Menschen gemacht hat.

Läßt man dem Manne, dem man das Wohl seiner Kinder anvertrauet, allezeit unumschränkte Freyheit, das junge Herz zu bilden.

Verderben die Aeltern nicht durch ihre übleu Grundsätze in einem Abend oft mehr, als was der Erzieher durch Zeiträume von Jahren gut gemacht hat. Sagt man den Jungen nicht immer, daß sie vom Adel sind, daß also das Verdienst schon mit ihnen geboren ist, daß sie also nicht nöthig haben sich um Verdienste zu bemühen. O ihr Hofmeister! die ihr die wichtigsten Männer des Staats seyd, ich bitte euch um der Menschheit willen Liebe! zeiget einem Zöglinge die Nichtigkeit dieser Grundsätze. Die Welt hat gute Menschen nöthig, sonst bedarf sie nichts; der kein

guter

guter Mensch ist, wird seine Rolle immer schlecht spielen, und hätte ihn der Zufall auf einen Thron geschleudert. Edle Handlungen geben dem Menschen das Verdienst, nicht Geburt; man kann dieses nie genug sagen, nie genug wiederholen, denn der Mensch, der seiner Natur nach faul und stolz ist, schmückt sich gerne mit fremden Verdiensten, und schlaft gerne auf Lorbeern ein, die andere gesammelt haben.

Der alte Valentour führte seinen Sohn, als er noch ein Knabe war, einstmals in Garten, und zeigte ihm einen Baum, der keine Früchte trug, sieh, sagte er: Sohn! die Voraltern dieses Baums trugen die besten Früchten, sie waren die Zierde dieses Gartens, und dieser Zögling hat ausgeartet, sieh! hier stehen andere Obstbäume prächtig herum, sie tragen Früchte, wähle! —

Sieh Valentour! diese Bäume sind die Menschen, nur die, die nutzbare Früchte tragen, haben einen Werth in der menschlichen Gesellschaft: der ohne Frucht ist, verdient, ausgehauen zu werden, denn durch die Früchten, die seine Voraltern trugen, bekommt er keinen

nen Werth, es bleibt immer ein unnützer L-um.

Durch dergleichen Beyspiele flößte Valentour oft die Triebe zur Nacheiferung ins Herz des Sohnes. Eines Tages war er mit ihm in einen Naturalienkabinet, da zeigte man ihnen einen Embrio, den man aus dem Leibe einer Dame schnitt, die vor kurzem starb.

Valentour führte seinen Sohn zu diesem Gegenstand, Freund! sagte er: sieh dieser Embrio, er stamet ab von einem der besten Geschlechtern, und wenn die Thaten der Voraltern unmittelbar ohne unsere Verdienste auf uns wirken können, so ist kein Edelmann im Lande, der seine Verdienste mit den Verdiensten dieses Embrio vergleichen darf. Du verstehst mich?

Der junge Valentour umarmte seinen Vater, ja ich verstehe sie, sagte er: ich weiß es, daß die Verdienste meiner Voraltern ohne Zuthuung der meinigen auf mich nie wirken werden; sie werden mir auch nie zum Stolze, wohl aber zur Nacheiferung dienen, meiner Voraltern würdig zu werden.

So

So glücklich als Valentour wirklich war, so unglücklich dachte er sich oft, als er die Stärke des Stromes seiner Leidenschaften fühlte, gegen welchen die Tugend ihm oft nur ein schwacher Damm schien. Oft verbitterte es ihm seine Lebenstage, wenn er sich im Wirbel herumgedreht sah, und in manchen einsamen Stunden die Geschichte seines Lebens durchlas, bey mancher Stelle vor den Gefahren aufschauderte, die auch den festesten Mann hinreißen, und noch bey dem Entzücken, sie glücklich bestanden zu haben, zitterte; bey dieser erröthete er, und bey jener dankte sein matter Thränenblick dem Retter aus der Gefahr. Sorgfältig und streng — zu weise, um eitel zu seyn — prüfte er jeden seiner Schritte; freute sich dessen, der ihn näher zum Ziele führte; bereute welchen; — glücklich genug, keinem fluchen zu därfen.

Ah diese Stunden, die köstlichsten des Weisen, die er, frey von Geschäften und Sorgen, ungestört genießen kann, wie schnell entrinnen sie der Zeit, und geben zu früh den kommenden Raum, wo wir, nicht mehr so ganz uns eigen, wiederum das Spielwerk der Gelegenheit sind! —

Valen-

Valentour dachte sich in den Stunden der Selbstprüfung, so stark, so mächtig, der Vorsatz war so unwandelbar in seiner Seele gefaßt, daß er auf der Stelle kühn den heftigsten Stürmen würde getrotzt haben.

So wähnt auch der Kranke in den erquickenden Pausen, wo ihm Schmerz und Kleinmuth einige Ruhe gönnen, sich gesund und stark, freut sich der Genesung, und verläßt das traurige Bette. O ruft er auf, wie will ich mich nun meines übrigen Lebens freuen, wo kein Schmerz mich mehr einkerkert, nicht mehr die grausame Hand des Arztes mir Wunden gräbt, kein schleichendes Fieber das Mark mir aus den Knochen frißt. Ah! mir ist recht wohl! so sagt er, träumt Freuden des Lebens, und wankt zum Fenster, um frische Luft zu genießen. Ein rauher Nord bläst starrenden Frost in seine Glieder, er sinkt auf sein Bette zurück — und ringt mit dem Tode.

So freute sich Valentour der Plane, die er mit enthusiastischem Geiste entworfen hatte, sein Leben in sicherer Ruhe zu genießen; fest auf seinen Grundsätzen stehend der Thorheit

und

und dem Laster zu trotzen; unerschütterlich, wie der Fels im Meere, an den die tobenden Wogen vergebens anrennen.

Wir begreifen oft kaum die Möglichkeit unserer Schwäche; nicht die Möglichkeit, wie man doch bey so vielen Geisteskräften dieser Schwäche unterliegen könne; fassen neuen Muth, neuen Stolz auf unsere Stärke, und dann — ergreift den Geist im Aufruhr des Herzens ein gäher Schwindel, und treibt ihn im Kreisel herum; dann sind wir wieder alles, was die Leidenschaften aus uns machen wollen; am wenigsten aber das, was wir kurzvorher seyn wollten.

Nur wenige Wochen vergiengen, als Valentour sich neuerdings, ohne daß es sein Herz selbst zu wissen schien, der Gelegenheit in die Arme warf, denen er sich — fest umschlingen sie die Beute — nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte entwand.

Die Fortsetzung folgt.

21. Stück.

An Lucinden;
die über den Tod ihres Alphons trauert.

Die blühende Blume hat nicht immer Tage genug zum Verblühen — ein Sturm reißt, die Dürre welkt sie oft vor der Zeit danieder: auch Alphonsus ist nicht mehr! Alphonsus, der junge muntere Mann; der seinen Freunden so willkommen war; der noch Segenstiftung der Gesellschaft versprach, täglich vollkommener ward, in dem, den er liebte, ein Paradis zu bauen suchte, und in Lucinden das schönste, das reitzendste! Ihn klagen alle Edle — ihn klagt die ganze nähere Welt um ihn her; — ihn klagte Lucinde, die treue, die dankbare, für die er so innigst lebte, vorzüglich! — —

Wer wärst du, Theure, Holde! unter allen gewesenen Gegenständen seiner Liebe der zärtlichste — wenn deine Thränen über seinen Verlurst nicht flössen? Sind denn nicht weibliche Seelen besonders zur Empfindung geschaf-

sen? Sollen sie nicht darstellen den sanftern Adel menschlicher Natur in liebenswürdigster Maske? Ach! sey, wer du seyn sollst, und wozu dich Gott berief, du Gebeugte, du Jammernde!

Ein Freund ist seinem Freunde Viel. Erfolgte Trennung unter beyden: so wäre der Hinterbleibende des abgeschiedenen Redlichen nicht ganz werth gewesen, wenn ihn nicht der Hintritt desselben aufs innigste schmerzte. Aber dreymal mehr noch ist dem Gatten der Gatte! In der Stunde, in welcher sie sich vereinigten, machten sie ihr zwiefaches Wohl nur zu einem einzigen. Jeder von ihnen übernahm in Betreibung desselben die Hälfte, und gewöhnte sich daran, daß er für den andern arbeitete, und den andern für sich arbeiten sah. Er hätte einsam bleiben, und nur für sich selbst arbeiten mögen; aber er wollte Segen stiften, und Dank leisten, zugleich. Sein eigenes Herz war ihm nicht genug dazu. Noch ein anderes Menschenherz sollte seyn, dem er den Segen stiftetee; das den Dank von ihm erhielte. Da, da ist Trennung höchster menschlicher Jammer!

O Lucinde! Lucinde! wie sanft schwebte Alphonsus in deinen Armen, so lange sie ihn umschlossen! Wie so zärtlich schlug dein Herz, wenn es den Druck seines Busens empfand! Ueberreste der goldenen Zeiten der Welt, Tage aus dem Alter, welches so allgemein besungen und vermisst zugleich wird, das aber doch noch hie und da in einzelnen Hütten edler und zufriedener Sterblichen fortwährt, waren die Tage eures Beysammenseyns! Eine Zusage von Gott, daß ihr ewig so auf Erden bey einander seyn solltet, wäre euch Versprechen des Himmels auf ihr, mit Erfüllung verbunden, gewesen.

Diese Zusage ward euch, ihr Lieben, nicht Theil. Ihr wäret ihrer werth gewesen; allein, die allgemeine erste Menschenbestimmung verstattete sie nicht. Auf der ersten Erde ists uns nur freygelassen, uns zu vereinigen; vorbehältlich die Wiedertrennung, welche aus dem gefällten Urtheil des Todes über uns fliesst. Während des Beysammenseyns mögen wir das Glück, welches liebende Herzen einander gewähren, in vollester Masse geniessen. Gott selbst ist uns behülflich dazu. Er erblickt schon in uns alsdenn ein schwaches Bild von dem

was wir einander seyn werden, wenn uns keine Todesfurcht mehr umschwebt. Aber, schlägt die Stunde, welche Liebende trennet — so hat die erste Verheissung für sie ihr Ende erreicht.

Lucinde! darum sollen edle Seelen, so lange sie vereinigt leben, die Seligkeit ihrer Gemeinschaft mit Herzensdrang geniessen. Wissen sie doch nicht, wie lange ihr Beysammenseyn daure! Thun sie dieß nicht: so müssen sie bey erfolgter Trennung nicht blos aus Zärtlichkeit, sondern aus Vorwurf des Herzens zugleich, seufzen; und Seufzer von dieser Art bereiten einen Jammer, der nie wahrer Erleichterung fähig ist.

Ach! Heil dir! Als dein Alphonsus sank, und banger Schmerz über sein Hinsinken dich ergrif, gab dir dein Herz das Zeugnis, daß ihr, so lange ihr beysammen waret, ganz für einander lebtet! Im ersten Anfall der Leiden war es dir nicht genugthuend, und konnte es auch nicht seyn; denn da wolltest du nur deinen Alphonsus wieder haben. Aber, da du nun siehst, daß er dahin sey, daß er für diese Welt, für dich verlohren sey: was mag dir denn

sanftere und holdere Erquickung gewähren, als das Bewustseyn, ganz die Seine gewesen zu seyn! Zuerst verlangt das Herz den Verlohrnen wieder; wenn dieser aber nicht zurückkehren darf: so liegt ihm alles daran, sich sagen zu können, daß es den Verlurst desselben nicht verwirkt habe. Es ist natürlich und wahr zugleich, daß uns der Tod eines Menschen um so mehr schmerze, ie redlicher wir ihn geliebt haben, und von ihm wieder geliebt wurden; aber sind die ersten schmetternden, betäubenden, hinstürzenden Stunden, in welchen die Natur nach ihres Urhebers Willen ihre Rechte behauptet, nur vorüber: so entspringt auf derselben Stäte, wo erst ängstlichstes Leiden entsprang, wieder höchster menschlicher Trost. Dich zerschlug der Gedanke, von dem Geliebtesten deines Herzens getrennt zu seyn; laß ihn dich nun wieder aufrichten und stärken. Du bist nicht getrennt von einem Edlen, den du etwa getäuscht hättest. Die gute Meinung, welche er von dir in iene Welt hinübernimmt, ist Wahrheit vor dir, vor ihm, und vor Gott. Mehr sollen und mögen wir nicht leisten, als wir zu leisten im Stande sind. Haben wir, als Verbundene, wahrhaftig für jemanden gelebt:

so

so ists wenigstens nicht unsre Schuld, daß wir getrennt werden; und wir haben weiter nichts thun können, als uns bis zum letzten Augenblick des Beysammenseyns die unzubezweifelndsten Zeugnisse unserer Liebe zu geben. O Lucinde, wärest du nicht die treue, die zärtliche Gattinn deines Alphonsus gewesen, die du warest: was tröstete dich nun? Um uns her sterben so viele, über deren Tod sich die, welche mit ihnen verbunden seyn sollten, aber in Zwietracht und Feindschaft lebten, beruhigt fühlen. Sieh, dieser letztern ihre Ruhe wird in Jammer alsdenn erst übergehen, wenn dein Herz von seinem Jammer zur Ruhe zurückgekehrt seyn wird. Sie werdens fühlen lernen, daß sie in ihren Todten diejenigen nicht gewesen sind, welche sie seyn sollten. Nach Jahren erst wird der Hintritt derselben ihnen Pein verursachen. Du aber warst deinem Alphonsus Alles. Und alles gewesen seyn, heist genug gewesen seyn. So wirst du bald mit himmlischer Beruhigung wieder einher gehen, und deine Ruhe wird alsdenn eine unzerstörbare Ruhe seyn. Liebend deinen Alphonsus, aber still und ergeben zugleich, wirst du erscheinen; und du wirst dich in sanftester Grösse fühlen, so oft dein Herz

dir sagt, daß du zu keiner Zeit, du sähest ihn wieder, wenn es seyn möchte, auch nur mit aufwallender Schamröthe ihm unter die Augen treten müßtest.

Aber, warum entsank Alphonsus, der zärtliche Gatte, seiner noch zärtlichern so früh? Ists nicht genug daran, daß Liebende nicht Ewigkeiten zum Lieben auf Erden haben sollen? Müssen sie auch noch lange vor der gewöhnlichen Trennungszeit auseinander gerissen werden? — Ach! Lucinde! wie viel hätten wir doch zu fragen, wenn wir über alles, was ausserordentlich geschieht, Erläuterung haben wollten! Es ist gewiß, daß nichts von allem, was uns wiederfährt, ohne Absicht geschehe. Und ie ungewöhnlicher dasselbe ist: desto wichtiger mus die Absicht sein, derentwegen es geschieht. Nur ists uns uns nicht allemal vergönnt, in diese Absichten vollkommen einzuschauen. Wenigstens alsdenn nicht gleich, wenn das Ereigniß für uns entsteht. Es soll uns genug seyn, zu wissen, daß alle unsere Schicksale unter den Führungen der weisesten Güte stehen. Dieß soll uns Bürge für die Heiligkeit und Grösse der Absichten derselben eyn. Vielleicht, daß die Folgezeit uns diese

Absich-

Absichten noch überdieß entwickelt. Lucinde! du bist Christinn! An der Seite deines Alphonsus warst du mehr. Er führte dich zum lebendigsten Glauben an eine obere Fürsehung, und suchte dich mit dem Grundsatze täglich vertrauter zu machen, daß alles, was Gott für den Menschen geschehen lasse, von uns gebilligt und gutgeheißen werden müsse. Wende diese Gesinnungen, welche er dich selbst lehrte, zu deiner Beruhigung über seinen frühen Hintritt an. Er ist dahin: mit Gottes Willen dahin. Das Schicksal wollte die Fortdauer eurer Verbindungen nicht; aber nicht aus Eigensinn, oder Mißgunst, sondern aus dir noch verborgener Fügung des Höchsten. Dein Geschlecht zeichnet sich durch Biegsamkeit und Sanftmut aus. Ehe du noch in jene Welt dem Vertrautesten deiner Seele folgst, wirst du deutlicher erkennen lernen, warum er dir so früh entrissen ward. Sieh, es sind der Freuden auf Gottes Erde so mannigfaltige, und ihr genosset viele davon. Du drücktest ihn oft während des Genusses an dein Herz; so sollst du dieser Seligkeiten nun nicht vergessen, welche euch zu Theile wurden. Grossen, ewigen Danks sind sie werth gewesen. Aber es giebt auch Leiden auf der Erde. Oft, wenn wir

eine

eine Zeitlang froh geworden sind, brechen sie über uns ein. Waren sie etwa eben im Begriffe, deinen Geliebten zu ergreifen: so ist er nun ihnen entrissen. Er ward genommen, ohne sie geduldet zu haben. In künftiger Welt werden du und er über diesen Umstand zuversichtlich urtheilen können; und werdet ihr ihn denn richtig befinden: zu welcher innigsten Anbethung Gottes werdet ihr euch seinetwegen vereinigen! Es sey nun aber so, oder nicht — Alphonsus ruhet. Er, den du so zärtlich liebtest; für dessen Ruhe du so unermüdet sorgtest. Verließ er dich doch nicht aus Antrieb seines Herzens! Weinte er doch in deine Thränen mit, welche er dich über seinen annahenden Tod vergiessen sah! Las ihm die Ruhe — der, welcher mit dem Tode gerungen hat, bedarf ihrer! Denke dir, daß es möglich wäre, daß er deine Trostlosigkeit sähe, und dadurch an seiner Ruhe verlöhre: würdest du ihm nicht noch zuletzt damit wohlthätig werden wollen, daß du deinen Kummer stilltest? Oder stelle dir vor, daß er auch von deiner jammernden Traurigkeit nur wüste; würde er nicht bey der Liebe, die du noch für ihn hegst, dich flehen, daß du derselben Grenzen setztest, daß du die von ihm empfangenen Hinwei-

weisungen an die Fürsehung nun vorzüglich befolgtest, und dich durch tiefen Gram nicht zu vollkommener Erfüllung deiner noch übrigen Pflichten unaufgelegt machtest? Ach! mit welcher Sehnsucht nach deiner Beruhigung würde er in solchem Falle aus jener Welt in diese nach dir zurückblicken! Wie würde er darnach schmachten, dir höhere Kenntnisse von von den Absichten seiner frühen Trennung von dir, welche er nun schon hätte, mitzutheilen! Lucinde, den Liebenden, wenn sie von einander geschieden werden, sind diese Vorstellungen willkommen; denn sie begünstigen ihre Fantasie, welche ohnehin schon in voller Wirksamkeit ist. Du unterhältst dich vielleicht auch mit ihnen. Laß sie dir dazu dienen, daß du wenigstens mit mehrerer Ergebenheit über den Tod deines Alphonsus traurest. Oder ergreif den noch wichtigern Gedanken, daß du dir selbst aus mehr, denn einer Ursache dieß schuldig seyst.

Es war Gottes Wille, daß Alphonsus von dir genommen wurde; aber sein Wille war es nicht, daß der Tod desselben dich auch tödten sollte. Darfst du auch wohl sagen: wenn ich nicht an meines Gatten Seite leben kann: so

will ich gar nicht mehr seyn? Wenn ich mit ihm mich nicht mehr freuen darf, so soll gar keine Freude mehr zu meinem Herzen Eingang finden? Doch, Lucinde! so sprichst du nicht. Aber, willst du, wenn du der Natur nun deine Opfer gebracht hast, und die Unabänderlichkeit deines Schicksals, dir selbst mehr zugehörig und gegenwärtig, erkennst, dir nicht den Genuß des Guten, das dir auf Erden noch übrig ist, ebenso gönnen, wie ihn dir dein Schöpfer gönnet? Willst du nicht aus unverbrüchlicher Sorge für deine Erhaltung, und aus Eifer, Gott deine Unterwerfung zu bezeigen, deinem Kummer da sein Ziel setzen, wo Vernunft und Religion demselben schon den Platz abgezeichnet haben? Unsere Empfindungen mögen uns wohl anfangs überwältigen — dieß ist menschlich; aber fortwährend sollen ihre Ueberwältigungen nicht seyn. Dazu ward unser Geist zu hoch gebildet. Dazu empfiengen wir zu erhabene Begriffe von Gott, und von unserer Bestimmung. Auch ist deine Ruhe, wie dein Leben, dir nicht bloß um dein selbstwillen wichtig. Alphonsus hinterließ dir einige kleine Menschen, welche täglich mehr sein Blild darstellen. Was wären sie, wenn du ihnen auch entsänkest? Ist's

nicht

nicht genug daran, daß sie vaterlose Waisen sind? Sollen sie auch mutterlos werden? Sag, Lucinde, wie jammervoll würde das Schicksal dieser Unschuldigen seyn, wenn beyde Eltern von ihnen genommen würden! Solch ein Unglück will Gott ihnen nicht. Sieh, wie sie so holdselig, so sorgenlos dich umspielen — sie wissen noch nicht, was am Vater sie verlohren! Ihr Anblick setze dein ganzes Herz für sie in Bewegung. Ihrentwegen sollst du noch mehr so lange zu leben suchen, als du leben kannst. Sterbend übergab sie Alphonsus dir, und bethete unter den letzten Schlägen seines Herzens noch Gottverständlich genug, daß seine verlohrnen Jahre Zulage für dein Daseyn werden möchten. Vereitle dem Todten die Kraft seines Gebeths nicht! Aber dein Leben ist deinen Kindern nicht genug. Nur bey Ruhe kannst du ihnen im Leben ganz Mutter seyn. Zu sehr bekümmert in dir selbst, vermagst du nicht, redlich genug für sie deine Sorgen zu tragen. Herabgespannt, kraftlos, unthätig, kannst du ihnen den Beystand nicht leisten, welchen du ihnen doch leisten solltest. Ach! Lucinde, der Umfang deiner Pflichten gegen sie ist ja durch Alphonsus Tod nicht kleiner, enger, sondern vielmehr

ausgebreiteter, grösser geworden. Sonst arbeitete er mit dir zugleich an der Gründung ihres Wohls. Er hat die Hand vom Werke müssen abziehen. Soll der Theil der Arbeit dabey, welchen er übernahm, nun unverrichtet bleiben? Oder, wenn dieß nicht sein darf, auf wen unter allen Lebendigen fällt derselbe am natürlichsten, als auf dich? Grosser Kräfte bedarfst du also; und so mußt du dich von allem, was die deinigen zerrütten kann, losreißen. Auf Sammlung neuer Kräfte, auf Stärkung derer, die du noch besitzest, mußt du bedacht seyn. So ermuntere dich, und befördere auf allen Seiten wieder nach und nach deine Ruhe! Nie wird Alphonsus deiner vergessen; aber auch nit seiner Kinder, welche er auf Erden in deinen Armen zurückließ. Von dir fordert er eine recht vollkommene Fürsorge für ihre Ausbildung. Darinn sollst du deine fortdaurende Zärtlichkeit gegen ihn zu erkennen geben, daß du diese mit aller Macht betreibest. In seine Arme sollst du sie zu rechter Zeit wieder führen; willst du ihm nicht die Seligkeit gönnen, sie als vortreflich gebildete Menschen in dieselben zu führen? Wird er dir nicht aufs zärtlichste dafür danken? Und schätzest du nicht Dank in jener Welt?

Auf!

Auf! kehre zum Betriebe alles dessen, was dir auf der Erde, die Alphonsus verließ, noch obliegt, zurück! Lebe wieder für alle die Deinen; für deine Kinder, für deine Hausgenossen, für deine Freunde, und für alle Gegenstände deiner Thätigkeit. Der vornehmste von diesen ist dahin; aber die übrigen sind noch da, und dürfen dabey nichts verliehren, daß jener nicht mehr ist. Halte deines Alphonsus Angedenken werth, und theile die Merkmale deiner Ergebenheit an ihn, welche du gern gegen ihn selbst abgestattet hättest, unter die Seinen aus. Sie sind es, welche an seiner Statt von dir empfangen sollen; und Liebe von dir ihnen erwiesen ist Liebe, deinem Alphonsus erzeigt. Gebrauche dazu anfangs das kleine Maaß von Kräften, welches dir der zerschmetternde, entnervende Schmerz über seinen Tod übrig ließ. Durch Anwendung deiner Kraft wirst du stärker werden. Die mannichfaltigen Geschäfte deines Hauswesens, deines Erziehungswerks, und deiner Bekanntschaften, werden dir eine edle Zerstreuung gewähren, über denen du des Todten zwar nicht vergessen, bey denen du doch aber mit gefaßterer Seele an ihn, als abgeschiedenen, denken lernen wirst. Mitten in diesen menschlichen

Zerstreuungen, welche Gott und dein Herz billigen, wirst du dich von Zeit zu Zeit kraftvoller fühlen. Zuletzt werden Tage für dich kommen, in denen du ohne allen Schmerz dich an Alphonsus Sterbebette hindenken kannst. Nicht die Angst der Trennung, welche du da empfandest, wird es alsdenn mehr seyn, welche aufs neue dein Gemüth erschüttert; sondern die Stille der Seele, mit welcher er starb, die Sehnsucht nach deiner Gemeinschaft, die er, als Christ, mit der vollkommensten Ergebung des Herzens an sein Geschick zu vereinigen wußte, werden dich trösten und laben. Du wirst nicht daran zweifeln, einen so vortreflichen Mann in der schönsten unter allen Welten Gottes einst wieder zu erblicken; und der sich dir immer mehr nähernde Zeitpunkt hiervon wird über dein Gemüth eine Wonne von heiligster Art verbreiten.

O Lucinde! diese Welt ist nur Schauplatz der Trennung. Dort werden die Liebenden wieder vereinigt, und keiner fürchtet des andern Scheiden mehr. Alphonsus gieng nur voran — Lucinde wird ihm folgen. So ists! Zu verschiedenen Zeiten wandern wir aus, um am Ende in der Heimath wieder versamm-

let zu werden. Da werden die Liebenden einander noch mehr seyn, als sie hier gewesen sind. Ueber alle Leiden dieser Welt erhöhet, ergötzen sie sich denn einer an des andern vollendeter Tugend, zu welcher sie hier oft selbst unter Leiden den Grund gelegt haben, in voller Harmonie der Seelen. Ach! Lucinde, welche Entzückung muß dir gewährt werden, wenn du dich in den Zeitpunkt schon hinaus versetzest, in welchem der geschiedene Alphonsus dir wieder gegeben werden wird! Mit welchen schmachtenden Sehnen nach dir wird er unter den Tausendmaltausenden forschen, wo irgend eine menschliche Gestalt umherschwebe, in der er dich erblicke! Und unter welchem Herzensdrang, mit was für unaussprechlichen Ergießungen der innersten Fröhlichkeit eines Seligen über die Mitseligkeit eines Menschen, den er unter allen mit auserkohrenster Zärtlichkeit in der ersten Welt umschloß, wird er, wenn er dich gefunden, an dich hineilen, dich segnen, und dich ewig lieben! O Lucinde, zage nicht mehr! Dein Geliebter ist nicht auf immer für dich verlohren! Er ist dir nur verlohren auf diese Welt — auf die schnellvergänglichste unter allen Welten Gottes für uns! Jenseits weilt er schon leidenfrey, und sehnet sich nach dir hinüber! Doch fleht er zum Vater der Menschen, daß er dich auf Erden erst vollenden lasse, was du an seiner Seite angefangen hast. Ach! setze fort! setze fort! vollende! vollende! du der Menschentöchter Edelsten, Treuesten eine! Hast du vollendet — denn umschließe dich wieder deines Alphonsus Arm, und der Menschenvater sammelt wieder alle eure Lieben zu euch über!

22. Stück.

Hilarius Todesbetrachtung.

Er kommt — der Ender aller Noth! Wenn dieser Gliederbau aufhört; wenn dem Auge das Licht erlischt, das Blut in jeder Ader stockt, das Herz den letzten Jammerschlag thut, jede Nerve seine Reizbarkeit verliehrt, und der in ausgerecktester Länge hingestreckte Leichnam unter Bleiche und Kälte erstarrt: denn hört der stechende Schmerz auf; denn drückt die Armuth nicht mehr; denn trocknen der Unschuld die Thränen; denn wird der racheschnaubende Feind nicht weiter gefürchtet. Was dem Leidenden alle seine Freunde nicht leisten mögen: dieß leistet ihm der Tod — Erlösung! Oft hatte er süssen Vorschmack von ihr, wenn er, von seinem Elende ausgemergelt, in stärkenden Schlummer sank. Da umschwebte ihn auf eine Zeitlang sanftes Vergessen aller seiner Noth; da träumte er sich im goldenen Traume in bessere Welten über. Aber der eine Jammer hatte ihn eingewiegt; ein anderer weckte ihn wieder. Er erwachte, um wieder zu leiden,

und wünschte, daß sein Schlaf um eine Stunde noch länger gedauert haben möchte. Ach! der so oft getäuschte Wunsch wird ihm endlich allgenugsam erfüllt! Im Grabe ist volle, dauerhafte Ruhe für ihn. Mögen die Krieger doch mit Rossen und Wagen über ihn dahinschweben; mag Feuer- und Unterdrückungsgeschrey von den Wohnungen der Lebendigen her an seinen Hügel anschallen, und in den Höhlungen seines Sargs dumpfiger Wiederhall davon entstehen; — den Todten kümmert dieß nicht! —

Sieh, der Mensch soll wieder keine Einrichtung etwas einwenden wollen, welche für ihn mit seines Schöpfers Genehmigung getroffen worden ist. So soll er sich, als Kreatur, auch gegen das Urtheil des Todes nicht empören wollen, welches über ihn gesprochen ward! Es geschieht ihm nie etwas, das nicht sein Heil befördern müßte. Er kommt ins Leben mit grossen Anlagen. Er bildet sich von Jahr zu Jahr mehr aus. Er erreicht die höchste Stuffe der Ausbildung seiner Kräfte. Hat er dieß gethan: so geht er zurück, und nimmt ab, wie er erst zugenommen hat. So ist's nicht ihm allein; auch allem, was er auf der

Erde

Erde erblickt, geschieht also. Besteht er doch aus eben den Grundstoffen, aus welchen das Uebrige all um ihn her zusammengesetzt ist — wie mag er für sich eine Ausnahme vom Tode fordern wollen? Hat er nicht so schon Vorzug genug im Leben? Wurden ihm nicht die edelsten Genüsse desselben ausschließlich angewiesen? Er lebt, und die, welche nach ihm kommen, sollen sich auch des Lebens freuen. So gönne er ihnen auf der Erde auch Platz, wie selbiger ihm gegönnt ward! Er denke, daß diese noch nicht Landes genug habe, das ganze Menschengeschlecht beysammen zu hegen; daß sie alsdenn aber geräumig genug für dasselbe sey, wenn von Zeit zu Zeit Auswanderungen von ihr sich ereignen. Ist diese Welt doch nur erst die Welt der Vorübungen und Vorgenüsse! Was mag dem Menschen, wenn sie dieß seyn soll, anders in ihr zu Theile werden, als — nur **Durchgang durch sie**? Und, wenn Leiden, die nach der gegenwärtigen Einrichtung seiner Natur nun einmal von ihm unzertrennlich sind, ihn treffen müssen: so muß sein Herz auch den Tod billigen, welcher allmählig aus ihnen entsteht, und zuletzt durch Zerstörung allen Schmerz vorhergegangener Erschütterungen dahinnimmt. Ach!

wie viele Leidende vom höchsten Range giebt es auf der Erde doch! Wie unübersehbar würde ihnen ihr Elend seyn, wenn sie nicht auf die wohlthätige Veranstaltung des Todes für sich warten dürften! Um ihrentwillen, ihnen zum Troste, sey der Tod vorzüglich da! Und am Ende würde auch der Glückseligste durch überhandnehmende Schwachheit der Natur so ein Leidender werden, dem der Tod nur letzter Trost wäre.

Ich höre es zwar täglich, wie sehr sich viele der Mächtigen, der Begütterten, und der Gesunden, darüber beschweren, daß auch ihnen der Tod bevorstehe. Sie gehen in ihren Klagen deshalb oft so weit, daß sich diese in die peinlichste Furcht für sie verwandeln, welche ihnen beynahe allen Genuß ihrer Güter und ihrer Kräfte raubt. Woher kommt es, daß ihnen die Betrachtung des Todes so grosse Quaal verursache, und daß Hilarius eben dieselbe unter Gelassenheit und Ergebenheit anstellen möge? Daher, daß sie, unendlich mehr durch den Tod verliehren zu werden, glauben, als er! Sie sind im Besitze alles dessen, was die Welt Glückseligkeit zu nennen pflegt. Allerdings sind diese Güter von der Art, daß sie

der

der Tod gänzlich aus den Besitzungen derselben vertreiben wird. Unter allen ihren Feinden ist er ihnen deßhalb der schrecklichste. Hilarius aber hat schon den größten Theil von denjenigen Gütern verlohren, welche ihm der Tod rauben kann. Er hat schon unaussprechlich gelitten, und sieht noch grosse ihm bevorstehende Leiden. Darum hat er sich mit den Gedanken des Todes mehr familiarisirt, und sieht ihm ohne Beben entgegen.

So habe ich denn auch auf dieser Seite von meinem Unglücke einen beträchtlichen Gewinn. Ich bin nach und nach durch dasselbe von der Furcht fürm Tode abgezogen worden, und habe über die gesammte Bestimmung des Menschen freymüthiger denken gelernt. Meine letzten Schicksale auf der Erde sind mir nun nicht grausenvoller mehr, als die übrigen. Ich erkenne in ihnen allen die weisesten und gnädigsten Fügungen des Höchsten. Ich bin bereit, in jeder Stunde, in welcher Gott will, abzugehen, und mein Schöpfer bleibt immer mein höchster Wohlthäter, wenn ich auch auf Grab und Verwesung hinblicke.

Freylich stärkt mich in diesen Gesinnungen der Glaube an ein künftiges, abermaliges, neues Leben noch unweit höher. Mein Grab, welches nach allen überstandenen Leiden dieser Welt so schon als Ruheort und Friedensstäte mir erschien, wird mir nun noch mehr, als dieß. Es wird mir heilige Stäte meiner Aufbewahrung unter der Aufsicht des Alliebenden zu einer zwoten Welt. Wenn ich von hinnen gehe: so **verschwinde ich nicht auf immer; ich gehe nur auf eine Zeitlang auf die Seite.** Nur die erste, nur die kürzeste und **unvollkommenste** Scene meines Daseyns schließt der Tod. Dauerndere, seligere, werden sich mir jenseits des Grabes öffnen. Die herrlichen Anlagen meines Geistes und Herzens sind offenbar noch weit höherer Entwicklungen und Ausbildungen fähig, als sie hier erlangen mögen. Sobald nun irgend etwas zu meinem grössern Heil noch geschehen kann: so ist mir Gottes Liebe dafür Bürge, daß mir dieß auch geschehen werde. Als Schöpfer **wird er nicht nur angefangen haben, sondern auch vollenden, wollen.** Daß ich nun gerade **durch** ein **Grab** zur Herrlichkeit gehen müsse, soll meinen Glauben an diese nicht wankend machen. Auch diese Veranstaltung

ist

ist wenigstens Widerspruch frey, und vielleicht natürlicher, als ich denke. Wenn ich nicht ganz so, wie ich jetzt war, in jene Welt übergehen kann, weil die verschiedene Beschaffenheit derselben auch eine Verschiedenheit an mir fordert: so muß eine Auflösung der Theile, aus welchen ich jetzt bestehe, vorgehen; damit die Absönderung derjenigen, welche hernach von mir getrennt seyn sollen, durch sie bereitet werde. Gelangt doch das schönste unter allen Metallen zu seinem Glanze und zu seiner Vollkommenheit erst alsdenn, wenn es im Feuer von seinen Schlacken gereinigt wird. Weis ich doch, daß von dem, was wahrhaftig Gold an selbigem ist, dadurch nicht das geringste verlohren gehe! Der Keim des Saamenkorns liegt so lange verschlossen, als das ihn umgebende Mark mit der Hülse noch fest ist. Nur alsdenn, wenn diese spaltet, dringt er hervor; und mit dem Vergange jenes entwickelt er sich. Täglich verfährt der Mensch selbst, wenn er an einem bereits geschaffenen Werke seiner Hand eine sehr beträchliche Verbesserung vornehmen will, daß er es auseinander nimmt, um es hernach desto vollkommener wieder zusammensetzen zu können.

Meine Hoffnungen auf künftig erneuertes Leben schwingen sich dadurch zum höchsten Grade der Zuverläßigkeit, daß sie Jesus Christus bestärkt hat. Sie waren es, auf welche er die Seinen jederzeit hinwies, und mit denen er sie für alle diese Verlurste, mit denen ihr Glaube an ihn begleitet war, zu entschädigen suchte. Nicht bloß darum, weil mir sein Beyfall, welchen er gerade meinen Erwartungen einer Zukunf über den Tod hingiebt, willkommen ist, berufe ich mich vor meinem eigenen Herzen auf ihn; sondern, weil ich auch in allem dem übrigen, was er lehrte, nichts, als Wahrheit finde, und weil mich seine ganze Geschichte überzeugt, daß er von seinem Vater außerordentlichen Auftrag gehabt habe, dem menschlichen Geschlechte über alles, was demselben wichtig ist, die glaubwürdigsten Auskünfte und Belehrungen zu geben. Er selbst, mit allem, was er auf der Erde that, und was ihm auf derselben geschah, wäre das unauflösliche Räthsel — wenn kein künftiges Leben wäre.

Freudenvoll sehe ich demnach der zwoten Scene meines Daseyns, welche sich mir öffnen wird, entgegen; und und verspreche mir von der-

derselben unaussprechlich viel. So oft mir jetzt bey meinen redlichsten Nachdenken irgendwo eine Dunkelheit übrig bleibt: so rechne ich darauf, daß diese in Gottes zwoter Welt für mich in Licht übergehen werde. Wenn ich es jetzt auf irgend einer Seite an meinem Herzen nicht so weit bringen kann, wie ich es zu bringen wünschte: so tröste ich mich damit, daß ich's zu anderer Zeit gewiß dahin, und noch weiter, bringen werde. Und drückt mich jetzt ein unverschuldetes Leiden: so hoffe ich, daß mir über lang oder kurz dafür reichlichster Ersatz geschehen werde.

Zu welcher Zeit, auf welche Weise, mein Schöpfer nach meiner Abgabe des ersten Lebens meinen Eintritt ins zweyte veranstalten werde, — darüber grüble ich nicht. Jesus verkündigte Auferstehung der Todten. Noch sind die Todten in ihren Gräbern, Gewölbern, Höhlen und Urnen. Tausendjährige Menschenaschen und Mumien werden zur Schau aufgestellt. Der Fall kann eintreten, daß meine Asche einst noch ältere Asche werde. Jedoch schadets der Menschenasche nichts, wie alt sie auch werden möge. Besinne ich mich doch jetzt keiner

schmerz-

schmerzhaften Empfindung, welche ich darüber gehabt hätte, daß ich nicht um einige Jahrtausende früher in mein gegenwärtiges Leben eingetreten sey, als ich wirklich in dasselbe eingetreten bin. Genug, wenn das zweyte Leben anhebt, so bin ich **wieder da**, und preise den Schöpfer dafür, daß ich dieß sey. Augenblicke sind Augenblicke, und Jahrtausende Jahrtausende **nur für den, der sie lebt.** Eine meiner jetzigen Nächte wird mir denn nur lang, wenn ich sie schlaflos zubringen muß; haben meine Leiden sie mich aber schlafend hinbringen lassen: so dünkt mich am Morgen, wenn ich erwache, als wäre dieser nicht auf den Abend, an welchem ich einschlief, gefolgt.

Wohl mir in deinem Schoose auf jeden Fall, mein künftiges Grab! Ich geh in dich **auf Gottes Geheis**, und verweile in dir, **so lange Gott will.** Diesseits an deinem Rande **Ende meiner Noth** — jenseits an selbigem **Anbruch meiner Seligkeit!** Während, daß ich in dir bin, wacht die allmächtige Liebe schützend über meinem Staube. Wer erst zu dir eingegangen ist, dem verstummt die Klage, dem versiegt die Thräne! In dir ruht man von seiner Arbeit, ohne den Segen dersel-

selben zu verliehren — den die Werke folgen nach!

Aber diesem Gedanken will ich nie in der Masse nachhangen, daß mir dieß Leben, so lange es noch dauert, darüber zu einer Last würde, welche ich gern, je eher, je lieber, von mir werfen möchte. Es ist wahr; mein Elend beugt mich. Täglich beugt es mich tiefer zur Erden. Allein, es ist grosse Obliegenheit für mich, die Stunde duldend und ergeben abzuwarten, in welcher Gott will, daß die Erde mich in ihren Schoos aufnehme. Ich darf auf mein Grab heiter und lächelnd hinblicken; aber, es mir zu öffnen, ist mir nicht verstattet. Und, wenn dieß nicht ist: so handelte ich ja unrechtmäßig, wenn ich mit meinen Wünschen nach selbigem dem Schicksale auch nur voreilen wollte.

Es ist an sich schon ausgemacht, daß, je ungeduldiger man auf etwas warte, desto länger uns die Zeit dünke, ehe solches sich für uns ereignet. Sollte ich denn so grausam gegen mich selbst handeln, und zu der Zahl meiner Leiden, welche so schon groß genug ist, mir noch ein neues hinzufügen? Bey jenen

nen hätte ich den Trost, für den ich mein Herz, so oft sie heftig auf mich andringen, segne, daß ich sie mir nicht selbst zugezogen; aber, auf wessen Schuld käme die Quaal, welche mir mein Unwille über meines Tods Verzögerung zuzöge, als auf die meinige?

Ich bin ja auf das vollkommenste überzeugt, daß alles, was nur einigermassen Bezug auf mein Wohl hat, mir gerade so und denn geschehe, wie und wenn Gott will, daß es mir geschehen solle. Will ich denn dieser so schätzbaren Ueberzeugung gerade in dem wichtigsten unter allen Punkten für mich nicht gemäß handeln und denken? Wer bestimmte den Augenblick meines Eintritts in dieß Leben? Wer wird also auch den Augenblick meines Ausgangs aus selbigem zu bestimmen haben, als eben derselbe? Ja, noch mehr — — denn an meiner blossen Unterwerfung ist's nicht genug; diese muß auch mit dem ergebensten, vertraulichsten Gemüthe geschehen — — wer wird die Stunde meines Tods weiser und besser zu bestimmen wissen, als — der **Ewige**? Ich wünschte, ich beschloß in meinem Leben oft mancherley. Es ward mir nicht immer alsdenn zu Theil, ich konnt's nicht immer als-

denn ausführen, wenn ich's thun und haben wollte. So unangenehm mir diese Erfahrung war: so beruhigte mich hernach, wenn mir's geschah, und wenn ich's that, die Bemerkung, daß ich's, obgleich nicht zu meiner Stunde, doch zur rechten Stunde empfangen und gethan hätte. So will ich den fest glauben, daß ich, wenn ich unter allen Augenblicken den Augenblick meines Tods selbst hätte festsetzen sollen, keinen seligern dazu würde haben erwählen können, als den, in welchem er mich treffen wird. Als Geschöpf Gottes will ich mich fühlen, und mich seinem Willen unterordnen; aber als Kind Gottes will ich mich auch fühlen, und denken, daß sein Wille für mich Seligkeit sey. Ich will dieß Leben, welches mit so drückenden Leiden für mich umgeben ist, als ein Gut betrachten, mit dem ich gar nicht walten dürfe, wie ich wolle. Gabe des Allgütigen, höchste, theuerste Gabe desselben, soll es mir seyn, die er zwar von mir zurückfordern kann, wenn er will; welche ich aber nie nach meinem Gefallen von mir werfen, oder auch nur geringschätzen darf.

Wie könnte ich auch bey allen meinen Leiden den Werth meines Lebens verkennen? Geschä-

he

he dieß auch in Augenblicken aufs höchste steigender Angstgefühle, da ich alsdenn auf Verzeihung dafür von meinem Schöpfer hoffen darf: so muß dieß doch keineswegs herrschende Gesinnung in mir werden. Sobald ich nur einigermassen mich wieder gesammelt habe, muß ich die Wahrheit zugeben, daß auch das elendeste Leben noch immer besser sey, als der Tod. Kein Wesen kennet etwas seligeres, als seine Existenz. Der Mensch hat vorzüglich hohe Ursache, so zu denken. Für ihn ist das Gefühl seines Daseyns mit Empfindungen des Daseyns des Weltschöpfers verbunden. Welch eine Quelle von Seligkeit entspringt für ihn aus diesen. Und, so lange diese dauern, fließt eine Quelle für ihn. Mit dem letzten Gefühle seines Daseyns versiegt sie einst.

Je länger das Leben des Menschen dauert: desto mehr solcher Vorfälle ereignen sich für ihn, durch die er zu immer würdigern Begriffen von dem höchsten Wesen, und von seiner über ihn waltenden Fürsehung, und durch solche zu immer lebendigern Glauben an selbiges geleitet wird. In diesem Falle findet sich der Leidende hauptsächlich. Sein Leben selbst

schon

schon hat mehr Sonderbares aufzuweisen, als andere Menschenleben. Auch ist er durch sein Unglück aufmerksamer auf jeden Beweis gemacht worden, den er für die Fürsehung Gottes in seinen Schicksalen findet. Welchen Gewinn muß sein längerdaurendes Leben ihm verschaffen, da es ihn in den heiligsten Kenntnissen des Menschen, die ihm in jeder Welt unentbehrlich und selig seyn werden, ausbildet! Ja, in derselben Masse, in welcher seine Leiden zunehmen, empfängt er noch höhere Ausbildung in diesen Kenntnissen!

Mein Unglück hat mich auch offenbar zu einem bessern Menschen gemacht. Die schönsten Stimmungen meines Herzens hab ich ihm zu danken. Ich weis, wer ich sonst war, und auch, wer ich nun bin. Ich kann aber noch besser werden. Sollte ich also nicht gern so lange leben, als ich leben kann; da ich dadurch noch immer mehr Zeit gewinne, die Uebungen der Tugend zu wiederholen, und mit jeder neuen derselben meinen Hang zur Tugend zu stärken? Gesetzt, daß auch noch immer schwerere Leiden mich befallen sollten: so wird doch durch sie auch, wie durch meine bereits erduldeten, mein Herz an seiner Veredlung

noch

noch mehr gewinnen können. Verschönert sich doch in der Masse die künftige Welt für mich, in welcher ich hier mich durch Aufnahme immer edlerer Gesinnungen in meine Denkart, und durch täglich erweiterte Fortschritte im Guten, zu meinem Uebergange in sie vorbereite!

Die Welt bedarf des guten Beyspiels. Ich kann ihr, als Leidender, durch selbiges in der That noch den beträchtlichsten Nutzen stiften. An Unglücklichen hat die menschliche Gesellschaft oft Ueberfluß; aber an der Menge solcher Unglücklichen, die mit Edelmuth leiden, gebrichts ihr. Man kann kein grösserer Wohlthäter für seine Nebenmenschen werden, als wenn man sie zur wahren Zufriedenheit mit Gott, und zu dem lebendigsten Vertrauen auf ihn, ermuntert. Der beredteste Freund der Tugend vermag dieß nie so vollkommen durch seine Reden zu thun, als der ergebene Leidende durch sein stilles Beyspiel.

22.

Valentour,

oder

die Macht der Erziehung über das Herz.

Fortsetzung und Schluß.

So leicht angezogen von jedem Bilde, das seine geschäftige Phantasie mit noch höhern Farben zu verschönern suchte, mußte er nicht auch betrogen werden? Ihn, dem die Erfahrung immer die Blössen seines Herzens wieder aufdeckte, die er sich selbst gerne verhüllt hätte, sollte ihn nicht der Schein von Tugend haben trügen können, wenn er sie selbst, die Göttliche, in einem Mädchen-Herzen zu finden hoffte? — Sein Schwachheitsgefühl sagte es ihm, daß seinem Herzen ein tugendhaftes Frauenzimmer unentbehrliches Bedürfniß seye, um es vor den kühnen Ausfällen der Leidenschaft zu schützen.

Lange suchte er sie vergebens, die würdigste ihres Geschlechts, als endlich Heloise de la C . . . seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Keine blendende Schönheit; und nicht gemacht, auf den ersten Blick zu erobern; aber desto anzüglicher war sie in der Folge, wie

näher man ihr kam. Ihr lebhafter Geist, ihre nicht gemeinen Kenntnisse, ihr bescheidner, einnehmender Ton machten sie in allen Gesellschaften liebenswürdig. Dazu ihre Geschmeidigkeit, sich jede Lage, jede Denkungsart, jeden Karakter dem ihrigen anzupassen: ihre Klugheit, mit der sie auch dem geringsten Anstoß vorzubeugen wußte; mit der sie sogar die Schmähsucht unter den geschäftigsten Zungen ihres Geschlechts zum Schweigen brachte. In Gesellschaften suchte sie immer den Werth anderer zu erheben, und vermied alle Schmeicheleyen, die man ihr sagen wollte, oder gab ihnen eine so künstliche Wendung, daß sie mehr ihre eitle Nachbarinn beräucherten, als sie selbst zu treffen schienen, und eben durch ihre Gefälligkeit, durch ihre sanfte Herablassung erhob sie sich über alle; erreichte ihre Absicht, allein zu glänzen. Sie eroberte, ohne daß sie es zu wollen schien; und doch war Siegen ihr Wunsch. So ward sie in Kurzem, als sie am Hofe erschien, der Liebling in allen Versammlungen; der allgemeine Wunsch ihres Gegengeschlechts.

Valentour hatte sie nur einige Male gesehen; an ihrer Seite in Gesellschaft gesessen, und sonst nirgends als da gesprochen, so fühlte er sich schon so unwiederstehlich an sie hingerissen, daß ihm keine andere Wahl mehr übrig blieb. Ah! sie ist's! sie ist's! rief er einst voll Entzücken aus, als er an einem Abend den Zirkel verließ, wo er sich mit ihr befand, sie ist's! ich muß ihn haben, den Engel, die einzige! mein Herz sagt es mir.

Durch den Tod seines Vaters wurde er in den ansehnlichsten Vermögensstand gesetzt, und um so mehr war er erfreut, Heloisen, derer häusliche Umstände nicht die besten waren, durch seine Hand glücklich machen zu können. Er wünschte nichts anders, als alle seine Schätze ihr zu Füssen legen zu können; und sie nichts anders, als eine reiche Heurath zu treffen, um desto angenehmer koketiren zu können.

Valentour sog jeden ihrer Blicke gierig in sich; fühlte sich in ihrer Gegenwart über alle Erdenkinder erhoben, und malte sich in seiner wonnetrunkenen Seele eine Zukunft wie Elisium; aber Heloise, derer ganzes Leben

nichts anders als ein Moderoman war, hatte die edlen Empfindungen der Liebenden schon zuviel in Büchern gelesen, um sie selbst mehr empfinden zu können. War ihre Tugend Verstellung, so wars ihre Liebe gegen Valentour um so mehr; wie sie ihn liebte, liebte sie alle; ihr Herz kannte nur sinnliches Gefühl, sonst war es hart zur Empfänglichkeit reinerer Triebe.

Wenn Valentour, durchglüht von dem Feuer seiner Liebe, sich selbst und seines allkräftigen Vorsatzes vergaß, die Schranken zu durchbrechen schien, die ihm der Wohlstand setzte, stand ihm ihre Tugend entgegen. Jeder leichtfertige Blick wurde mit einer ernsten Miene bestraft; jedem unanständigem Ausfalle seines Witzes mit feyerlicher Würde, kaum von jener der ächten Tugend zu unterscheiden, begegnet. Was sie sprach, war lang gedacht; war schicklich für den Karakter des Mannes gewählt, der ihr zur Seite saß, und so, ohne dem Mitgefühl dessen, was Valentour für sie empfand, konnte sie nie aus ihrem Geleise gerathen, konnte sie sich nie enthüllen; so hielt sie ihn immer in der geziemenden Entfernung, wie sie nur die strengste

Tugend

Tugend vorschreiben kann; und so betrachtete sie Valentour, der nie aus seinem Traume wieder zu sich selbst kommen konnte, für seinen Schutzgeist, für das Glück seines Lebens.

Ungestüm pochte sein getäuschtes Herz dem glücklichen Zeitpunkt entgegen, wo er mit ihr Hand an Hand über den rosigten Pfad dieses Lebens hinüber gleiten könnte. Die Stunden schienen ihm mit Zentnerlasten an den Füssen behangen stehen zu bleiben; er konnte nicht früh genug seine Jammertage heranrücken sehen.

Endlich nahete sich der entscheidende Tag; nur eine Woche verzögerte ihn noch. Gerne hätte Valentour soviel Jahre von seinem Leben sich abrechnen lassen, als Tage den letzten seiner Hoffnungen verschoben. Mit unaufhaltsamer Hast machte er alle Vorbereitungen, setzte alle Gewerbe zum Brauttag in Bewegung, ließ alle Geschäfte liegen, und selbst seine Freunde waren ihm itzt ungelegen.

Heloise sah mit jauchzender Freude der Eilfertigkeit des betrogenen Thoren zu, und

war

war während dem mit nichts besserm beschäftigt, als sich alle die Kostbarkeiten, die ihre Eitelkeit prächtig genug fand, aus Valentours Kassa beyzuschaffen, der dabey nur immer ihren noblen Geschmack zu bewundern hatte.

Glückwünschungen strömten ihr auf allen Seiten zu, die nun ihr Stolz mit einem gefälligen Lächeln beantwortete.

Nun fieng die Mißgunst, von dem blendenden Glücke Heloisens beleidigt, sich in dem Herzen ihrer Gespielinen zu regen an. Aber sie war zu klug, um sich einer von ihnen zu vertrauen. Sie verbreitete von jeher über all ihre Geheimnisse das undurchdringlichste Dunkel, und keiner ihrer Galanen plauderte, aus Furcht ihre Gunst zu verlieren.

Valentour würde ohne Rettung verlohren gewesen seyn; würde unfehlbar in die Arme einer niedrigen Betrügerinn gesunken seyn, würde Glück und Ruhe, all seiner Tage Seligkeit an eine Unwürdige verschwendet haben, wenn es nicht Leute gegeben hätte, die

für

für sein Bestes wachten, und klärer sahen als er, mit Augen, nicht von dem Zauber der Liebe getäuscht. Einige der wenigen Redlichen, die Valentours Freunde waren, wollten dem Betrogenen die Binde vom Auge ziehen, und wagten es daher, dem Liebetrunknem seinen Irrthum zu zeigen. Allein Valentour glaubte an ihnen neidische Verläumder zu sehen, und haßte seine Freunde.

Einem einzigen von diesen gelang es, über List und Liebe zu siegen; den hingesunkenen aus seinem Schlafe zu wecken, und der Betrügerinn die Larve vom Gesicht zu reissen. Es war Valentours Onkel, ein würdiger Mann, den ihm das Schicksal an Vaterstelle hinterlassen hatte. Sein Auge sah hell und frey, und Valentours Liebe mit Heloisen blieb ihm nicht unbemerkt. Ein sorgfältiger Beobachter seines Neffen entdeckte er sie schon im Keime, und nun, da sie zur völligen Reife gedeihen sollte, hatte er fest beschlossen, sie zu zernichten, es möchte kosten, was es wolle.

Unterdessen verbarg er seine Absichten auf das behutsamste, um sie desto sicherer zu erreichen.

reichen. Er schien der einzige unter Valentours Anverwandten zu seyn, der seiner Wahl allen Beyfall gab, seinen Geschmack bewunderte, und seiner Liebe in den schmeichelndsten Ausdrücken Glück wünschte. Zu seinem Plane wählte er sich einen von den Lieblingen Heloisens, den er zur willigen Maschine machte, um im Verborgenen durch ihn desto sicherer wirken zu können.

Einst an einem Abend, als die Cour geendet war, bürdete er ihm durch den Mund eines dritten die listige Mähre auf, daß Valentour plötzlich, durch Cabale gestürzt, in die Ungnade des Königs gefallen seye, und nächster Tagen seiner Stelle werde entsetzt werden. Dieses falsche Gerücht kam in wenig Stunden in aller Ohren, und der geäfte Liebling kam schnaubend mit dieser Nachricht zu Heloisen. Zugleich sorgte aber auch Valentours Onkel, um Heloisen um so gewisser in seine Schlinge zu ziehen, daß ihr zu gleicher Zeit von einer andern Seite ein reitzender Antrag gemacht wurde, und nun hatte der Onkel das Mäuschen in der Falle, wie er sichs gedacht hatte. Gleich den andern Morgen schrieb Heloise ihrem Bräutigame in

einem

einem sehr lakonischen Briefe den Tausch ihres Herzens, das nie einem gehörte, und schon sah man sie am Arme ihres neuen Gegenstandes zum Troz ihrer Gespielinnen, die sich schon zum voraus freuten, wie sie die unglückliche Braut in allen Gesellschaften auszischen wollten, auf der Promenade an Valentour, den sein Onkel, um den gelegensten Zeitpunkt zu benuzen, dahin geführt hatte, so gleichgültig vorüber gehen, als hätte sie ihn ihr Lebetag nicht gesehen.

Nun war sie entlarvt, die häßliche Seele, in den Augen aller Welt, und auch in Valentours Augen entlarvt. Er sah sie, aller glänzenden Hülle entblößt, die gleissende Schminke von dem Gesichte gewischt — o der Anblick ist zu gräßlich, um ihn mehreren Augen darzustellen! — Oder giebt es noch ein abscheulichers Bild, das den Blick einer edlen Seele mehr beleidigt, als ein weibliches Geschöpf mit Heloisens Karakter darstellen kann? Die Kunst, grausamer als alle die wilden Thiere, die der Schreck in Lybiens Wüsten sind, würgt die Natur, wenn sie den verderbenden Fortschritten derselben in Weg stehen will; sie die Freundinn, die Beglei=

gleiterinn der Natur hat sich in den Tagen unserer Verfeinerung zur elenden Magd des Lasters herabgewürdigt, das nie ohne seinem Putzmädchen erscheint. Am grausamsten handelt die Kunst mit dem schönen Geschlechte. Mit der Lüge vereint zerrt und pfuscht sie so lange an dem göttlichen Bilde aus weiblichem Stoffe, an dem Meisterstücke, darinn sich die ganze Natur spiegelt, bis es zur eckelhaften mechanischen Puppe wird, und endlich — muß nicht aus einem Urbilde von Schönheit ein Scheusal der Natur werden?

Valentour umarmte seinen Onkel, und mit Thränen der Freude und des innigsten Dankes dankte er ihm für seine Rettung. Ah! rief er aus, was würde aus mir geworden seyn! — Ha ich Träumer! — wie elend würde ich meine Tage verjammert haben! — nein! nein! — ich würde sie nicht ausgelebt haben! —

So schnell als sich das falsche Gerücht von Valentours Fall verbreitet hatte, eben so geschwind gieng der Widerruf von Ohr zu Ohr zurück, und nun sah Heloise, daß sie überlistet worden; doch faßte sie sich leicht über

ihren

ihren Verlurst, da sie auf einer andern Seite wieder gewonnen zu haben glaubte; allein auch da war sie hintergangen. Sie wollte Rache haben über Valentour, und versuchte es daher, den Grafen P . . . (so hieß er, der Valentours Stelle ersetzen sollte) wider ihn zu reitzen, aber dieser, von ihrem niedrigen Karakter unterrichtet, und zu wenig noch von ihren Reitzen geblendet, verachtete sie; und so wurde sie, zu ihrer gerechten Strafe, die Fabel der Stadt. Ueberall wurde von ihr gesprochen, über sie gelacht und gespottet. Sie durfte sich in keine Gesellschaft mehr wagen; denn alle Witzlinge schärften ihren Zahn gegen Heloisen, und was noch mehr — der Edle verachtete sie. Sie dachte auf geheime Rache, aber man war schon zu sehr mit ihrer niedrigen Denkungsart bekannt, und daher zu wachbar um sich nicht auf allen Fall sicher zu stellen. Nun, da sie alle ihre Plane vereitelt, sich immer mehr erniedrigt sah, floh sie die Hauptstadt, und verlebte in der Provinz einsam und dürftig ihre Tage.

Unterdessen sorgte das Glück für Valentour auf einer andern Seite, und in Bälde wur-

wurde die Leere in seinem Herzen, die Heloise zurück ließ, mit einem würdigern Gegenstande besetzt.

Die Gräfinn Deligny brachte ihre Tochter vor einiger Zeit vom Lande in die Residenz. Eine holde Grazie in der Frühlingsblüthe, von ihrer weisen und tugendhaften Mutter so edel gebildet, als sie die Natur schön geformet hatte. Unverdorben und unschuldig aus dem Schoose der Natur gehoben führte sie das Glück in Valentours Arme.

Amalie war die Seligkeit seiner Tage; die Jahre flohen dem glücklichen Paare in den Umarmungen einer tugendhaften Liebe dahin wie fröhliche Lenztage, und die Zeit, die alles schwächt, gab ihrer Liebe immer neuen Schwung. Liebenswürdige Kinder, die schönsten Abdrücke ihrer treflichen Originale, segneten die Ehe der Liebenden, und adelten Valentours altes Geschlecht. So entsproß aus dem alten Valentour, der die Lehren der Weisheit und der Tugend getreu vom Vater zum Sohn übertrug, eine Reihe edler Menschen, die der Menschheit eine Nachkommenschaft versprach, die, von dem gemeinen Schlage der Menschen entfernt, ein neues Menschengeschlecht werden würde. Va-

Valentour, der all sein Glück, seine Ruhe, alle Freuden seiner Mannstage der weisen Erziehung seines Vaters zu danken hatte, und einsah, was ohne der wohlthätigen Macht derselben auf das Herz aus ihm würde geworden seyn, machte auch die Erziehung seiner Kinder zum vorzüglichsten Augenmerk. Er folgte hierinn getreu der Vorschrift seines seligen Vaters, der auf jedem Schritte der Natur nachgieng.

Er schämte sich nicht, in den Stunden der Musse die Kinderstube zu besuchen, und herzte da mit unbeschreiblicher Vater-Freude seine lieben Kleinen. Auch Amalie schämte sich nicht, so sehr auch Mode und Gemächlichkeit dawider eiferten, Mutter zu seyn, und die hohen Pflichten ihres Standes wie eine wackere Bürgersfrau zu erfüllen. Aber daher waren auch ihre Kinder gesünder, gedeihten besser als die meisten Sprößlinge des Adels, die eine gemiethete Amme gestillt, und eine runzlichte Mabonne zu hochadelichen Krüppeln, ungesunden, an Geist und Körper verwahrlosten Schwächlingen erzogen hatte.

O mit welcher Wonne füllt die Beschäftigung mit seinen Kindern die leeren Stun-

den des Vaters aus! — Welch ein schöner Anblick, eine zärtliche Mutter in dem Kreise ihrer Kinder zu sehen, sie spielen, arbeiten, beten und lehren zu sehen! — O um wie viel schöner kleidet eine Mutter die Beschäftigung mit ihren Kindern als Spiel und Assamblee! — Wie würdiger ist nicht der Anblick, wenn man sie sieht, wie sie ihre Kinder kämmt, wäscht und putzt, als wenn man sie Marquen zählen sieht, oder müßig am Fenster sitzen, einen Roman in der Hand, oder über die Auswahl einer Putzkrämerey studieren.

Aber ich bitte um Vergebung, daß ich so bürgerlich rede: es muß doch einen Unterschied geben.

Was würde man von Selinden in Gesellschaften sagen, wenn sie zu Haus ihrer sorglosen Amme zuvorkäme, und selbst ihr Kind wüsche und kleidete; kann sie sich doch selbst nicht ohne Hilfe ihres Putzmädchens anziehen. Ihre zärtliche Nase, nur gewohnt Lavendel und Ambra der süßen Herrchen zu riechen, würde den beleidigenden Geruch der Kindsstube nicht ertragen können. Sie ist zu empfindsam, und ihr Ohr zu melodisch gestimmt, um das Schreyen und Wimmern

ihrer

ihrer Kinder hören zu können. Daher sind sie in den äußersten Winkel des Hauses verwiesen, in ein finsteres, dämpfigtes Zimmer, das keinen andern Zufluß von frischer Luft hat, als was sich in dem Vorhofe sammelt, und der nahe Pferdestall ausdünstet.

So wurde auch Selinde erzogen, und so erzieht Selinde wieder ihre Kleinen zu geistlosen, kränklichten Puppen. Ihrer Kinder wegen verläßt sie um keine Minute früher den Spieltisch, opfert keinen Ball, keine Promenade auf; nicht die geringste Einschränkung wird um dieser unbedeutenden Geschöpfe willen gemacht. Nun sind sie einmal da; aber auch das war nicht ihre Absicht. Sie wollte nur einen Mann haben, der ihr schöne Robben, Spitzen und Bänder kauft, ihr Bediente und Pferde hält, und zu ihren Ausschweifungen Geld genug giebt; die Kinder sieht sie als eine überlästige Bürde des Ehestandes an.

Glaube man ja nicht, daß Selinde die einzige sey; es giebt ihrer hunderte, denn man hat die Erziehung in unsern Tagen zum Geschäft armer niedriger Menschen gemacht, die gerade, weil sie zu keinem andern häuslichen Geschäfte tauglich gefunden werden, nirgends besser angebracht werden können, als in der Kindsstube.

— Welche schröckliche Aussicht in die Ferne der künftigen Alter! — Ha! ich sehe sie die kommenden Menschen; elende, verschrumpfte Karrikaturen, Zwerge an Geist und Körper, ausgedörrte, kraftlose Gerippe, in deren zärtlichen Knochen stinkendes Eiter anstatt des Markes lieget, — Menschen, die von ihren Vätern nur den Namen mehr tragen. Ha! erschrickt man nicht schon itzt, wenn man in ein Zeughaus tritt, und die Waffen unsrer Ahnen sieht, die unsre entnervte Hand kaum mehr von der Stelle heben kann. — Staunen wir sie nicht an, als Wunder der Vorzeit, und bald — bald wird man sie für Mährchen halten, die Thaten unsrer Väter. — Wie wenn der Mensch so von Stuffe zu Stuffe herabsteigen sollte, wo wäre noch ein Planet für diese Marionettenfiguren, denn die Erde kann doch nicht lauter Würmer tragen? — O möchte der Ruf der Wahrheit aus dem Munde so vieler wackerer Männer, die sich gegenwärtig mit der Erziehung beschäftigen, in das Herz mancher Aeltern dringen, die schon seitlange vergessen haben, was sie ihren Kindern seyn sollten. —

22.

Etwin und Zama.

Fortsezung und Beschluß.

Ha! ein Todter! rief Zama auf, ein Todter! — und wer? — O ihr Götter! Wer? — Sie bebte zurück und kam wieder, und sah vor sich auf den Boden hin. Die Dunkelheit erlaubte ihr nicht mehr als einen Verwundeten zu sehen, und neben ihm sein Schwert.

Etwin war, wie sie wußte, von seinem Egard begleitet. Noch von ferne hörte sie den Kampf, und zitterte um Etwins Schicksal.

Ha! Entsetzen! wer liegt hier? — Licht des Tages, gutthätige Sonne, eile und laß mich sehen, wer der Ermordete ist. Doch nein! zurück! verbirg mir den grausamen Anblick; wer anderer ist wohl der Unglückliche als Etwin? Ja er ist es; mein pochendes Herz, der kalte Schauer, der mich ergreift, die Angst in meinem Busen — alles — alles sagt mir, daß es Etwin ist.

Etwin hörte Zamas Stimme, er erwachte aus dem Vorschlummer des Todes, er horchte — und kannte Zama. Zama! rief er leise, Zama! Geliebte! Du? Bist du es, Zama, die in dieser Todesgegend herumgleitet? Engelsseele! ist es dein Geist, der mich umschwebt? Bald wird Etwin nicht mehr seyn; laß dir es nochmal sagen, Zama, daß ich dich liebe, und — — laß mich sterben.

Zama stürzte auf ihren Etwin, und Thränen träufelten wie Balsam aus Zamas Auge in seine Wunden. Ein grosse Pappel breitete ihre Blätter in dieser Todesgegend aus, und unter dieser ruhte Etwins Haupt an Zamas Busen. Sein wunder Arm schlang sich noch um ihre Schultern, und sein sterbendes Auge hieng noch an ihren Lippen. Langsam rieselte das Blut aus Etwins Wunde die weißen Kleider hinunter, und Blut färbte die Lilienhand des Mädchens.

Die Sonne gieng am Horizonte auf, und schauderte zurück über diesen Anblick, und deckte ihr Antlitz mit einer trüben Wolke.

—

Ich hab dich geliebt, sagte Etwin, und danke den Göttern das Glück, Zama! daß ich in deinen Armen sterbe. Sanfter wird mir der Tod, süsser dieser Schlummer, Zama! — — Dort! — auf Wiedersehen. — — —

Etwins sinkende Hand wollte sein schwaches Haupt nicht mehr tragen; Schatten des Todes umnebelten seine Blicke; sein Nacken sank zurück in Staub: noch ein Schauer — noch eine gewaltige Zuckung — — und Etwin war nicht mehr.

Zama war ohne Empfindung und Sprache; ihre Augen flossen von Thränen über, sie rang die Hände. Du rufst mir, rufst mir, Etwin! sagte sie, und leblos sank Zama auf Etwins Leichnam.

Mediqua kam zurück, und diese grause Szene erfüllte mit Schrecken sein Herz. Egard, Etwins treuer Freund blieb auf dem Schlachtfelde; nur lebte noch Mediqua, aufgehoben zu den empfindlichsten aller Leiden. Er näherte sich seiner Tochter. Hälfte meiner selbst, du meine andere Seele! sagte er, genug der Thränen und der Marter! Erwache, und lebe

für deinen Vater; komm Theuere, und laß uns diesen werthen Leichnam der mütterlichen Erde wieder geben; laß uns um die Stätte, wo er ruht, Blumen pflanzen, und sie einst mit unsern Thränen tränken. Die Götter haben es so gewollt, Geliebte! wenn noch ein Trost den Weg zu deinem Herzen findet, so laß dich nicht umsonst bitten, dein Auge von diesem Anblick wegzuwenden. Versage mir es nicht, Zama! komm mit mir! hier wohnen die Schrecken des Todes in dieser fürchterlichen Gegend; komm meine Theure! vergieße die letzte Thräne auf die werthe Leiche und laß uns eilen.

Wie! sprach Zama, hier in diesem Wohnorte des Mordes, auf den nie die Gottheit mit einem milden Auge herabgesehen; hier zwischen Klippen und Gebirgen, wo Grausen und Entsetzen wohnen, wo Todesvögel von dem traurigen Felsen herabächzen, hier soll Etwin — hier soll mein Geliebter schlafen? Hier, wo der Mörder, wo Muhamets Sklave schäft? an ihrer Seite soll seine Leiche ruhen? Nein! weg von dem verwünschten Orte! hier haben Brüder Brüder erwürgt; hier wurde der Vater von der Hand des Sohnes,

der

der Freund von der Faust des Freundes erschlagen. Hier soll Etwin nicht ruhen, nein! hier nicht! — Hier, wo keine Blume auf seinem Grabe wächst; hier, wo kein Grabmal seinen Namen nennen würde, wo kein Wanderer seinem traurigen Tode eine Zähre weinen würde, hier soll Etwin nicht ruhen. Theurer Freund! im Leben sollt ich dich nicht — laß mich dich wenigstens im Tode besitzen. So jammerte Zama und hieng an Mediquas Lippen, mit strömenden Auge ihre zitternde Hand um seinen Hals geschlungen.

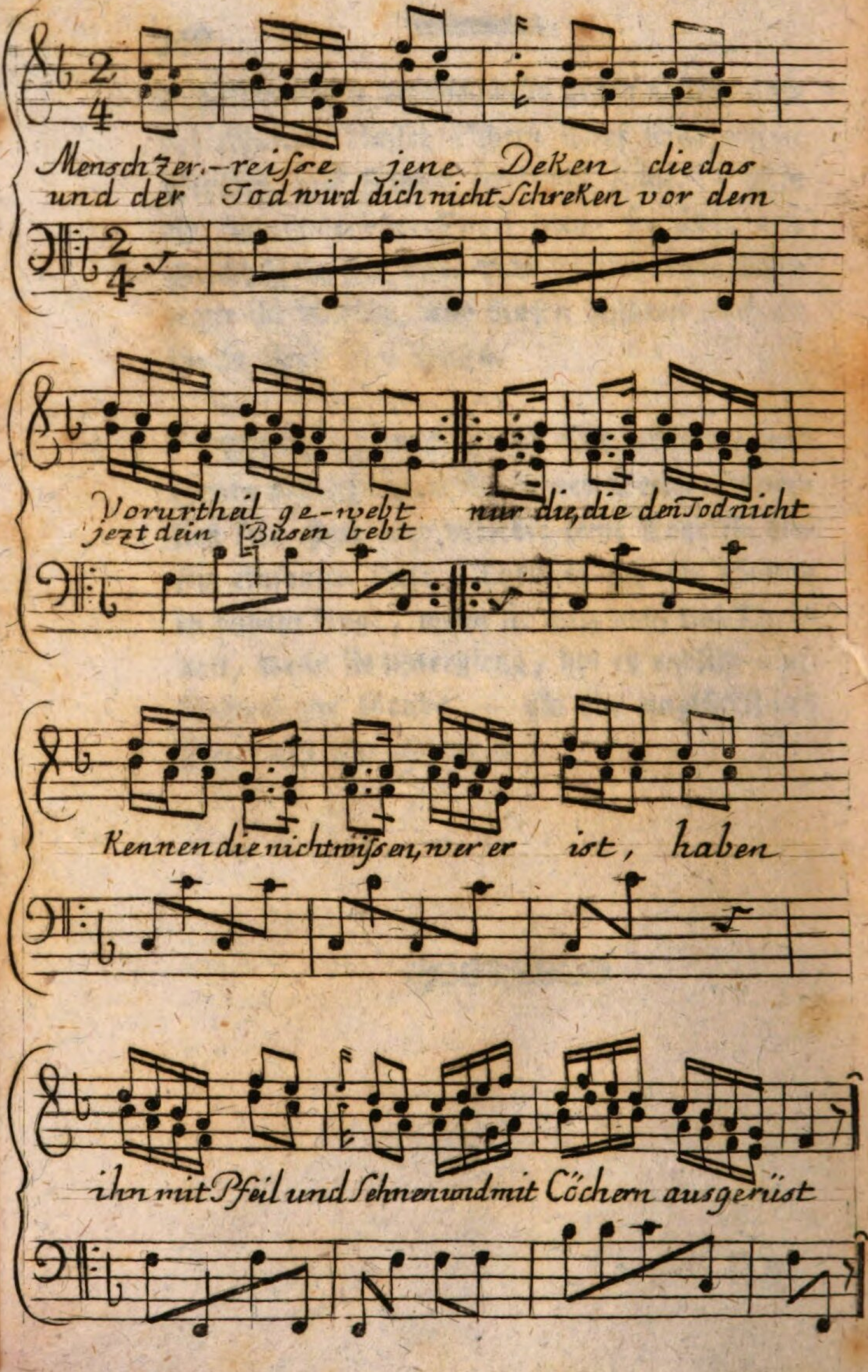
Mediqua gab ihrer Bitte nach; man trug Etwins Leichnam in Zamas Grotte, und erbaute ihm dort einen Grabhügel.

Zamas Thränen flossen unaufhörlich; sie floh ieden Trost, und versteckte sich in einsamern Gebüschen, um ungestört zu seufzen und zu weinen. So gieng eine grausame Stunde nach der anderen für Zama hin, bis die letzte ihres Lebens kam. Mit ausgestreckten Armen fand man einst Zama auf Etwins Grab. Die Sonne verließ eben den Gesichtskreis, als Zama starb; die Abendröthe malte feyerlich die umherliegende Gegend in Purpur; dunkler

Schat-

Schatten deckte die Gebüsche gegen Osten, und des Mondes blasser Schein warf seine ersten Stralen auf Zamas sterbende Züge. Wie ein schlummernder Engel hieng sie über den Grabhügel; der vom Himmel strömende Thau netzte ihr Antlitz, und Rosen blühten noch an ihrem sterbenden Busen.

Mediqua fand sie, und Verzweiflung und Gram bemächtigten sich seiner Seele. Er verließ sein Heer und verlebte seine Tage in diesem einsamen Orte. Thränen sah die Sonne in seinem Auge, wenn sie aufgieng, und Thränen, wenn sie untergieng, bis er endlich auch hinsank zur Grube — als ein unglückliches Opfer des Fanatismus.


Mensch zer.-reisse jene Deken die das
und der Tod wird dich nicht schreken vor dem
Vorurtheil ge-webt nur die, die den Tod nicht
jezt dein Busen bebt
Kennen die nicht wissen, wer er ist, haben
ihn mit Pfeil und Sehnen und mit Cöchern ausgerüst

Lied
an den Tod und an Theresen.

Mensch! zerreiße jene Decken,
Die das Vorurtheil gewebt,
Und der Tod wird dich nicht schrecken,
Vor dem itzt dein Busen bebt.

Nur die, die den Tod nicht kennen,
Die nicht wissen, wer er ist,
Haben ihn mit Pfeil und Sehnen
Und mit Köchern ausgerüst.

Sanft ist er, wie eine Schöne;
Nur der Böse und der Thor
Stellt sich, wenn ich seiner wähne,
Schaudernde Skelete vor.

Nicht mit wankenden Gerippen,
Nicht mit Knochen spielest du:
Rosen decken deine Lippen,
Freundlich winkst du uns zur Ruh.

Nicht barbarisch, nicht verwegen
Ist dein Antlitz; dein Gesicht
Lächelt freundlich uns entgegen,
Wenn das schwache Auge bricht.

Keine grause Finsternisse
Wölben sich um deinen Thron.
Deine Stimme klinget süsse,
Und bezaubernd ist ihr Ton.

Dem verschwinden Marterstunden,
Der aus deinem Becher trank:
Leiden sind für den verschwunden,
Der in deine Arme sank.

An des Grabes Rand herrscht Stille;
Bey des Lebens Dämmerung
Schwinden neidische Gefühle
Und der Menschen Lästerung.

Tod! von Kerkern kannst du retten,
Und freundschaftlich an dem Grab
Nimmst du Bande, Last und Ketten
Dem gedrückten Sklaven ab.

Halte! schreist du zu dem Sieger,
  Deine Macht geht bis hieher:
Denn der allerbeste Krieger
  Bleibt ein schwacher Sterblicher.

Wenn im sanfteren Gemüthe
  Seelenqual das Herz durchwühlt,
Ist es deine holde Güte,
  Die uns unsre Leiden stillt.

Thränen trocknen auf den Wangen,
  Sink ich einst in deinen Schoos,
Ah! denn ist der Schmerz vergangen,
  Aller Fesseln bin ich los.

Tod! ich eile froh und munter
  An der schwesterlichen Hand
In das dunkle Grab hinunter,
  Wo so mancher Ruhe fand.

Jenseits wart ich dir, Therese!
  Keine Ruh ist für mich hier.
Ach! die Menschen sind zu böse;
  Jenseits, Mädchen! wart ich dir.

Dort, wo Liebe kein Verbrechen
Gleichgestimmter Seelen ist;
Wo kein fesselndes Versprechen
Uns an kalte Herzen schließt:

Dort, Therese! an dem Grabe,
Dort, Therese! wart ich dir.
Ja, des Lebens schönste Gabe
Ist der Tod, Therese! mir.

Sitzest du auf deinem Zimmer,
Oder einsam am Clavier;
O so schwebt mein Geist doch immer
Holdes Mädchen! über dir.

Sitzest du auf stillen Matten,
An dem Abend auf dem Klee,
So umflattert stets mein Schatten
Dich, geliebte Sterbliche!

Bey der Lampe düstern Schimmer,
Bey des Mondes blassen Schein
Will ich, trautes Mädchen! immer
Als dein Schutzgeist um dich seyn.

Schreckt die Nacht mit schwarzem Flügel
Jeden Menschen, jedes Thier;
Komm auf meinen Grabes-Hügel,
Eine Rose schenke mir.

Denkst du denn noch an die Hülle,
Die man hier zur Grube trug;
Ach! so denke in der Stille,
Daß mein Herz einst für dich schlug.

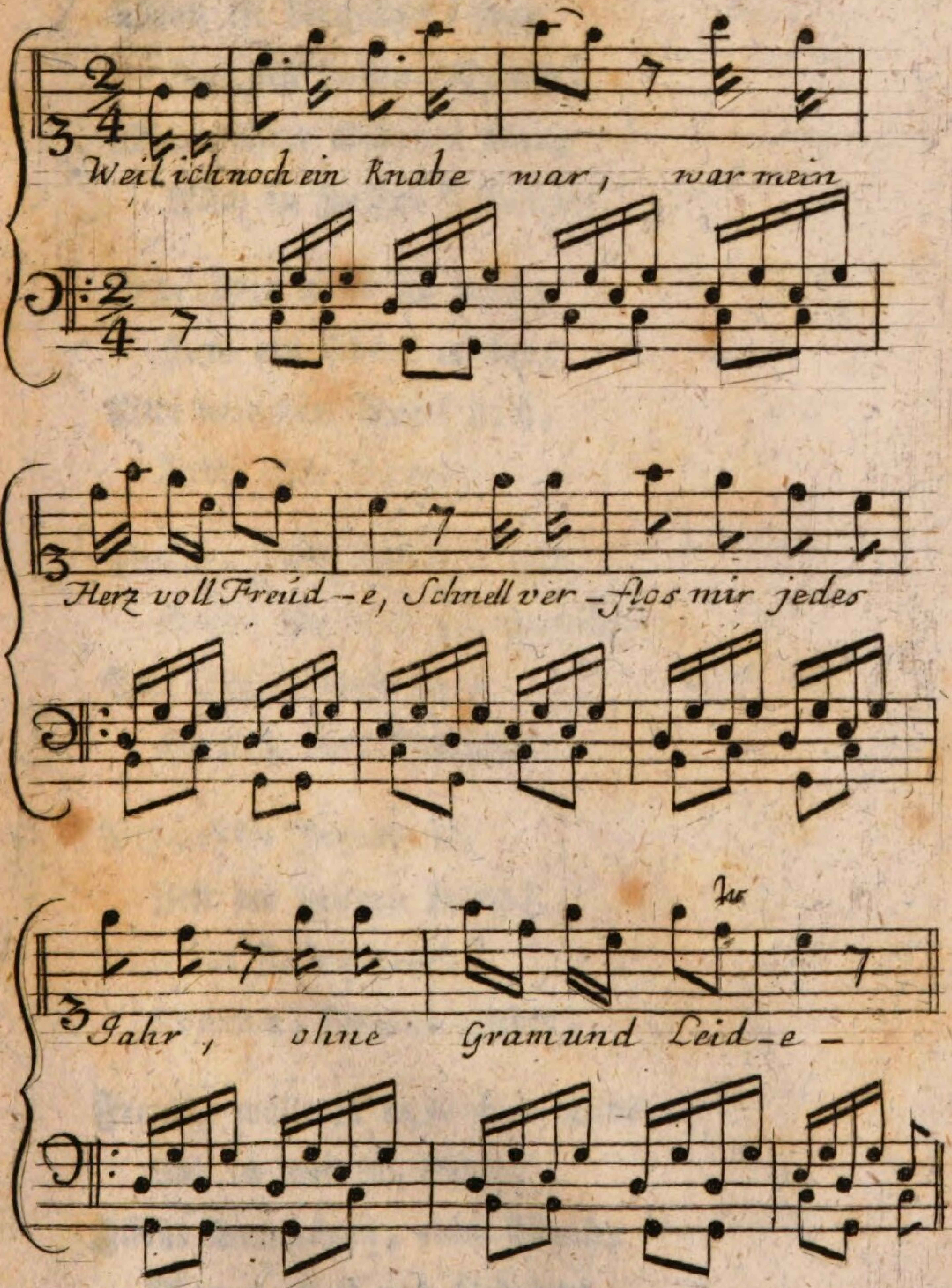
Denn, nur einen Blick, o Schöne!
Wirf in meine Kruft hinab;
Weine mir nur eine Thräne,
O Therese! auf mein Grab!

Gefühle.

Weil ich noch ein Knabe war,
War mein Herz voll Freude;
Schnell verfloß mir jedes Jahr,
Ohne Gram und Leide.

Munter wie ein frohes Reh
Hüpfte ich in Wäldern,
Sammelte im Thal das Klee,
Blumen auf den Feldern.

Jedes Sträuchgen, jedes Blatt,
Lämmer, Schaf und Ziegen,
Was das Land nur immer hat,
War für mich Vergnügen.


Weil ich noch ein Knabe war, war mein
Herz voll Freüd-e, Schnell ver-flos mir jedes
Jahr, ohne Gram und Leid-e-

Wenn die Nachtigalle sang
Auf den hohen Bäumen,
Wiegte ihrer Stimme Klang
Mich in sanften Träumen.

Ungeduldig ward ich wach,
Kam am Abend wieder;
Eilte manchem Vogel nach,
Liebte seine Lieder.

Wonne-Jahre seyd ihr denn
Schon für mich verschwunden?
Eure Tage waren schön,
Herrlich eure Stunden.

Angenehme Jugendzeit,
Zeit der heitern Lieder!
Tage der Zufriedenheit!
Kommet, kommet wieder!

Freudig wallt ja noch mein Blut,
Und in meinem Herzen
Fließt Vergnügen, edler Muth,
Wonne, Lust und Scherzen.

Brüder! laßt uns fröhlich seyn,
Nichts soll uns betrüben;
Laßt uns ganz der Freude weihn,
Gutes thun, und lieben.

Denn seh' ich zum Himmel auf,
Fühle keine Bürde,
Blicke nach dem Sternenlauf,
Ahnde meine Würde.

Seht den Schöpfer der Natur;
Er heißt Menschen lieben.
Auf den Blumen, auf der Flur
Ist sein Wink geschrieben.

Liebe! das ist sein Geboth,
Liebe ist sein Wille:
Liebe ganz ist unser Gott,
Ahnde Mensch, und fühle.

Welche Freuden werden wir
Einst erst jenseits fühlen!
Unsre Liebe gleichet hier
Nur den Kinderspielen.

Größer ist die Zärtlichkeit,
Nichts wird uns dort trennen.
Vorgeschmack der Seligkeit!
Laß dich hier schon wähnen.

Fühlt der Mensch nicht bey dem Kuß
Geistiges Bestreben,
Das die Seele fühlen muß
Schon in diesem Leben.

Freund! wie hold ist dein Gesicht,
Und dein Aug, wie helle!
Bruder! was aus selbem spricht,
Ist die Sprach der Seele.

Wenn ich an des Freundes Brust
Voll von Wonne sinke,
Und aus seinen Augen Lust
Für die Seele trinke;

O denn fühl' ich, wer ich bin,
Fühle Geistes Stärke;
Blicke nach den Sternen hin,
Lobe Gottes Werke.

Freund! legst du dein Seelenkleid
　An des Lebensziele
In den Schoos der Sterblichkeit
　Deine schöne Hülle.

Ach! denn sterb ich gern mit dir,
　Denn dein Geist wird meiner,
Denn war keine Liebe hier
　Feuriger und reiner.

23.

Johanna und Ubald,

eine

Geschichte im alten Geschmack,

entlehnt aus den Biographien

der

Selbstmörder.

An einem schwüllen Sommerabende, erzählte mir ein altes Mütterchen, sassen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L—r. Sie tranken bis die Glocke eilfe schlug, und schwatzten in dieser den Geistern geweihten Stunde ganz natürlich von Koboldein und Gespenstern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedienet hatte, machte den ungläubigen Thomas, spottete über jedes Histörchen, das die andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geister und Kobolde nur eine Erfindung der alten Weiber wären. Wenn du denn so gar viel Kourage hast, fiel ihm Michel ins Wort, so geh doch itzt auf unsern Kirchhof, und hole das Todtengerippe her, das in der Halle steht. Thust du dies, setzte Jakob hinzu, so will ich dich für den

muthigsten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit dir an keine Geister glauben, und dir noch obendrein einen neuen Thaler schenken. Der Ungläubige fieng an zu wanken, und gestund endlich, daß er zwar nichts fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, sagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Gespräche zuhörte. Die Bauern erstaunten sammt und sonders über diese Kühnheit, und versprachen den Thaler zu zahlen, wenn sie die Wette wirklich erfüllen würde. Kätchen sprang fort, und setzte in wenig Minuten das Skelet an den Tisch der erschrockenen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meisten. Er versprach in der Angst der Magd einen zweyten Thaler, wenn sie es geschwind wieder forttrüge. Käthe nahm den Thaler, huckte das Gerippe wieder auf, und eilte damit der Halle zu. Als sie es wieder an seinen Platz setzen wollte, konnte sie es nicht von ihrem Rücken bringen. Sie versuchte es mit Gewalt, aber auch so gelang ihrs nicht. Sie bebte und war einer Ohnmacht sehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfen und düsteren Tone) Ich lasse dich nicht!

Kätchen.

Kätchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, stehe mir bey!

Das Skelet. (mit noch ernstlicher und schrecklicher Stimme) Ich lasse dich nicht!

Kätchen. Jesus Christus erbarme dich meiner!

Das Skelet. (äußerst gräßlich) Ich lasse dich nicht, bis du meine Bitte erfüllst!

Kätchen. (zitternd und bebend) Was soll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche, rechter Hand wirst du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge deinen Weg durch die offene Thüre desselben, bis du zu einem schwarz gekleideten Frauenzimmer kömmst. Diese bitte für mich um Verzeihung! Willst du's thun?

Kätchen. Ich will!

Das Skelet ließ sie nun los, sie wollte fliehen, aber straks hieng es wieder an ihrem Halse und drohte sie zu erwürgen. Kätchen

gelobte aufs neue, und gieng auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angst näherte sie sich dem Gewölbe. Der Eingang war düster und dunkel. Weiter hin erblickte sie den Schein eines Lichtes, dem sie folgte, und am Ende das beschriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las, antraf. Blaß war ihr Gesicht, langes, blondes Haar hieng zerstreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Brust nur halb eine tiefe Wunde, aus der rosinfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterströmte. Kätchen warf sich vor ihr nieder. Verzeih, rief sie stammelnd, dem Todtengerippe, das draussen an der Halle steht, und mich zu dir sendet. Langsam und traurig wandte nun die Lesende ihr Gesicht gegen Kätchen, schüttelte dreymal mit dem Kopfe, und winkte ihr, sich zu entfernen. Kätchen sprang aus dem Gewölbe, und wollte eben so eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet aufs neue den Weg vertrat.

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weiß es! Aber der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb. Geh noch einmal! Bitte, flehe! Bitte für dich, für dein Leben! denn

kömmst

kömmst du unerhört zurück, so packe ich dich bey den Haaren, und schleudere dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke spritzt, und von deinem Frevel noch vierzig Menschenalter mit Schaudern erzählen.

Mehr todt als lebendig schlich Kätchen aufs neue nach dem Gewölbe, und bat nochmals laut weinend im Namen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geist schüttelte wie vorher dreymal mit dem Kopfe.

Kätchen. O so verzeih ihm wenigstens um meinetwillen! Er wird mich ermorden, zerschmettern, wenn ich ihm nicht deine Verzeihung bringe. Du hast gewiß auch gelebt! Weist was Jugend ist, und Jugend unternimmt! Ich lebte so gerne noch länger! O verzeih, vergieb ihm!

(Der Geist seufzte, schüttelte wieder dreymal mit dem Kopfe, und las weiter.)

Kätchen. Grausame, wenn dir mein Leben, mein Tod so gleichgültig ist, so kanns dir, die du ein Weib zu seyn scheinst, doch nicht angenehm seyn, daß der Barbar mi

mir

mir ein Kind tödtet, das ich, allen Menschen verborgen, unter meinem Herzen trage, und dessen Geburtsstunde ich täglich erwarte. Wenn du je Mutter warst, je ihre Liebe zu einem Kinde kanntest, so verzeih ihm um des armen Würmchen willen, das dich und ihn nie beleidigte, das itzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, schlug freudig das Buch zu, löschte die Lampe aus, und verschwand, indem sie Kätchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Diese stand in diesem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, sah wie das Skelet ebenfalls zusammstürzte, und kam noch diese Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geisterbanner nannte, der lange lebte, in allen seinen Unternehmungen glücklich war, und als Minister am Hofe — starb.

Das Mährchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheuerungen, daß dieses alles so wahr, wie das Evangelium, mit schönen Worten an der Wand der Halle noch zu lesen sey, mit Geduld an, und dachte nur nach: Wie und warum ein Bauer oder Mönch die-

se für empfindsame Seelen gewiß anziehende Geschichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen gieng ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich sah maschinenmäßig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemaltes Skelet, über dessen Haupte folgende Innschrift zu lesen war: Hihr stunte in natura das Tottengeripe ynes uralden attelichen Rieters. Es wurde drimale beertigt, und am drieten Tage druf stunte es wieter uf diesem Ploze. Ana Katharina Reicherin erlössete es in der St. Johanis des Tufers Nacht durch ihre Fürbiete. Anno Christi 1627. Gott sie siner und oler christglaubichen Sehlen genarig und und barmherzich. J. N. R. J.

Diese Innschrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bat ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann bekannt, ich konnte also auch eine seinen Grundsätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es geht ihnen wie mir, sagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Mährchen, als ichs zum erstenmale erzählen hörte. Ich glaube aber die Wahrheit, oder wenigstens die veranlassende Geschichte entdecket zu haben. Ich bat ihn, sie mir zu erzählen. Sie können sie selbst lesen, sagte er, und holte aus seiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unserm seligen Herrn sein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchsuchen, weil sein zweyter Sohn deutscher Herr werden sollte. Unter andern fand ich auch diese Geschichte. Es thut mir leid, daß ich sie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumal selbst Autor werden, und kleidete sie nach meiner Art ein. Als ich älter und gescheider wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leser angenehmer wäre, sie in den altdeutschen, poßierlichen Ausdrücken zu lesen, aber da war schon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit diesem auch das Archiv abgebrannt, und nun müssen sie's sich schon gefallen lassen, sie nach meiner Fason zu lesen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, sagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und beßer benutzen als ich. Nur bitte ich die Na-

men der Familien zu verschweigen, weil sie noch existiren. Ich las hernach mit Vergnügen, was ich meinen Lesern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

* * *

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebahr Margaretha von — ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muster der Schönheit, ein Engel in weiblicher Gestalt war. Damals schämten sich die Damen noch nicht, ihre Kinder selbst zu stillen, und Margaretha saß oft in dieser liebenswürdigen Beschäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veste stand. Eine Wahrsagerinn oder Zigeunerinn gieng einst vorüber. Edle Frau, gieb mir eine Gabe! Du sollst sie reichlich erhalten, wenn du mir das Schicksal meines Kindes enthüllst. Die Wahrsagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und sagte endlich: In vieler tausend Hände habe ich schon gesehen, aber nie sah ich solche Linien! Meine Kunst wird an ihnen zur Stümpferinn. Allem Ansehen nach wird deine Tochter sehr

glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchste Menschenalter hinausläuft. ist in der Mitte zerrissen. Soll ich der Länge der Linie trauen, so wird sie länger leben als du und ich, und ich und du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, so wird sie früher sterben als du und ich, und ich und du. Kurz, sie wird sterben und doch leben. Sie wird keine Kinder gebähren, aber ein Knabe wird sie in das größte Elend stürzen, und ein anderer Knabe sie aus der größten Noth erlösen. Mehr weiß ich dir nicht zu sagen. Margaretha bezahlte diesen Unsinn reichlich, und erzählte alles ihrem Gemahl. Benno, so hieß der Alte, ließ diese merkwürdige Weissagung von einem gelehrten Mönche aufzeichnen, und verwahrte sie in dem vergüldeten Kästchen, das ihm ein Ritter, der alten Minne, aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer schöner, und theilte schon als ein Mädchen von fünfzehn Jahren auf einem Thurniere den Preis aus. Ubald war der Sieger, sah diese aufblühende Rose, und liebte sie heftig. Er war ein schlanker, schöner Ritter, besaß fe-

ste Schlösser, viele Reißige, Knechte, und eine große Zahl Leibeigner. Mit allem Prunke damaliger Zeit umgeben, zog er am andern Tage auf des alten Bennos Schloß, und warb um seine Tochter. Sie ist zur Gattinn noch zu jung, sprach der Vater, das weißt und siehst du selbst; aber sollte ich weit und breit einen Gemahl für sie suchen, unter allen Rittern den mir gefälligsten wählen, so würde die Wahl dich treffen. Willst du noch fünf Jahre harren, dann ist meine Tochter mannbar, und denkt sie um diese Zeit wie ich, so werde ich dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter ist ein Schatz, auf den ich nicht fünf, sondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meister des Schatzes werde. Sie ist schon in dem Alter, in welchem sie sagen und unterscheiden kann: Ob ihr ein Gesicht wie das meinige, gefällt? Laß mich also heute und morgen mit ihr reden, und frage sie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, bewirthete seinen Gast aufs herrlichste, und Ubald sprach viel mit seiner Tochter. Als er wieder fortzog, suchte die

schöne

schöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und gestand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher Scham, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann sey, den sie lieben könne, wirklich schon liebe.

Ubald feyerte den Tag hoch, an dem er diese frohe Nachricht vom Vater hörte. Er besuchte seine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunst, mit dem ersten aufbrausenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte diese Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war sein Gebot, ihr Wille sein Befehl. Er hörte gleich Anfangs von ihr, daß sie den tapfern Mann besonders schätze, und er war bald der tapferste Ritter der ganzen weiten Gegend. Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf, bey ihrer ersten Versammlung wurde er zu ihrem Bundshauptmann erwählet. Viele Aebte gaben sich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsstädte furchten ihn sehr.

Schon

Schon war das fünfte Jahr seines Harrens halb verflossen, schon machte er auf seiner Veste Anstalt, seine Braut anständig bewillkommen zu kōnen, lud schon entfernte Ritter zum Verlobnißfeste, zum Thurniere ein, als der Ruf in der Gegend erscholl, daß der Graf Eberhard *) seiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum ersten Preise einen ganz vergüldeten Harnisch aussetzen würde. Nur in diesem Harnische lasse ich mich von euch zum Altare führen, sagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dies erzählte. Schnell nahm sie ihren Scherz zurück, als sie sah, daß Ubald ihn im Ernste nahm; aber es war zu spät, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen am bestimmten Tage zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterschaft von vielen Ländern; aber Ubald siegte doch entscheidend, er stieß selbst

*) Sein Geschlechtsname steht selbst im Originale nicht.

**) Dies war damals eine besondere Art der Thurniere. Die Ritter fochten mit scharfen Lanzen, und selten wurde so ein Thurnier zu Ernst gehalten, wo nicht mehrere Ritter todt auf dem Platze blieben.

selbst das Oberhaupt der Ritter mit den Hörnern *) vom Pferde, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den ersten Dank. Er näherte sich ihr, nahm seinen Helm ab, um den ihrigen zu empfangen. Zerstreuet hieng sein gelbes, krauses Haar um sein Gesicht, und flatterte der Fesseln entledigt, muthig in der Luft. Schweis floß in Strömen über seine rothbraunen Wangen, und sein großes, feuriges Auge schoß Flammen um sich her. Lange zögerte die Grafenstochter, eh sie dies schöne, äußerst reitzende Gesicht wieder bedeckte. Sie fragte nach seinem Namen, Stand, und setzte am Ende hinzu, daß sie sich freue, den tapfersten und schönsten Ritter gesehen zu haben. Am Abende fand sie der Vater in Thränen.

G. Eberh. Was fehlt dir, meine Agnes? An einem so festlichen, dir so ruhmwürdigem Tage hoffte ich, dich nicht in Thränen zu finden. Sahst du nicht, wie Fürsten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem deiner Blicke geizten, wie sie Wunder der Tapfer-

keit

*) Eine Gesellschaft der Ritter, die diesen Namen führte.

keit thaten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten. Die Schmeicheley, die du ihm sagtest, schmerzte alle mehr, als die Wunden, die er ihnen schlug, mehr, als der Verlurst des Preises, mit dem du ihn kröntest.

Agnes. Eben dieser Unüberwindliche, dieser reitzende, schöne — — O mein Vater! dieser Unnennbare ist die Ursache meiner Thränen!

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er stritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir seine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet sich deine Muthmassung?

Agnes. O ich sah's deutlich beym Thurniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach diesem allen zu schließen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das ist noch zu wenig! Ich verehre — — O das drückt's schon gar nicht aus! Ich hange an seinem Blicke, ich weide mich an seinen Zügen, ich letze mich an seinen Worten, ich lebe und bebe bloß in ihm.

G. Eberh.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm ist zu groß! Mein Herz ist zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in die Brust meines Vaters ausgießen, damit er mir helfe, mich tröste. Ich schäme mich für mir selbst, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verstecken, und doch würde ich's auch dieser Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieser große, dieser tapfere Ritter, und ich sein! — — O theuerster, bester Vater! Ich sein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutasten? Ruhig könntet ihr das längste, größte Alter genießen, noch als Greis auf Krücken jedem furchtbar herumkriechen! Kein Feind würde sich eurem Lande nahen, alle würden horchen auf euern Befehl, sich schmeichelnd um eure Burg lagern, und sclavisch harren, bis es euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte der Tod euch mir, so würden sie alle auf die Knie fallen, in mir den Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrscher verehren! Aber so! — Wen kann ich wählen? Wen soll ich einst ehlichen? Da alle sahen und hörten, daß er nur unüberwindlich ist. Jeder, dem ich meine Hand schenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden. (Beschluß folgt.)

23.

Fatim und Erisine.

Die schwärzeste der Nächte breitete ihren Raabenfittig über die Erde, und hüllte jeden Gegenstand in dicke Finsterniß. Der Wind heulte gräßlich durch den Todtenhayn, und die Gerippe rasselten in dem Beinhause des einsamen Kirchhofes. Die nächtliche Eule flüchtete sich selbst in das Todtengewölbe, und die lichtscheue Fledermaus versteckte sich unter hohle Todtenschedel oder unter modernde Knochen. Kein Mensch, den ein Obdach deckte, verließ seine Hütte; selbst der Wanderer blieb stehen, und erwartete unter einer gastfreyen Eiche bessere Stunden. Wölfe heulten vor Kälte in der Gegend, und der Kautze stieg von hohen Dächern herunter, und flüchtete sich vor dem wüthenden Sturmwind aus den Scheunen. Niemand verließ sein Haus als Erisine das zärtlichste der Mädchen. Die trotzte den Schrecknissen der Nacht und dem Schauder des Todes, und suchte ihren Geliebten, den treuen Fatim.

Eine Stunde weit von dem Orte, wo Erisine lebte, war ein fürchterlicher Hayn, berühmt durch die Würgenacht, die Irrlands Gegenden mit Leichen deckte. Man nannte ihn das Blutfeld. Todtenschedel und Knochen deckten seine Fläche und Distel- und Dörnergebüsche umzäumten ihn. Keine Blume blühte seit den schrecklichen Mordszenen mehr an diesem Orte, und kein Baum, der in dieser Gegend war, kleidete sich mehr mit Blättern. Man sah nichts als kahle, blätterlose Wipfel, schwarze Rümpfe halbvermoderter Eichen, die fürchterlich ihre dürren Aeste über die sandigte Gegend himmelan spreizten, die noch von Menschenblut röthete. Todesvögel sassen auf den dürren Wipfeln, und heulten gräßlich auf die Gräber herunter. An diesem fürchterlichen Orte wartete Fatim auf seine Erisine, denn in keinem andern war es ihnen vergönnt, sich zu sprechen.

Die Stunde der Mitternacht war die Stunde ihrer Zusammenkunft. Die Glocke schlug zwölfe in einer benachbarten Veste, und der Wind verwehete ihren düsternen Klang bis in die Tiefe des Eichenwaldes. Fatim stund, und erwartete schon die Ankunft der Geliebten.

Seitwärts dieser Gegend war eine Schedelstätte. Von der Sonne ausgedörrte Skelete unglücklicher Mensch n hiengen an dem modernden Balken, und der Wind spielte mit den klappernden Knochen. Dort und da fiel ein Bein von der hohen Stätte herunter, und das Rad ächzte unter der drückenden Last faulender Körper.

Fatim harrte ohne Schrecken und ohne Furcht; denn was hat der Liebende zu verlieren, wenn es nicht seine Geliebte ist?

Erisine verließ ihr Haus, und einsam, von niemanden, als von der Liebe begleitet, suchte sie im Schauder der Nacht ihren Fatim auf. Wie ein Engel gleitete sie hin in den nächtlichen Stunden, und jeder Augenblick war ihr kostbar. Der aufmerksame Fatim hörte ihre leisen Schritte, er eilte ihr entgegen, und Erisine sank an Fatims Brust.

Schön ist die Umarmung der Liebe, selbst bey den gräßlichsten Auftritten der Natur. Der Sturmwind hörte zu heulen auf, und bewunderte die Macht der Liebe. Die Finsternisse der Nacht verschwanden, und der Freund der Liebenden, der freundschaftliche Mond ließ sich am Himmel sehen, und lächelte gutthätig herab aufs Todtenfeld.

Es ist doch schaudernd hier, Fatim! fieng Erisine an; kalter Schauder läuft durch meine Glieder bey dem Anblick dieser schrecklichen Gefilde.

Fürchte dich nicht in meinen Armen, Geliebte! Was soll dir begegnen, wenn Fatim lebt? diese Todtenknochen, die um uns her liegen, sind Ueberbeibsel unglücklicher Menschen: vielleicht umschlossen diese Geripppe auch das Herz manches Liebenden; sein Geist, der vielleicht unsichtbar über uns schwebt, wird Theil an unserm Kummer nehmen, und seine unsichtbare Hand uns schützen. O Erisine! wie ganz glücklich bin ich nun, daß ich dich wieder sehe! — Fatim umarmte seine Erisine, und sie setzten sich hin auf einen Grabhügel.

Erisine war die Tochter eines Edlen. Sie in den Zeiten lebte, als der grausame Oneale, sich zum Anführer der Rechtglaubigen aufwarf, und die Hälfte seiner Mitbürger aus falschem Religionseifer erwürgte. Fatim war ein edler Jüngling; gleiche Stimmung des Herzens, gleiche Denkart der Seele kettete sein Herz an Erisinen. Ganz gleich dachte dieses liebende Paar, nur ihre Religionen waren verschieden, und dieser Unterschied machte Erisinens Liebe zum Verbrechen.

Eri-

Erisinens Vater fluchte der Liebe seiner Tochter, und bestellte Mörder suchten Fatim auf, um ihn für die Gottheit zu morden.

Drey volle Monate lebte Fatim versteckt in einer Höhle, wo er Hungers hätte sterben müssen, wenn ihm nicht des Abends seine liebende Erisine Nahrung gebracht hätte.

In diesem fürchterlichen Orte, wo Todesschrecken und Schauder wohnten, waren ihre Zusammenkünfte; nur dort war es ihnen vergönnt, sich zu sprechen, sich zu sehen, Da sassen sie oft, Hand in Hand und sahen die zerschmetterten Schedel ihrer Mitbürger zu ihren Füssen. Keine Rose blühte da für die Liebenden; Distel umgaben sie und verdorrte Stauden; kein Zephyr trug auf seinen Fittigen Balsamgerüche von Blumen; modernde Leichen verbreiteten ihren eckelnden Geruch in dem Wohnorte des Schreckens.

Laß mich, Erisine! sagte Fatim, laß mich das Opfer meines Schicksals werden, und rette du dein theures Leben. Es ist unmöglich, Erisine! in dieser Welt werden wir uns nicht lange mehr lieben können. Wie zittere ich jede Stunde für dich! Bedenke doch, Mädchen! was du wagst. Lebensgefahr ist jeder Schritt für dich, den deine Liebe für Fatim wagt.

Ach!

Ach! Erisine! — lebe — und laß mich sterben! —

Erisine. Kennst du die Liebe so wenig? Fatim! weißt du so wenig, was sie vermag? Wenn Blumen blühen, Westwinde hauchen, Fatim! wenn alles nach unserm Willen geht, denn, Geliebter! ist die Zeit der Wonne, und nicht der Prüfung. Ich danke dem Himmel diese Zeiten, Freund! denn schönere Stunden hätte ich mir nicht wünschen können, um dir zu beweisen, wie sehr dich Erisine liebt.

Fatim. Bestes Mädchen! ich kenne ganz dein gefühlvolles Herz; aber glaubst du denn, daß dich Fatim minder liebet? Glücklich möcht' ich dich sehen, Erisine! ich bin unglücklich, und du sollst es nicht mit mir seyn.

Erisine. Glück ist dort, wo du bist, und Unglück, wo Fatim nicht ist. Was kann mir begegnen? Bin ich nicht zu allem bereit? Trennen kann man mich nicht von dir; werden unsere Zusammenkünfte entdeckt, so ist die Stunde unserer Trennung nahe. Mächtig wie eine Gottheit will ich meinen Arm um den deinen schlingen, und der Schwertstreich, der auf dich zielt, soll Erisinen treffen, denn wollen wir lächeln — und sterben. Unsere Hülle mag modern, wo sie will, Fatims und

Eri-

Erisinens Seelen wird kein Mensch mehr trennen.

Fatim. Sterben also ist unser Loos — Sterben all unsere Hoffnung. Theuerstes Mädchen! warum mußte ich dich kennen lernen? Glücklich wärest du ohne mich gewesen; ich bin die Ursache deines Unglücks.

Erisine. Unglück! was nennst du Unglück? den Tod, der das Ende unserer Leiden ist? Beleidige ihn nicht, den holden Freund der Liebenden; er allein schützt uns wider die Grausamkeiten der Menschen. Das, was der Mensch das schrecklichste in der Natur nennt, heißt Aufhören zu leiden — heißt Sterben. Fatim! wie ungerecht ist der Mensch! Sieh den Wurm, wie emsig er sich selbst sein Grabe baut; nun schleppt er sich noch fort im Staube; aber bald fliegt er hoch über seinen Brüdern in seligern Gegenden.

Fatim. Deine Sprache ist mächtig, Mädchen! wie die Sprache eines Engels.

Noch lange versicherten sich Fatim und Erisine ihrer gegenseitigen Liebe, als der Morgen ihre Umarmungen störte. Allgemach flohen die Nebel der Nacht, der Morgen graute und die Stunde ihrer Trennung nahete sich. Noch ruhte Fatims Haupt auf Erisinens

Schul-

Schultern, noch träufelten Thränen aus seinem Auge in ihren Schoos, noch schlug Erisinens Herz mächtig dem guten Fatim entgegen, als es immer heller und heller wurde. Schon streute die Sonne die ersten Strahlen über die Erde, und war der glänzende Zeuge ihres Lebewohls. Erisine verließ den Todtenhain, eilte zu Haus, und Fatim versteckte sich vor den Verfolgungen der Menschen in seine Höhle.

Jernis war Erisinens Bruder, ein aufkeimender Junge voll guter Hoffnungen; sein Herz war fühlbar, und die Liebe, die er gegen Erisinen hegte, war ohne Gränzen. Er war auch der einzige Vertraute seiner Schwester, und niemand als er wußte das Geheimniß von Erisinens Liebe; niemand, als er nahm Theil an dem Kummer des leidenden Mädchens; nur Jernis trocknete durch seine schmeichelnde Worte ihre Thränen. Wenn es Erisinen unmöglich war, ihren Fatim zu besuchen, so besuchte ihn Jernis, und brachte ihm Wasser und Früchte.

Rinor, ein Freund von Erisinens Vater, ein Mann voll Aberglauben, voll Hartnäckigkeit, der längst auf Erisinen seine Absicht hatte, aber von ihr verachtet wurde; Rinor, der rach-

gierig-

gierigste Mensch schwur bey dem schwärzesten der Geister der Unmenschlichkeit und der Rache die verschmähte Liebe an Erisinen zu rächen. Seinem spähenden Auge war kein Geheimniß mehr verborgen, er wußte Erisinens Liebe, und freute sich seiner Entdeckung und des abscheulichen Entwurfes, den er in seinem Herzen ausgeheckt.

Rache ist süß, sagte er, aber man muß sie mit Klugheit ausüben. Gutherzige Menschen, die Seelen ohne Tücke haben, und jeden nach ihrem guten Herzen beurtheilen, sind oft die tauglichsten Werkzeuge, der sich die Bosheit sicher bedienen kann. Jernis Eresinens Bruder scheint mir hiezu geschaffen zu seyn. So schwärmte der schlimmste Bösewicht, so begann die schwärzeste That des boshaften Rinors.

Ein Zufall erleichterte seine Absicht. Erisine war krank. Jernis! sagte sie zu ihrem Bruder, geh zu Fatim, besuche ihn, wenn es dunkel ist, und versichere ihn meiner Liebe. Jernis tröstete seine Schwester, und ungeduldig erwartete er die zögernden Stunden der Nacht. Die Sonne gieng unter, alles lag bereits in den Armen des Schlafes, Thau und Schlummer sanken auf die stillen Thäler und auf die schweren

ren Augen der Geschöpfe; nur von den Augen Eresinens und ihres Bruders Jernis verjagte die Sorge den balsamischen Schlaf und streute Dörner auf ihr Lager.

Es ward Zeit; Jernis umarmete noch seine Schwester, und verließ mit leisen Schritten das väterliche Haus, um zu dem Geliebten seiner Schwester zu eilen.

Es war eine heitere, mondhelle Nacht; die Sterne glänzten am Himmel, und Reif deckte wie gearbeitet Silber die Fluren. Die Todtengebeine auf dem Blutfeld funkelten, als wären sie mit Edelgesteinen besetzt, und Bäume und Gebüsche stunden da wie künstlich gebildetes Zuckerwerk auf den Tafeln der Könige. Feyerlich und majestätisch war diese Herbstnacht. Mit pochendem Herzen schlich der gute Jernis durch den weiten Hayn, und bey dem geringsten Geräusche des Windes klopfte sein furchtsamer Busen. Er war jung, und abergläubisch erzogen.

Als Jernis ohngefähr in der Mitte des grossen Blutfeldes war, so erschreckte ein gähes Geräusche sein Ohr; schüchtern sah er sich um, und sah ein graues Gespenst in voller Rüstung. Fast sank er ohnmächtig vor Furcht hin, und konnte sich kaum mehr fassen.

Jer-

Jernis! fürchte dich nicht, rief das Gespenst; ich bin der Schutzgeist dieser Gegend; du bist ein guter Knabe; fürchtest die Götter, und liebest die Menschen; du bist zu außerordentlichen Dingen aufgehoben; du kannst deinen Vater und deine Schwester von dem Tode retten.

Von dem Tode! rief Jernis mit zitternder Stimme.

Ja vom Tode, fuhr das Gespenst fort, denn die Götter beschlossen das Verderben über euer Haus; deine Schwester liebt einen Ungläubigen, und beleidiget durch diese Liebe den Himmel. In dieser mitternächtlichen Stunde schwingt der Würgengel seine Arme über Eresinen und deinen Vater; beyde sind das Opfer des Todes, nnd niemand als du allein kannst sie retten.

Jernis. Ich kann sie retten! Mächtiger Geist! Schone! sag, was soll ich thun? nimm mein Leben, und schone meines Vaters, meiner Schwester.

Geist. Dich haben die Götter zu grossen Dingen aufbehalten; du mußt leben; aber tödte den, den die Götter hassen, tödte den bösen Fatim. Dort unter dieser Staude liegt ein Dolch, waffne dich, und würge.

Jernis. Wie! ich sollte Fatim, meinen Freund tödten? das wollen die Götter? Nein, das können die Götter nicht wollen; es wäre Meuchelmord, Abscheulichkeit. — Ich ein Mörder — —

Geist. Haben die Götter nicht die Herrschaft über der Menschen Leben? Schwacher Sterblicher! du bist unwürdig des Zutrauens, verzage nur, feige Memme! laß Fatim leben, und vergiß die Pflicht, die du deinem Vater und Erisinen schuldig bist.

Jernis. Grausamer Geist! Warum haben die Götter mich zu dieser That aufgehoben? Gern will ich sterben, gern ich das Opfer seyn, läßt nur Fatim, nur Grimaro, nur Erisine leben.

Geist. Die Stunde der Mitternacht rückt an; der Augenblick kommt näher; ehe der Mond über diesen Hügel hinunter steigt, muß das Opfer vollbracht seyn; entweder lebt Fatim nicht mehr, oder dein Vater Grimaro und Erisine sind das Opfer des Todes.

So sprach der Geist, und gleitete hin beym Mondenlicht ins weite Feld; ängstlich verfolgte ihn Jernis Auge, bis es ihn endlich däuchte, daß er unter den Gräbern verschwand, und in die Erde hinein sank.

Lange

Lange konnte sich Jernis nicht fassen, langsam näherte er sich dem Gebüsche, und hell funkelte der Dolch im Mondenlichte seinen Augen entgegen. Jernis schauderte zuück bey diesem Werkzeuge des Mordes, er sah ihn an, ergrif ihn, und warf ihn wieder aus seinen Händen. Fort mit dir, Urheber des Todes! sagte er, es ist unmöglich, die Götter haben dich nicht in meine Hände geschickt; Menschen schmiedeten dich. Du bist nicht in der Natur, und was nicht in der Natur ist, kömmt nicht von den Göttern. Das Gespenst, das ich sah, war ein böser Genius, der noch auf dem Schlachtfelde herumirret, Menschenblut trinkt, und mit Knochen sich nährt. Fort mit dir! es war Täuschung. Fatim ist Erisinens Geliebter, ich kann, ich darf ihn nicht tödten.

So sprach Jernis, und wollte gehen; da ergriff ihn ein kalter Schauder; der Mond gieng bereits den Hügel hinunter, und eine gräßliche Stimme rief ihm von weitem zu: **Erisine und Grimaro sterben!** —

Sterben! Wer? Erisine, meine Schwester! Grimaro, mein Vater? und ich — ich vielleicht ihr Mörder! — Wo ist der Dolch? Laß dich küssen, Geschenke des Himmels! durch dich kann ich meine Schwester, meinen Vater retten. Ja, ich will — verzieh, Würgengel! verzieh! ich will morden. Fatim soll

sterben! — Da ergrif Jernis den Dolch; mit wankenden Schritten näherte er sich der Höhle, in der Fatim war.

Als Jernis hinein trat, sah er seinen Freund Fatim; ausgestreckt lag er da auf einem Felsenstück, und schlummerte. Sanft lächelte er, denn leise und ruhig war sein Schlaf, wie der Schlaf des ersten Menschen. Jernis zitterte bey seinem Anblick, und Thränen rollten häufig seine Wangen herunter. Götter! rief er, ich kann nicht, nein! ich kann Fatim nicht morden. Wenn euch, ihr Götter! daran liegt, daß Menschenblut fließe, so laßt an meinem Blute euren gerechten Zorn entwaffnen, ich will das Opfer seyn. So schrie Jernis, und mit kühnem Muthe stieß er den Dolch in seinen Busen.

Fatim erwachte durch das Geschrey, und fand den sterbenden Jernis zu seinen Füssen. Er erzählte ihm den ganzen Zufall, der ihm in dem Blut-Hayne begegnete. Die Götter mögen mir verzeih'n, sagte er; ich konnte nicht treulos gegen einen Freund, nicht verrätherisch gegen Erisine seyn. So sprach er, lehnte sein sinkendes Haupt auf Fatims Schoos, und fühlte den annahenden Tod.

Ungeduldig erwartete Erisine die Rückkehr ihres Bruders; aber vergebens wartete sie. ängstlich und zaudernd schlichen die Stunden vorüber; er kam nicht. Es ward Morgen, und Jernis war noch nicht zurück; die Sonne stieg am Mittag und leuchtete senkrecht über die Erde, und Jernis kam noch nicht. Der Abend senkte sich auf die Fluren herab, und Erisinens Herz klopfte mächtiger. Ungeduldig erwartete sie die Nacht, fest entschlossen,

dieses

dieses Räthsel zu entziffern. Eine Stunde nach der andern gieng vorüber, es ward Nacht, und Erisine eilte mit verdoppelten Schritten durch den Blut-Hayn. Sie hörte ein Gezische, und das Gespenst stund vor ihren Augen, und rief ihr entgegen, halt! dein Fatim lebt nicht mehr; die Götter ließen ihn durch deinen Bruder ermorden als ein Versöhnopfer ihrer Rache. Erisine schauderte zurück, aber bald faßte sie sich wieder. Wer bist du, schrie sie, wer bist du?

Der Schutzgeist dieser Gegend, erwiederte das Gespenst. Du lügst, versetzte Erisine; Liebe herrscht in den Regionen der Geisterwelt, nicht Mord. Du bist ein Sterblicher, denn ein Innwohner des Orkus selbst würde die Götter nicht so lästern. Ich liebe Fatim; und ist er todt, so hab ich nichts mehr zu verlieren. Wie eine Rasende fiel Erisine das Gespenst an, und den Dolch, den sie bey sich führte, stieß sie tief in seine Brust. Der Koloß rasselte und stürzte hin, wie eine Marmorsäule, daß die Gegend rings umher ertönte.

Schwacher Schutzgeist! rief Erisine, den ein Weib tödtet, laß dich entlarven, laß sehen, wer du bist. Da riß sie das Visir dem Vermummten herab, und sah den boshaften Rinor.

So recht! rief sie auf, der Arm der Liebe siegte über die Bosheit. Nun ist die entscheidende Stunde meines Schicksals. Ich höre den Ruf der Liebe, mächtig tönt die Stimme in meine Seele. Mit zerstreuten Haaren, den blutenden Dolch in der Hand, eilte sie zurück in ihr Haus, und stellte sich vor das Bette ihres schlummernden Vaters. Erwache! schrie sie, zärtlichster der Väter, und sieh, was die Liebe vermag, sieh, was nie ein Auge gesehen — das Werkzeug der äussersten

Bos-

Bosheit, den bösen Rinor. Denn überhäufte Erisine ihren Vater mit Thränen, schloß ihn fest in ihre Arme, und ihr Herz klopfte, wie das Herz eines Sterbenden.

Grimaro rührte das Flehn seiner Tochter, er folgte ihr nach bis in Fatims Höhle. Dort fand er seinen sterbenden Sohn, und ganz erwachte in seinem Herzen die Vaterliebe. Jernis athmete noch schwach, und dankte dem Himmel das Glück, seinen Vater noch zu sehen, und bath ihn, seine Schwester Erisine nicht ewig unglücklich zu machen. Grimaro versprach es dem sterbenden Jernis, und sanft schloß sich des Jünglings Aug in Erisinens Armen. Du sollst nun mein Sohn seyn, sagte Grimaro zu Fatim, du sollst mein Sohn seyn. Kein Vorurtheil soll uns mehr trennen. Die Rechte der Natur sind heilig, und nichts kann den Göttern gefällig seyn, was nicht Liebe ist. Der böse Rinor belehrte mich meines Irthums. — Da umarmte Erisine ihren Vater, da weinte Fatim Thränen der Liebe; nur der Tod des guten Bruders verbitterte noch die Tage ihrer aufkeimenden Seligkeit. Erisine baute ihm ein herrliches Grabmal; Rosen und Nelken pflanzte sie um seine Stätte, und besuchte sie am Abend mit ihrem Fatim. Rinor blieb unbeerdigt auf dem Blutfelde liegen, und selbst den Raaben eckelte an seinen Eingeweiden; nur Würme und Insekten von der niedrigsten Art mästen sich von seinem Wanste. Man behauptete, daß der Wurm selbst wieder den Wurm tödte, der von Rinors Leichnam gekostet hatte

Nach kurzer Zeit verließ Grimaro mit seiner Tochter und Fatim Irland, und ließ sich in einer Gegend nieder, wo man dem Himmel mit Liebe und nicht mit Mord und Menschenblut huldigte.

23. Stück.

Ueber das Wahre in irrdischen Verlusten.

Vor einer Versammlung von Leidenden.

Unsere Klagen sind, wie ihr sehet, die allermannigfaltigsten. Der eine von uns hat diesen, der andere jenen, jeder einen recht empfindlichen, Verlust erlitten. Wäre es möglich gewesen, daß sich diese sämmtlichen Verluste für einen von uns allein ereignet hätten: so würde sein Zustand unser Entsetzen erregen. Jeder nimmt nun seinen Verlust in besondere Betrachtung, und schätzt das durch ihn eingebüssete Gut, da er es nicht mehr hat, wenigstens dreymal höher, als, da er es noch besaß. Ihr Lieben, lasset uns einander darüber zu beruhigen suchen!

Alles das, was wir verlohren haben, war nie in der That unser Eigenthum gewesen. Nur geliehen war es uns. Hätten wir diesen Gedanken immer beybehalten: so würden

uns unsere Verluste bey weitem nicht so schmerzhaft haben seyn können. Aber so verlohren wir ihn unter dem langen Besitz und Gebrauch unserer Güter, und masseten uns nach und nach das Eigenthumsrecht über diese an. Laßt uns demnach vor allen Dingen erst zu ihm zurückkehren! Viel von dem, was wir verlohren, hatte schon andern vor uns eine Zeitlang zugehört. Dadurch, daß sie es verlohren, kam es erst in unsere Hände. Sie bekamens einst auch durch Verlust des vorigen Besitzers; und so konnte es eben so wenig jemals ihr Eigenthum, als das unsrige, werden. Es gieng aus Hand in Hand. Was Wunder, wenn wir es nun auch wieder einbüßten? So geschah uns dadurch eben so wenig Unrecht, da wir es verlohren, als wir glaubten, daß jenen geschehen sey, durch deren Verlust wir es überkamen. Rechnet hieher Haus und Hof, Ehrenstellen, Vermögen, und alle die tausendfältigen äußerlichen Belohnungen, welche die Welt den Verdiensten zu reichen pflegt. — Andere unserer verlohrnen Güter hatten es nur zur **Nebenbestimmung**, uns zu schützen. Wir benutzten sie, weil sie **in der Nähe von uns** und **in unserm Zirkel** waren. Dieß war der Fall

bey

bey unsern Wohlthätern, Gönnern, Freunden, Verwandten und Kindern. Noch andere unserer verlohrnen Güter entstanden blos aus verhältnißmäßigrichtiger, zusammengesetzter und glücklicher Wirkung anderer Dinge und Umstände außer uns. So lange diese währte, schöpften auch wir beyläufig allerley kostbare Lebensgenüsse aus selbiger. Es war aber unmöglich, daß sie immerwährend seyn konnte; da wir in einer Welt leben, wo alles unaufhörlich wellt und wogt. Eben so konnte unsere blühende Munterkeit und unsere Jugendstärke nicht länger dauern, als unsere Jugend selbst dauerte, unsere Gesundheit nicht länger, als alle Theile unseres Körpers, zum Wohlseyn des ganzen Körpers ihre gehörigen Verrichtungen thun. Der ganze Bau desselben aber giebt uns auf der Stelle zu erkennen, daß dieses nur auf eine Zeitlang geschehen könne. Folglich war auch unsere Gesundheit nie unser Eigenthum. Ja, unser Körper selbst gehört uns nicht zu. Alle Elemente trugen dazu bey, ihn zusammen zu setzen. Wenn also ein Zeitpunkt kommt, in welchem jedes derselben das Seine zurückfordert, welches es uns gab; so wird dadurch kein Raub an uns begangen. Wir be-

zahlen unsere alte und von Tage zu Tage noch mehr gehäufte Schuld durch den Tod an die gesammte Natur zurück. Wenn unsere Sache so steht, ihr Lieben: so lasset uns die Klage über jeden Verlust, den wir erduldet haben, und noch dulden müssen, mäßigen! wir verliehren, das heißt: wir geben zurück; — wir verliehren immer mehr, das ist: wir geben eins nach dem andern zurück; — wir sterben, das bedeutet: wir geben alles zurück, was nicht unser war. Es ist billig, daß wir nicht verlangen, daß wir geliehene Güter auf immer an uns behalten dürfen.

Sprechet nicht: wenn wir sie nicht behalten sollten: so wäre es besser für uns gewesen, daß wir sie nie empfangen hätten. Dieß ist nicht die Sprache der Natur; sondern es ist schon Verwöhnung von dem eigentlichen Ton derselben. Da alles um uns her verliehrt, täglich mehr verliehrt: so können wir in der Mitte stehen, und dieß beobachten, unmöglich auf den Gedanken gerathen, daß wir, die wir zu derselben Wesenreihe und Welt gehören, und mithin denselbigen Gesetzen des Wachsthums, und der Abnahme, des Entstehens, und der Zerstörung, unterworfen

worfen sind, das, was wir haben, auf immer behalten wollen. Es ist unnatürlicher Stolz, wenn wir so denken können. Er rührt theils von eingebildeten, theils von wahren Vorzügen her, welche wir vor den übrigen Wesen fühlen. Jene zerfallen bey näherer Betrachtung in ihr eitles Nichts alsbald zurück; und von diesen sollten wir doch nicht vergessen, daß sie uns bey allen irrdischen Verlusten, die wir leiden müssen, dennoch gewiß bleiben. So ists auch Undank, wenn man das, was man nicht auf immer behalten kann, lieber gar nicht haben will. Wie? wenn es uns nun einmal nicht auf immer gegeben werden konnte: geschah nicht alles für uns, was für uns geschehen konnte, wenn wir es wenigstens auf eine Zeitlang erhielten? Wer wählt, wenn er zwischen Nichts und Etwas die Wahl hat, auch wohl das erstere? Und am Ende belehret uns ja die Vernunft, daß ein Gut, welches uns glücklicher macht, nicht eigentlich dadurch uns beglücke, daß es unser sey, sondern daß wir es gebrauchen. Wenn es nun von uns gebraucht worden ist, wenn es die Beyträge zu unserm Wohl geliefert hat, welche es liefern sollte: so kann es immerhin für uns ver-

lohren

lohren gehen, ohne, daß wir diese, welche sich fest in unsern Zustand eingewebt haben, und auf die Beschaffenheit desselben ewig fortwirken, zugleich verliehren. So büssen wir nur die Werkzeuge des Segens ein; der durch sie für uns gestiftete Segen bleibt uns, so lange wir sind. Lasset doch eins unserer Lebensgüter nach dem andern dahin schwinden; haben sie die Ausbildung unseres Geistes und Herzens so befördert, wie sie sie befördern konnten: wie erträglich muß uns ihr Verlust werden! wie dankbar müssen wir im Augenblick desselben selbst zum Himmel dafür aufblicken können, daß wir sie gehabt haben!

Gesetzt nun, daß wir uns zwar an unser Geschick darüber hingäben, daß wir den Verlust unserer Güter irgend einmal dulden müßten, daß wir aber wünschten, daß derselbe wenigstens später für uns eingetreten wäre; o wie viel können wir uns zu unserer Zurechtweisung darüber sagen! Alles, was wir verlohren haben, ist etwas, das wir über lang oder kurz doch hätten verliehren müssen. Ist Verlust einmal mit Schmerz verknüpft: so ists ja am Ende auch wohl

Vor-

Vortheil, diesen oder jenen Verlust schon hinter sich, und seine Schmerzen überstanden, zu haben. Wir Leidende sollen uns wenigstens beruhigen, so gut wir können, und sollen, wenns Unglück einmal da ist, aus dem Unglück selbst Trost schöpfen. Und wie selten möchte doch wohl der Fall eintreten, daß irgend ein Verlust, wenn er wirklich für uns eintritt, unsern Gedanken nach spät genug einträte? Unsere Kenntnisse sind zu eingeschränkt, als daß wir immer genau wissen sollten, wie lange eigentlich der Besitz dieses oder jenes Guts für uns nützlich sey. Der Besitz dünkt uns an sich Glück; und so wünschten wir seine Fortdauer vielleicht nach Jahrhunderten noch, wie heute. Auch der Gedanke, andern durch den Verlust zu nützen, würde uns nicht immer großmüthig genug finden, ihn ins Werk setzen zu helfen. Die Fürsehung leitet uns auch in diesem Fall sicherer, als wir uns selbst leiten würden. Sie weiß, wie lange dieses oder jenes Gut uns wahrhaftig nütze, und lässet es uns gewiß eben so lange. Sie übersieht, wenn es nothwendig sey, daß wir für andere verliehren, und überlässet uns alsdenn das Wohl der Welt nicht nach unserm Belieben. Sie

setzt

setzt uns erst in Gewinn, und hernach wieder in Verlust; das heißt: sie sorgt für uns, und für alle. Möchten wir uns doch ihren Fügungen willig unterwerfen!

Haben wir nur unsere verlohrne Güter nie gemisbraucht! — Dieser Vorwurf, wenn er uns träfe, würde uns allerdings das Andenken an ihren Verlust unaussprechlichschmerzhaft machen müssen. Wir würden die Stunde, in der wir sie einbüsseten, als eine solche zu betrachten haben, in welcher das Schicksal selbst dazwischen treten mußte, um uns mit Gewalt außer Stand zu setzen, uns länger durch sie zu versündigen; als eine Stunde, in welcher uns gleichsam im Angesichte der ganzen Welt laut gesagt ward, daß wir ihrer unwürdig gewesen, und deßhalb durch ihren Verlust gestraft würden. Wie jammervoll würde uns alsdenn nun die Vorstellung seyn, daß wir durch Güter, die wir nicht einmal mehr hätten, uns in schwere Verantwortung gebracht, und daß die Güter selbst zwar für uns dahin, die Verschlimmerungen unseres Herzens aber, welche sie gestiftet, noch da, und vielleicht immerbleibend, wären! Fällt aber dieser Vorwurf weg; haben

wir

wir sie gehörig geschätzt, und zu erhalten gesucht; haben wir sie zu unserer wahren Beglückung und Veredlung, ihrer Bestimmung gemäß, angewendet und genossen: o wie gelassen mögen wir ihnen nachsehen, da sie nicht länger die unsrigen haben seyn sollen! Sie haben uns gesegnet. Wir haben unsere Pflichten um sie während des Besitzes erfüllt. Es ist uns noch die einzige übrig, daß wir ihren Verlust auch gutwillig ertragen. Sollten wir nicht hiedurch unserer Tugend ihre Vollkommenheit geben?

Denket doch an den frühen Tod so vieler Menschen. Sie waren mit uns von gleichem Alter, und sanken schon längst dahin. Durch ihren Tod verlohren sie alles, was die Erde für sie hatte. Wir leben noch, und sind, wenn auch nicht mehr im Besitz aller unserer ehemaligen Güter, doch noch in dem Besitz vieler überaus schätzbaren derselben. Ist dieser Vorzug, dessen uns Gott vor ihnen würdigte, nicht des innigsten Dankes werth? Können wir solchen Dank abstatten, ohne uns dadurch zur Zufriedenheit bey allen unsern erlittenen Verlusten zu stimmen?

Wir haben, so lange wir unsere verlohrnen Güter besassen, ihren Werth zwar schon zu kennen angefangen; aber vollkommen ward unsere Kenntniß desselben erst durch ihren Verlust. Sonst wußten wir nur, was für liebenswürdige Beyträge sie hier und da zu unserer Glückseligkeit leisteten; jetzt wissen wir, daß sie zu unserer wahren menschlichen Wohlfahrt keinesweges unentbehrlich sind. Diese Erfahrung ist überaus wichtig, und lehrt uns erst ihren eigentlichen Werth bestimmen. Es ist wohl nicht lange her, meine Lieben, daß der eine von uns sich gar keine Vorstellung davon machen konnte, wie er ohne grosses Vermögen, und der andere, wie er ohne unaufhörliche Gesundheit, und noch ein anderer, wie er ohne diesen oder jenen Freund, noch einige Ansprüche auf Glückseligkeit machen könnte. Nun wisset ihr, daß man arm seyn könne, ohne sich für verworfen halten zu dürfen; daß man am Körper leiden, und doch Freudigkeit des Geistes fühlen, daß man den wackersten Freund verliehren, und sich darum noch nicht verlassen nennen möge, so lange man nur sein eigenes Herz noch auf seiner Seite hat. Der lange Besitz eines Guts ist es nur, der nach und nach bewirkt, daß

wir

wir uns so an dasselbe gewöhnen, daß wir es zu unserer Glückseligkeit für unentbehrlich halten. Indessen ist vom Schicksal nun dafür gesorgt worden, daß wir von diesem Vorurtheil zurückgekommen sind. Wir werden noch mehr verliehren müssen, als wir schon verlohren haben. Lasset uns durch den Gedanken, welchen wir nun erlernt haben, daß wir alles, was wir verliehren können, auch müssen entbehren können, uns auf jeden noch bevorstehenden Verlust vorbereiten! Er wird es seyn, der die Wirkung auf uns hervorbringt, daß wir an keines von allen unsern irrdischen Gütern unser Herz zu sehr befestigen; und, sobald wir es bis hieher gebracht haben, wird jede Stunde voll Einbusse weniger schrecklich für uns seyn.

Ihr Lieben, stärkt uns denn nicht jeder unserer irrdischen Verluste in dem Glauben, daß diese Welt, deren Güter wir so allmählich verliehren, nicht unsere ganze, einzige Bestimmung sey? So lasset denn doch verlohren gehen, was verlohren gehen soll! Sie selbst, diese Welt, hat einst vollen Vergang für uns; so wollen wir jeden irrdischen Verlust schon als Anfang ihres Vergangs für uns be-

betrachten. Wir sind hiernieden im ersten Hause Gottes. Das Haus selbst ist voll mancherley und herrlicher Güter. Man bedarf der Güter des Hauses aber nur während des Aufenthalts in selbigem. Wir werden in ein anderes Haus des Vaters übergehen, und der Hausvater, welcher uns da so willig aufnehmen will, wird auch andere Güter in Menge daselbst für uns bereitet haben. Wir werden allenthalben finden, was wir allenthalben zu unserer wahren Glückseligkeit brauchen. Wir verliehren nur, wessen wir nicht mehr bedürfen. Können wir etwas in jener Welt noch brauchen: so ist kein Zweifel, daß wir es auch mit in sie hinüber nehmen werden. O wie muß sich unser Geist, wenn er so seiner höhern Bestimmung eingedenk wird, über jeden Verlust, den wir auf Erden leiden, recht göttlich beruhigen können! So sinke, stürze und schwinde denn ein Gut des Lebens nach dem andern zur Linken und zur Rechten; das, wozu uns Gott schuf, wird dadurch weder zerstört, noch aufgehalten, sondern vielmehr befördert. Wir legen mitten unter diesen vergänglichen und ungewissen Gütern den Grund zu unvergänglichen Seligkeiten, und retten einst aus allen Zerstörungen, die

an und um uns geschehen, doch den kostbarsten Theil unserer Besitzungen. Welche sind diese?

Ach! ihr Lieben, unsere Kenntnisse sind es, die wir durch Erfahrung und Nachdenken uns erworben haben. Jene Kenntnisse vom Vater der Wesen, von seinen herrlichen Werken, die wir anschauten und bewunderten, und von all seiner Liebe gegen uns. Jene Kenntnisse von Wahrheit und Recht, von Weisheit und Tugend, von Schönheit und Ordnung.

Unsere edlen Gesinnungen sind es, zu welchen wir uns hier gebildet, und in denen wir täglich vollkommener zu werden, getrachtet haben. Jene Gesinnungen, vermöge deren wir, alles zu thun und zu leiden, bereitwillig waren, sobald es Gott von uns forderte, und uns auflegte. Jene Gesinnungen, mit welchen wir die Fürsehung über alles, das geschah, rechtfertigten, das Gute um seines Werths willen liebten, der Tugend uns, aus Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit für uns, ergaben, der Verführung aus Gewissen widerstanden, alle Menschen dulden

konn-

konnten, und bey empfangener Beleidigung nicht an Rache dachten.

Unsere guten Thaten sind es, welche wir verrichtet haben. Jene Thaten, da wir fremde edle Handlungen beförderten, und Bösewichtern Widerstand leisteten; für die Wahrheit eiferten, und die verfolgte Unschuld in Schutz nahmen; einzelnen und tausenden nützlich wurden, Barmherzigkeit, wie Gott, ausübten. Jene Thaten, da wir Treue, Großmuth, Selbstverleugnung, Standhaftigkeit und Glauben, ausübten, und in allen unsern öffentlichen und einsamen Lagen unsere Pflichten redlich erfüllten.

Dieß, ihr Lieben, sind die Schätze, welche wir aus allen unsern Verlusten retten. Sie allein sind unser wahres Eigenthum. Unserm Geiste gehören sie zu. Er hat jene Kenntnisse sich erworben, jene Gesinnungen in sich aufgenommen, und immerwährende Andenken jener vollbrachten edlen Handlungen sich versichert. Wir fühlen es, diese Güter sind Güter für ihn; alle andere, welche wir verliehren, befriedigen ihn nicht.

Ja, noch mehr. Wir sehen sogar, daß der Verlust aller jener Güter, welche der Erde zugehören, ihn in dem Besitz dieser seiner eigenthümlichen nur noch mehr befestige. In jedem derselben hat er Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, seine Denkart noch mehr zu veredeln, und noch immer herrlichere Handlungen auszuüben. Man lernt nie mehr, als durch Verlust; und je schmerzhafter der Verlust ist: in desto schönerer Seelengrösse kann man sich in selbigem zeigen. In diesem immerwährenden Besitz seiner eigenthümlichen Güter wird sich unser Geist auf immer glücklich fühlen.

Wie wird er sich seiner Kenntnisse freuen! wie wird ihn der Gedanke seiner Aehnlichkeit mit Gott erquicken! wie werden ihn die Segen seiner ausgeübten guten Handlungen in jede Welt begleiten — O lasset uns dulden, meine Lieben! Wir sind so unglücklich nicht, als wir zu seyn scheinen. Unser wahres Heil ist uns auf ewig gewiß. Was wir jetzt verliehren, sind nur Güter der **Erde**, aber nicht des **Menschen**. Unsere Freunde ausgenommen; und diese sind

es

es, welche wir aus der gesammten Summe der verlohrnen Güter zurückempfangen werden.

24.

Alfred, Anaxis und Philarete.

Verbergen möchte ich mich in die rauheste Gegend, wo der wilde Oby seinen gefrornen Strom rollt; wo weder Gesang, noch Scherz, noch Zärtlichkeit thronet; wo außer dem Brummen der Bären keine Stimme in den Eisgebürgen erschallet; da in diesem Kerker gränzloser Wildnisse, selbst von der Hand der Natur für den verriegelt, den die Verzweiflung dahin treibt, oder Rußlands Verbannung; wo ringsumher das traurige Aug in Schnee sich verliehrende Wüsten schrecken; wo belastete Wälder und versteinerte Fluten ihre Schrecknisse durch die einsame Weite verbreiten; wo man von keinem Menschen je eine Nachricht hört, als wenn die Caravanne ihre jährliche Fahrt nach den goldenen Küsten von China richtet; da, oder noch in einem weit schrecklichern Ort, wo Hugh Willougby selbst

zurückschauderte, als ihn Elisabeth sandte die Durchfahrt in Nordost zu entdecken; — da wollte ich wohnen, und mich unter die Eisgebürge verstecken, wenn ich an Amerika denke, und die Bürger von Mexiko bluten sehe; da in Siberiens Wüsteneyen wollte ich es dem Hermelin und dem Zobel erzählen, daß das grausamste Thier der Mensch ist. Zu den Füssen des Tygers wollte ich mich hinwelzen, und Schutz für die Menschheit unter seinen Klauen suchen, und Thränen möchte ich aus dem Auge des Krokodils trocknen, und mir einbilden, daß es diese Zähren über Mexikos Blut-Szenen weinte.

Heilige Gottheit! sende einen Strahl deiner heiligen Liebe in mein Herz; lasse mich in diesem Augenblick ganz mein Daseyn fühlen, und die große Bestimmung, die der Mensch hat; zeige dich mir in dem Glanze deiner Wesenheit und laß dich anbethen, als den Gott der Liebe. Dein heiliges Gesetz der Nächstenliebe sey mit goldnen Buchstaben von mir geschrieben, und dein Geist überschütte mein Herz mit englischen Gefühlen; denn leite mich mein Schutzgeist nach Amerika hin,

und führe mich an die Ufer des Zamoro, wo der Erwürgten Blut floß, und die Flamme die Felsen schwärzte, die arme Menschen verzehrte.

Unendlicher! laß meine Seele ganz fühlen, wie weit der Mensch fähig ist, herabzusinken, wenn er dein Geboth der Liebe verläßt. Zeig mir das entstellte Gesicht, das fürchterlich rollende Auge, wie es nach Gold blickt, und wie der Mensch mit der Linken raubt, und mit seiner Rechten mordet; denn, wenn ich dieses alles sehe, wenn mein Herz blutet, meine Seele zerreißt, so will ich meine Hände zu dir Allvater aufheben, dich bitten — — Gieb mich, will ich sagen, der Wuth der Tieger und dem Blutdurste der Wölfe preis, nur schütze mich vor der Bosheit der Menschen.

Umrungen von tief herabhangenden Klippen, wie die Klippen an den äußersten Ufern von Hilda, Schottlands westlichen Inseln, lag ein Thal an dem Ufer des Flußes Zamoro; von Wäldern war es überhangen, und zottigt von moosigten Felsen. Von jeder Seite stürzten ausbrechende Bäche herab, und schäum-

schäumten wie rauhe Kaskaden die Klippen herunter. Eine verlängerte Aussicht strahlte durch umherstehende Bäume in Thal, und der Natur sorglose Hand streute feyerliche Gebüsche anmuthsvoll umher um die trotzenden Berge.

Tiefsinnig horchte hier Anaxis den verschiedenen Stimmen des ländlichen Friedens zu; er hörte das Klagen der Bäche, die Lieder der Vögel, und das frohe Gebrülle der weidenden Heerden. Glücklich war Anaxis wie ein unbekannter Wilder, der einst in der Gegend lebte, wo der Ganges seine geweihten Wellen rollte, und wo uralte Bäume ihren heiligen Schatten über des Nigers gelben Strom werfen; glücklich war noch Anaxis wie der Wilde im Thale von Senar, wo kein Räuber unter der Larve geselliger Handlung noch raubte, und kein Gotteslästerer würgte.

Unschuldig, wie die Biene frey von Wiese zu Wiese fliegt, so streifte Anaxis von einem Jasminenwald zum andern durch den

Schatten der Palmen, und durch gewürzreiche Gehölze.

Wohlthätig öfnete die Natur in diesem Orte ihr Füllhorn; Pomeranzenbäume beugten ihre Aeste unter der Last ihrer Frucht, und überschütteten mit dem Balsam ihrer Blüthen die umherliegende Gegend. Die Milchschaale der Cocao both erfrischenden Saft, und aus den Palmen träufelte erquickender Trank. Niedrig hieng an einem schlanken Zweige der Granatapfel, und mit gelben Schimmer blickte unter gewaffneten Blättern der Gewächse Königinn hervor, die geschmackvolle Ananas.

Philarete war ein junges Mädchen, und Anaxis Geliebte. Sie lernten sich frühzeitig kennen, und erwuchsen wie die Blumen der Natur, von Einfalt und Unschuld erzogen. Hand in Hand saß dieses unschuldige Paar im blühenden Thale, und oft schlummerte noch Philarete an Anaxis Busen, als der Morgen im Osten majestätisch von dem Cederwalde herabstieg. Mit sanft und liebreicher Stimme, wie der Zephyr eine Blume umhaucht, erweckte denn der gute Jüngling

seine

seine Geliebte. Glücklich waren sie; denn hohe Felsen trennten sie von Europas Gegenden.

Noch lebten sie so im seligen Schlummer der Unschuld dahin, als schon Armeen die Flächen ihres Landes deckten, als schon Scheiterhaufen brannten, und schon das Blut von tausenden die Ufer von Zamoro röthete. Noch wußten sie nicht, was dieses alles sagen wollte, als die Barbaren es wagten, auch sie aus den Armen der Ruhe zu reissen.

Es war ein heiterer Morgen; vergüldet glänzten die Spitzen der Cedern auf den Bergen, und wie ein leichter Schleier lag der von den Höhen verscheute Nebel im Thale, und verhüllte neidisch die Blumen. Da stund Philarete und heiligte den Aufgang der Sonne durch ihr Gebeth; ihr Blick wandt' sich sorglich nach Anaxis, der sein Haupt auf ihre Hand stützte, und die Feyerlichkeit der Morgenstunden fühlte. So war die Stellung der Liebenden, als sie ein Schwarm wüthender Soldaten überraschte. Die Bosheit fesselte die Unschuld, und Barbarey lastete die Einfalt mit Ketten.

Alfred,

Alfred, einem jungen Spanier wurde dieses Paar zur Bewahrung anvertraut. Gut war Alfreds Herz, und redlich seine Seele; mit Thränen im Auge blickte er Philareten an, und weinte bittere Zähren über den armen Anaxis.

Wer bist du? sagte Anaxis, wer bist du, daß du weinen kannst? Du mußt eine gute Seele haben, und wirst nicht so grausam seyn, wie deine Brüder, die diese Gegend verwüsteten. Ha! die Wütriche! rief Alfred, und fühlte seine Seele ganz von Abscheu ergriffen; ha! die Wüthriche! mehr vermochte er nicht zu sprechen; Seufzer erstickten seine Stimme; er umarmte den guten Anaxis und badete ihn mit Thränen. Ach! wenn du wüßtest, so nahm er wieder das Wort, wenn du wüßtest, wie herzlich ich ihre Grausamkeiten hasse, wie sehr ich sie verabscheue. O ihr Beßten! Euer Leben ist mir theuer; ich verlasse euch nicht; ihr sollt nicht sterben; sagt, wo soll ich euch hinbringen? — Nach jenen Hütten dort, erwiederte Anaxis; da wartet unser ein alter Vater; um deines Vaters willen bitt' ich dich, laß uns noch in unsere Hütte hinkriechen, einmal noch

unsern Vater sehen; dann laß uns sterben. Ihr sollt nicht sterben, sagte Alfred, genießet die Wonne des Lebens; flieht aber weit von diesem Orte, und versteckt euch in einer Wildniß, wo euch der Arm der Natur vor unsern Grausamkeiten schützet; so sagte Alfred, und ließ die Wilden entketten; zieht hin im Frieden, und denkt meiner! — Mit zum Himmel gewandtem Blicke dankte Philarete, und Anaxis legte seine Hand auf die Brust, und sein Gefühl bewies, wie sehr er Dankbarkeit fühlte.

Voll Vergnügens über die gute That kehrte der junge Krieger nach dem Lager zurück; der Kriegsrath war eben versammelt im Gezelte des Feldherrn. Gleich beym Eintritt des jungen Helden merkte man, daß etwas Außerordentliches in seiner Seele vorgieng. Er wurde befragt, und fieng so an: Ich bin Mensch, und die Menschheit ist meinem Herzen heilig; die Stimme der Natur, die in meiner Seele ruft, eine vollkommene Ueberzeugung meiner Gefühle, verleitete mich zu dem Schritte, den ich wagte; verleitet mich, euch zu sagen, daß ihr Barbaren seyd. Ihr behandelt dieses unschuldige

Volk mit der äußersten Grausamkeit; ihr entreisset der Mutter ihr Kind, dem Vater den Sohn, der Gattinn den Geliebten, und dieses alles unter dem heuchlerischen Vorwande, diese Menschen zu gesitteten Menschen zu bilden. Eine edle Bildung! schicket Wölfe unter die Herden der Lämmer, und Geier unter die friedsamen Tauben, und läßt sie Sitten lehren. Schwarz wie die ewige Nacht gleitet Barbarey in diesen Gefilden, und waffnet mit dem Schwerte des Rasenden Hand, um zu tödten, zu würgen. Furchtbar, wie das Blut der Erwürgten, die ihr schlachtet, wandelt sie herum die Mordsucht, und entheiligt die Altäre durch Menschenblut. Ich will kein Mitgesell eurer Grausamkeiten mehr seyn; hier ist mein Schwert, hier mein Leben! — — So sprach Alfred, und höhnisch lächelnd sahen ihn Männer an, die härtere Seelen hatten. Er ist ein Aufrührer sprachen sie kaltblütig, und schon war Alfred in Fesseln, schon durch die Mehrheit der Stimmen zum Tode verurtheilt.

Die Sonne verbarg sich hinter den Bergen, und die Decke der Nacht hüllte Mexikos Gegend in schwarzen Schatten ein. Krie-

ger

ger schliefen auf blutigen Schwertern, und außer dem Aechzen der Verwundeten, und dem Jammer der Gefangenen hörte man keine Stimme in der ganzen herumliegenden Gegend. Alfred war wach, und überdachte den großen Gedanken des Todes.

Ich sterbe um der Menschheit willen, sagte er; es ist besser, nicht zu leben, als leben und ein Bösewicht seyn. Was ist der Tod? Ein Freund seiner Freunde, der mein Auge vor dem schrecklichen Anblick dieser Mordszenen schließt; mein Ohr taub macht gegen das Gewinsel der Leidenden, und meinen Arm entkräftet, um Thaten der Bosheit auszuüben. Nur der Bösewicht fürchtet den Tod; der, den sein Herz nicht mit Vorwürfen l astet, sieht ihm herzhaft entgegen. Was verlieret der Gute, wenn er stirbt? — Eine große Gesellschaft von Narren und Bösewichtern! Was ist die Welt? — Ein großer Kerker voll Rasender, — wo die Tugend in Ketten seufzet, und das Laster geehrt wird. Ich will mich freuen, wenn der Tag kömmt, der mich aus diesem großen Narrenhause führt. So sagte Alfred; dann

legte

legte er sich hin, und schlummerte bis am Morgen.

Die Sonne gieng auf, und allgemach näherte sich die Stunde von Alfreds Tod. Sein Urtheil wurde ihm eröffnet, und er hörte es mit unerschütterter Stärke der Seele. Habe ich wohl je den Tod gefürchtet? sagte er; er war mir oft nahe in der Schlacht, und ich blickte ihm ohne Entsetzen ins Auge. Ich wagte mein Leben oft für den König; ich darf es ja wohl einmal auch für die Menschheit wagen. Alfred stirbt, aber Anaxis und Philarete sind glücklich; das ist genug; für die Erhaltung zweyer Menschen kann ja wohl einer sterben. Bin ich ein Verbrecher, so bin ichs um der Menschheit willen; ich war ein Soldat; aber ich wollte kein Mörder seyn. So sprach Alfred, und gieng zum Tode.

Mancher alte Soldat, der Alfreds gutes Herz kannte, wischte sich eine Thräne von seinen Wangen, und manches redliche Herz bedauerte ihn im Grund der Seele.

Schon

Schon war er auf dem Richtplatz, als gähling Anaxis und Philarete mit Ungestümm durch die Menge des Volkes drangen. Wir sind Ursache an Alfreds Tod, schrien sie; er hat uns freygelassen, und vielleicht aus Menschenliebe seinen Befehlen entgegen gehandelt. Er soll nicht sterben; hier sind wir; wir haben nichts zu verlieren. Bindet den Unglücklichen los, und laßt uns sterben. Alfred ward gerührt durch diese Stimme. Entfernt euch, sagte er; ihr macht mir den Tod schwer, wenn ich denke, daß es noch Seelen hienieden giebt, wie die eurigen. Was habt ihr gethan? Ich hatte euch gerettet, und nun bin ich mit euch verlohren. — Nicht verlohren! rief der General; die Umstände dieser Begebenheit sind zu merkwürdig; man muß diese Geschichte dem Könige überschreiben. Alfred wurde ins Gefängniß zurückgebracht, und man verwahrte Anaxis und Philareten einsweilen in Sicherheit.

Der König war über diesen Umstand äusserst gerührt, und der General erhielt nach einem Monate diesen Brief von dem Monarchen.

„ Meine

„ Meine Befehle gründen sich auf Mensch„ lichkeit, nicht auf Barbarey; mein Wille „ ist nicht, Mexikos Bürger zu mißhandeln, „ und mein Herz blutet, wenn ich daran „ denke, was wider meinen Willen geschah. „ Alfred, der Anaxis und Philareten die „ Freyheit gab, hat sich keines Verbrechens „ schuldig gemacht, denn die ersten Gesetze „ sind die der Menschlichkeit. Wie kann ein „ Mensch seinem Könige treu seyn, der es „ der Menschheit nicht ist? Kann der den „ Staat achten, der es wagen kann, die „ Natur zu schänden? der, der zu dem Ruf „ seines Herzens taub ist, ist auch taub zu „ den Befehlen der Könige. Der Held, der „ zugleich Mensch ist, ist allein meiner Achtung „ würdig; der, der der Stimme der Natur „ kein Gehör giebt, ist ein Tollsinniger, oder „ eine schädliche Maschine, die sich nicht selbst „ lenkt. Alfred soll zurück; sein König wird „ seine That belohnen, um der Menschheit

„ zu beweisen, daß der nicht unwürdig ist, „ über Menschen zu herrschen, der die Hand- „ lungen der Menschen zu schätzen weiß.

So schrieb der König, und die ganze Natur gab ihm Beyfall. Alfred, Anaxis und Philarete wurden nach Madrid gebracht, und dort sorgte der König reichlich für diese edle Seelen, und manchmal weinte er eine Thräne des Mitleidens, als man ihm die Grausamkeiten erzählte, die wider seinen Willen ausgeübt wurden. O Alfred! rief er oft aus, und stützte sein geheiligtes Haupt auf Alfreds Schultern; warum müssen Könige schwache Menschen seyn, die man hintergehen und betrügen kann! ach! wie traurig ist ihr Schicksal, wenn die Heiligkeit ihrer Befehle mißbraucht wird; wenn Engelsgüte in ihren Herzen ist, und wenn sie Teufel zu ihren Dienern haben! — — — —

24.

Fortsetzung von Johanna und Ubaldus.

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes. Wenn er's nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! — — Und muß er's nicht, da alle unsere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden! Dann die Geliebte seines Herzens auf meinen Fürstenstuhl setzt! Ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder seyn muß! O Vater! Ihn oder den Tod!

G. Eberh. Hast du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich stets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da steht er! Dort sprengt er auf den sonst so tapfern Reynald zu! dort wirft er den — — —

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantasire noch, so lange es dir gefällt. Ubald ist ein tapfrer Ritter, stammt, von der Mutter her, aus der Wittenbergischen Linie der Sachsen, ich würde ihm also meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich dir offenherzig gestehen, daß ich schon

 dran

dran dachte, schon die Vortheile überlegte. Er besitzt viele Schlösser und Vesten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den so viele Eigenschaften reichlich ersetzen, und den ihm endlich der Kaiser auf mein Vorwort gewiß gewähren wird. Ich kam wirklich, um dich auszuforschen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine andre!

G. Eberh. Ist dies so ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! Erwiesen! Denn ich bemerkte deutlich, daß er, als seine Lanze am Panzer des großen Roberts absprang, beym Lenken des Rosses das Bild küßte, und dann gestärkt durch diesen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft schnellte.

G. Eberh. Aber wessen Bild? Kann's nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schwester, das letzte Vermächtniß seiner Mutter gewesen seyn?

Agnes. O wäre es so! Sein Heiliger sollte auch mein Heiliger, seine Schwester auch meine Schwester seyn! Meine Busenfreundinn sollte sie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz sein gehörte, und beten auf dem Grabe seiner Mutter, die einen so schönen Sohn gebahr.

G. Eberh.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforschen!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner spotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh. Agnes, sprich nicht Unsinn! Du verspottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das stark! Ehe würde ich dir das Schwert selbst ins Herz stoßen, eh ich — —! Nein, bitten, werben muß er bey mir um dich, flehen bey dir um deine Gunst! Er erhält mit dir ein schönes Land, und dies ist des Bittens und Flehens wohl werth.

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G. Eberh. So wird er nie dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, hinschmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um dich tragen, Thränen im Verborgenen mit dir weinen, aber der Fürst ungerührt hinter deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig seines großen Heldenstammes wirft. Darnach richte dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden!

Unterdeß der Vater so mit seiner Tochter sprach, und die letztere in banger Erwartung

die Nacht durchwachte, lag Ubald auf dem gastfreyen Lager des Grafen. Er war müde und matt von den Thaten des heutigen Tags, und konnte doch nicht schlafen. Der güldne Harnisch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an seine Johanna, aber noch öfter an die schöne Agnes, die einer Gottheit gleich, vor seinen Augen schwebte. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen das voll Bewunderung — — Was soll ich seine schändliche That länger verheelen? — — voll Liebe für sie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er wußte, daß sie in ihm liebte, aber er hatte auch Mitleid mit seinem Herzen, das nur für die schöne Agnes schlug. Johanna war itzt in seinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für seine Ritter und Knechte ein gutes Mal bereiten würde, wenn sie ermattet vom Streite nach Hause kämen; aber Agnes eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an seiner Seite streiten, und ihn zu grösserem Muthe anfeuern würde. Ganz natürlich war's also, daß er diese vorzog, und jene hintansetzte. „Sie wird mich vergessen, wie ich sie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganz Liebe für sie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird's ihr

ja eben so gehen!" So dachte er, und so suchte er seine Untreue zu entschuldigen. Doch untreu wurde er seiner Meynung nach nicht, denn er war mit ihr noch nicht gesetzmäßig verlobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck stand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich stellten sich ihm große Hindernisse in Weg, wenn er sich Agnesen sein dachte, aber eben diese Hindernisse spornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeiz vereinigten sich um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh versammelten sich die Ritter zur Messe, Urbald eilte auch dahin, denn er hoffte Agnesen zu sehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an seinem Halse trug, blieb vergessen an der Wand hängen, und da er mit der güldnen Rüstung auch der Gräfinn Schärpe erhielt, so schmückte er sich damit. Gestern sah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von güldin Stük, aller gestikt mit Perlin. Agnese hörte hinter einem verborgenen Gitter Messe, Ubald suchte sie also vergebens, aber sie sah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die sie an ihm bemerkte.

Nach

Nach der Messe reisten viele Ritter fort, Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den sonst nicht hundert Krieger eine halbe Minute von seiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu sprechen, und bald gestand ihm letzterer, daß er der glücklichste Sterbliche seyn würde, wenn er sich nur entfernte Hoffnung auf Agnesen machen könne. Sie soll dein seyn, sagte der Graf, denn du bist ihrer würdig, du sollst mit ihr mein Land erben, denn deine Tapferkeit verdient's. Komm itzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob sie eben so wie ich denkt!

Agnes. Wie soll ich euch empfangen? Wie kommt ihr? Als Vater oder als Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorsam von der ersten seiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin also ausgeschlagen! Verworfen! Das deutsche Mädchen fühlt diesen Schimpf, und wird ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürstentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünschte sie vom Vater zu erfahren: Ob er's ihm auch wirklich so nahe legte, daß er's be-

greifen

greifen konnte, sie sey's, die er ausschlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er soll dir's sagen, wenn er mit dir reden wird. Aber itzt antworte: Willst du jeden Fürsten, Grafen und Ritter, er heisse wie er heisse, kurz, er sey Ubald oder nicht, von meiner Hand als deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an den Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? So rasch, so schnell ausgesprochen! Ueberlege dies wichtige Ja gut! Ich will's noch nicht als gesagt annehmen, und frage dich zum zweytenmale?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugesetzet, die der billige Fürst billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gehe sie ein! Nur müssen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Sehr schwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er gieng, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieser stolze, tapfere Ritter, vor dessen Lanze jeder erschrack, dessen Schwer-

te

te jeder wich, stand nun schamroth und betroffen da. Er stotterte, sprach einige Worte, und stotterte wieder. Agnes schwieg ganz, denn Freude und Entzücken hemmten ihre Sprache. Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab dann Agnesen den ersten Kuß der Liebe, und die später abreisende Ritter nahmen schon die Neuigkeit von beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlicheren Thurniere mit sich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hause, und bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlassene, ganz vergessene Johanna harrte unterdessen sehnlich auf seine Ankunft. Den Tag seines Thurniers feyerte sie mit Fasten und Betten für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emsig nach, wenn er wieder eintreffen könne. Zwey Tage wartete sie an der Heerstrasse vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin. Oft sah sie vom weiten Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand sich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon stand die Sonne am höchsten, schon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Male auf sie warte,

als

als sich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehrenvester Ritter, sagte Johanna zu dem Vornehmsten, verzeiht meiner Neugierde! Wo kommt ihr her?

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Thurniere, das der Graf Eberhard seiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am besten? Wer erwarb den ersten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Vesten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz schlug hoch, ihr Gesicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor euch aus? Oder hielten ihm Feste, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von beyden, er — — —

Johanna. Oder ist er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeiht! Meine Dame harrt meiner! Bring ich ihr auch nicht den ersten Preis, so habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (sprengt fort)

Johanna. (ihm nachschreyend) Was sagtet ihr? Erklärt mirs deutlicher! (dem letzten seiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was sagte dein Herr? Ubald des Grafen zum Lohne?

Knecht. Ja, edle Dame! Mein Herr log nie! Ich selbst sahs, wie Ubald beym gestrigen Abschiedsmale mit Agnesen liebäugelte, und hörte den Grafen selbst sagen: Es wird ein schönes Paar werden! Wenn ihr etwann auf ihn harret, wenn er euch den Preis des Thurniers versprach, so wartet ihr vergebens.

Johanna ließ erstaunt den Zügel fahren, und wankte ohne Gefühl nach Hause. Vater und Mutter wollten sie trösten, aber sie nahm keinen Trost an, sie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Rose, an der ein Wurm nagt. Oft gieng sie noch ans Fenster, sah vergebens hinaus, und horchte, wenn sie der Rosse Trapp hörte. Aber ihr Treuloser dachte nicht mehr an sie, und war zu höflich, ihr mit seiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Ihr Vater sah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm selbst zu hören: Ob seine Tochter eine so ehrlose Dirne wäre, die man so wegwerfen könne, wie man wolle? Aber die Wächter ließen ihn

nicht ein, und spotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache, schäumend ritt der alte Benno nach Hause, und als jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um seine Hochzeit zu feyern, so wartete er, nur von zween seiner Knechte begleitet, an einem Scheidwege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Trosse von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn du ein Ritter, ein ehrenvester Mann bist, wenn nicht jeder Schildknappe deiner spotten, dich ins Gesicht eine Memme schelten soll, so stehe, und gieb Rede und Antwort!

Ubald. (stand)

Benno. Johanna ist meine Tochter! Ich fordre in ihrem Namen Rechenschaft von dir!

Ubald. Ich streite nicht mit Greisen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave stehe und rechte!

Ubald. So seys! wie willst du streiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie stiegen vom Roße, schnallten ihre Harnische ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch seines Beleidigers

digers Schwert. Ubald jammerte sehr. Ich wollte, sagte er, daß mich Johanna vergessen, aber nicht, daß sie mir fluchen sollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog mit des Greises Blut bespritzt zur Hochzeit.

Johanna hatte, eben so wie ihr Vater, die Botschaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben so wie er, am Wege seiner warten. Nicht um mit ihm zu kämpfen, sondern ihm alle seine Schwüre und Geschenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das sonst Wonne, itzt Qual für sie sey, oder wäre er so ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigstens noch einmal zu sehen, und dann auf immer in einem Kloster ihr Leben zu vertrauern.

Das wachsame Auge der Mutter verhinderte sie, um die bestimmte Zeit abzureisen, sie warf sich erst um Mitternacht aufs Pferd, und wie die Sonne sie beleuchtete, so begegnete sie dem Leichnam ihres Vaters, den seine Knechte auf sein Roß gelegt hatten und traurig nebenher ritten. Als sie ihn erkannte, stürzte sie vom Roße, und die beyden Treuen hatten nun zwey Todte zu führen.

Nahe

Nahe beym Schloße erholte sich Johanna, um ihre arme Mutter im gleichen Zustande zu sehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller seiner Unterthanen, die stumme Verzweiflung seines Weibes und Kindes, gaben ihm das laute Zeugniß, daß er ein sanfter Herr, ein guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die trostlose Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher sorgfältig verschwiegen hatte, und noch an diesem Tage nahm sie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter aufs neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf der Strasse nach des Grafen Burg, verwunderten sich, eine edle, trauernde Dame so allein ziehen zu sehen, ehrten ihr Leid, das sie nicht kannten, und nahmen sie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man dachte dazumal noch sehr gastfrey, trugen ihr eine Wohnung an; aber sie schlug dies Anerbieten aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienste sie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfest erschien. Er und Agnese schwammen in Wonne, im Gefühle der

nahen Glückseligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit in die Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und sechszig edle Damen, und siebenhundert Knechte begleiteten sie zu Pferde. Der Zug gieng bey Johannens armseliger Wohnung vorbey, und sie folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, schon begann der Priester die Trauung, als Johanna das schärfste Schwert ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Versammleten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, mortbrüchige Memme, stirb! In diesem Augenblicke stieß sie mit dem Schwerte nach ihm, aber Ubald wande sich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beschädigend, unter dem Arme durch. Hingerissen von Erstaunen, erschrocken für der nahen Gefahr taumelte er einige Schritte vorwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! schrie sie noch, kehrte die Spitze des Schwertes schnell gegen sich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwert fuhr ihr durchs Herz, und sie sank todt nieder.

Gemurmel und Lerm folgte nun auf die Todtenstille, die bisher herrschte. Die Kirche

durch Mord entheiligt. Der Priester floh und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß seine Tochter von Ubalds Seite, und er stand einsam, allein, ohne vielleicht zu sehen, zu fühlen, was vorgieng. Er war durch eine todte, edle Dame unauslöschlich mit Schande gebrandmarkt, und konnte sie nach den Gesetzen der Ritterschaft nicht mehr abwaschen. Zwey Stunden darnach sah man ihn aus der Kirche wanken, einige seiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit sah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter geschickt, und Agnese, für die der beschimpfte Ubald auf immer verloren war, nahm den Schleyer an, und starb, nach dem Zeugniße des Geschichtschreibers, als Abtißinn im Geruhe der Heiligkeit.

Die arme, äußerst gekränkte Margaretha sande in alle Ecken Boten nach ihrer verlohrnen Tochter aus, und alle kamen ohne tröstende Nachricht zurück, denn sie suchten Johannen nicht unter den Rittern, mit denen sie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wande sie sich müde auf ihrem Lager, und schlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erschien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Brust.

Mutter,

Mutter, sagte sie langsam und traurig, ich bin todt, habe mich selbst entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen, bestattet ihn im Todtengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin unglücklich! Der Gerechte sprach ein strenges Urtheil über mich aus. Ich lebe noch, und bin doch todt! Im Todtengewölbe, dessen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen sollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag und Nacht auf Erlösung harren, und nie erlöset werden. Nie, schrie Margaretha im Traume, das wäre schrecklich! So gut als nie, antwortete der Geist. Ubald wird nach einigen Jahren Reue auch fallen. Sein Skelet wird nach des Verhängnißes Schluß vor die Thüre meines Begräbnißes zu stehen komen. Ich so lange schmachten und lesen, er so lange stehen und harren, bis ein noch nicht gebohrnes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dies je geschehen? Und doch glimmt noch Hoffnung in meiner Brust! O betet für mich!

Das Uebrige nächstens.

25.

Hauptmann von B***

Der Hauptmann von B***, ein alter, verdienstvoller Offizier, kam auf einer seiner Reisen in eine Stadt, die an dem Gestade der U. . . liegt. Er stieg bey einem Gastwirth ab, und wollte sich eine Zeit lang in diesem Städtchen aufhalten. Die Absicht dieses Mannes war, Teutschlands Sitten kennen zu lernen; vorzüglich aber den Zustand der Litteratur. Aus der entsetzlichen Menge der verschiedenen Produkten des menschlichen Verstandes und Unverstandes, die täglich die Druckereyen verlassen, konnte er nicht klug werden. Ich muß doch die Männer der Aufklärung selbst kennen lernen, sagte er; denn will ich urtheilen, ob es gut wird. Er durchreißte daher den größten Theil von Teutschland, besuchte die merkwürdigsten Städte und Universitäten, und schrieb seine Beobachtungen in seine Schreibtafel.

Es ist sehr wunderlich, war einmal eine seiner wichtigsten Bemerkungen, daß es unter

einer so unzähligen Menge großer Gelehrten so wenig Herzen giebt. Gute Köpfe fand ich sehr viele, so sagte er auf der andern Seite seiner Schreibtafel, aber gute Herzen fand ich wenig; und letztere sind doch der Menschheit wichtiger als erstere. Was nützen gelehrte Köpfe, wenn sie Eigennutz und Stolz leitet. Der Verstand muß der Diener des guten Herzens seyn, sonst ist er der Menschheit nicht nützlich. Man spricht immer von Tolleranz, und keine Seele ist unverträglicher, als die Gelehrten. Verstand allein wird die Toleranz nie unter die Menschen bringen; aber das Herz. Wirf den besten Saamen auf felsigten Boden; er wird keine Frucht bringen. Die Erde muß mild und umgearbeitet seyn; denn kömmt Frucht und Erndte.

Solche und dergleichen Bemerkungen hatte der Hauptmann B*** eine Menge in seiner Schreibtafel.

Seine Reise über unterhielt er sich manchmal trefflich mit all dem lächerlichen Gezeuge von Menschen, die sich mit unter die Aufklärer zählen; aber nie besser als mit dem Gastwirthe zu K—r—e.

Daß der Geier das verwünschte Raabennest hollen möchte, schrie der Hauptmann

dem

dem Wirthe zu; ich bin viel in der Welt herum gereiset, aber so einen Stall von Wirthshaus hab ich noch nie angetroffen. Ich wollte meinem Postillion den Henker auf den Hals wünschen, daß er mich da in eurer Taferne ablud. Ich konnte die ganze Nacht über kein Viertelstündchen schlafen, und meine Augen sind noch so wach, wie Falkenaugen.

Wirth. Mir ist unendlich leid, gnädiger Herr!

Hauptm. Zum Henker! welch eine verwünschte Käsbude habt ihr mir da zum Zimmer angewiesen; es ist ja alles da von Höllengestank impestirt, und das Gezeuge von Bett ist hart und klozigt, als wäre es mit Bockshaaren und Schweinborsten gefüllt; ich lag mich die Nacht über krumm und lahm.

Wirth. Verzeihn Eure Gnaden! daß wir kein besseres Zimmer in Bereitschaft hatten, es war alles so voll: allein in diesem Augenblick ist Herr Professor K*** abgereiset, der da neben Ihnen wohnte, und Sie können nun sein Zimmer beziehen.

Hauptm. Das war ein Professor, der neben mir wohnte? Ein Zahnarzt mag er gewesen seyn. Er polterte und schrie ja die ganze

Nacht, daß ich ihn hätte zum Teufel wünschen mögen.

Wirth. Er hatte Besuche von Gelehrten.

Hauptm. Das mögen mir feine Menschen gewesen seyn; ich dachte, es wäre eine Schwadron Reuter bey einander. Worüber disputirten sie denn?

Wirth. Ueber die Tolleranz.

Hauptm. Ueber die Tolleranz? das hätte ich nicht vermuthet. Ueber die Tolleranz — —

Wirth. Ja, ja! über die Tolleranz. Herr Professor R. hält offentliche Vorlesungen hierüber, und es geschah nicht einmal schon, daß er sich so darüber ereiferte, daß die Menschen so unverträglich sind, daß er in seinem gerechten Zorne manchem seiner Zuhörer das Buch an den Kopf warf.

Hauptm. Ha ha ha! nun das heißt die Tolleranz wirklich mit Nachdruck beweisen. Aber um Vergebung, Herr Wirth. Sie waren ja auch gestern beym Disput.

Wirth. Euer Gnaden zu dienen! denn unter uns zu sagen, obwohl ich mich nicht unter die Gelehrten hiesiger Stadt zähle, so bin ich doch so als ein Mann bekannt, der seine Schulen studiert hat, und so ziemlich in der Litteratur zu Hause ist.

Hauptm.

Hauptm. Ich habe allen Respekt für des Herrn Kenntnisse und Einsichten, wenn aber alles das Ding nicht besser ist, als das verwünschte Rattennest von Matrazzen, das Sie mir da zum Lager angewiesen, so siehts elend mit ihrer Litteratur aus; doch lassen wir die Sache gut seyn, und befriedigen Sie meine Neugierde. Sie sagten mir ja, wenn ich nicht irre, daß Sie von der Tolleranz sprachen.

Wirth. Gehorsamst aufzuwarten.

Hauptm. Wie kömmt denn ihr, liebe Leute! und die Tolleranz zusammen? Es sieht bey euch alles so neckisch aus; ihr verfolgt euch ja selbst untereinander wie die Krähen; ihr vertragt euch selbst untereinander nicht, wie wollt ihr euch mit andern vertragen? Eure Pasquille von Journalen, eure Allmanachs und Rezensionen, und wie das Gewäsche alles heißt, ist ja der größte Beweis eurer Unverträglichkeit.

Wirth. Sie belieben zu spassen. Denken Sie denn, es wäre so finster bey uns, obwohl es ganz richtig ist, daß wir unsere Portion — salva venia — Dummköpfe haben, so müssen Sie doch einen Mann, wie ich bin, nicht darunter zählen, der auch sein Lichtchen zur Aufklärung beyträgt.

Hauptm.

Hauptm. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß sich eine Uneinigkeit in unsern Dispūt mischte. Der Professor N. ist einer unsrer ersten Aufklärer; allein er heißt gleich jeden, der mit ihm nicht verstanden ist, Dummkopf und Esel, und so begegnete er mir auch; ich kam aus meiner Fassung, bekam ihn bey den Haaren, und stieß ihm den Kopf so etlichemal auf den Tisch, bis er der Tolleranz halber meiner Meinung war.

Hauptm. Das ist ja allerliebst! Ihr seyd ja wahre Haudegen in der Litteratur, verfluchte Teufelskerls in der Aufklärung. Ihr beweist alles so unwidersprechlich, daß man ja sagen muß.

Wirth. Ja freylich! Es wäre nicht gut gegangen, wenn nicht der fremde Professor die Güte gthabt hätte, den großen Schwenkkessel über uns abzugießen.

Hauptm. Nun! das war wirklich gütig. Wills aufschreiben unter die Beyträge zur Tolleranz und Gelehrten Geschichte. Doch, Herr Wirth! was giebt es noch weiter Neues in der Litteratur? Kann ich mit keinem eurer Gelehrten Bekanntschaft machen?

Wirth. O ja! Wir haben zween ausbündige Männer. Einer schreibt für die Tolleranz,

ranz, und der andere wider die Tolleranz, und diese hassen sich so einander, daß sie sich schon oft auf offener Gasse gezankt haben.

Hauptm. Ah pfui! das ist nicht schön! Daß ein Mensch, der wider die Tolleranz schreibt, einen andern hassen kann, der für selbe schreibt, das ist mir begreiflich: aber das ist unbegreiflich, daß ein Mensch, der die Tolleranz predigt, selbst intollerant ist, das übersteigt alle Begriffe.

Wirth. Es ist doch so, und ich bin auch von der großen Parthie der Tollerantisten, und behaupte, daß alle Esel, Ochsen, Dummköpfe sind, die — — —

Hauptm. St! Herr Wirth! Herr Wirth! Sie treiben die Sache zu weit. Es hat alles Maaß und Ziel. Doch wer kömmt hier?

Wirth. Es ist Therese, des Buchhändlers B. Tochter.

Therese. Um Vergebung! ich werde mich geirrt haben.

Hauptm. Wenn Sie sich irrten, so ist der Irrthum recht schön. Kommen Sie herein, ich bin schönen Kindern, wie Sie sind, vom Herzen hold. Aber was haben Sie da?

Therese. Es ist ein neues Buch. Ich sollte es einem Fremden, der in diesem Gasthofe

wohnt,

wohnt, auf das Zimmer bringen. Er machte die Bestellung bey meinem Vater.

Hauptm. Lassen Sie doch sehen! — (liest den Titel.)

Vesuvius novus Litterarius, oder der wider alle Intollerantisten wüthende Vesuvius.

Das muß ein feuriges Genie seyn, der dieses Gezeug geschrieben hat.

Therese. Feurig? Ja, der abgeschmackteste Kerl von der Welt ist er.

Hauptm. Wie nennt er sich denn?

Therese. Ich mag seinen Namen nicht einmal nennen, er lautet so kindisch.

Hauptm. Sagen Sie nur!

Therese. Ich schäme mich aber recht.

Hauptm. Nur heraus!

Therese. Er nennt sich Magister Schepperl; und denken Sie nur, dieser abscheuliche Mensch soll mein Mann werden.

Hauptm. Dein Mann! — holdes, gutes, Mädchen! Magister Schepperl dein Mann! Nein, der solls nicht werden, bey Gott nicht!

Therese. Wenn es aber mein Vater so will, und wenn er mir meinen Wilhelm nicht läßt.

Hauptm. Wer ist denn Ihr Wilhelm?

Therese. O Gott! ein so herzensguter

Junge, der es mit allen Menschen so redlich meint; der mich so sehr liebt. Da lesen Sie nur einmal diesen Brief, den er mir schrieb.

Wilhelm an Therese.

„Ich liebe dich mehr, als mein Leben, holdes, theuerstes Mädchen! Nie fühlte ich noch das in meinem Herzen, was ich für dich fühle. Jede Stunde gleitet traurig für mich vorüber, in der ich denke, daß du abwesend bist, und schlaflos träume ich die lange Nacht über von deiner Engelsseele. So ganz Güte bist du, so ganz ungeschmückte Natur. Ach! laß es dir oft sagen, nur recht oft sagen, wie gut ich dir bin, Therese! Wie glücklich wäre die Menschheit, wenn es viele so gute Seelen gäbe, wie die deine. So sanft ist dein Auge; so sprechend dein Blick; ist Tücke in deinem Herzen, so ist die ganze Natur eine Lügnerinn. Wüßtest du, beßtes Mädchen! wie ich ganz an dir hange, so an dir hange, daß mich keine Gottheit von dir trennen könnte. Ich liebe dich nicht, wie Alltagsmenschen sich lieben, sondern so, wie gleichgestimmte Seelen von Herz zu Herz, von Seele zu Seele. Aus deinem Auge, holdes Geschöpf, strahlt deine Engelsseele. Dich sehen, dir es sagen, daß ich dich liebe, daß ich nur für dich lebe; in dem allein begränzen sich alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche. Schreib mir bald, gutes Mädchen! und sag mir: deine Therese ist noch ihrem Wilhelm gut.„

Hauptm. Das mag ein guter Mensch seyn.

Therese. Aber mein Vater sagt immer, er sey nicht tollerant.

Hauptm. Wie das?

Therese. Weil er kein Geld hat.

Hauptm. Wenn es nur da fehlt, so kann ich helfen. Ich bin ein alter Junggeselle; hab keinen Freund, und will auch mein Geld nach meinem Tode keinem Taugenichts geben. Komt mit mir! Mit einem paar tausend Dukaten will ich deinem Vater beweisen, daß Wilhelm mehr Tolleranz hat, als der verwünschte Kerl, der Magister Schepperl. Komm, komm, Therese!

Therese fiel dem alten Hauptmann um den Hals, nnd Freudenthränen netzten ihre Wangen.

Theresens Vater war ein Buchhändler, der sich auf Unkosten der Vernunft und des Menschenglückes durch die elendesten Brochüren nährte. Er hatte mehr, denn zwanzig Dummköpfe in Sold, die die Zeit ihres Lebens durch schmierten. Teufelsgeschichten und abergläubische Histörchen, elende Hexenerzählungen, Schutzschriften für Dummheit und Aberglauben, und feindselige Pasquille wider jeden Gutdenkenden waren sein Verlag.

Dieser Mann, der sich Thomas B. nannte, war überdas äußerst intollerant und menschenfeindlich. Jedes vernünftige Buch sah er als einen Eingriff in seine Gerechtsamen an, und verfolgte daher jeden Author, der nicht für seinen Kram schrieb.

In seiner Nachbarschaft lebte Johann E. ein junger Buchhändler, der ein Freund der Vernunft und ein gerader Mann war. Dieser sammelte sich nützliche Schriften, und machte

sich bald einen Verlag, der in ganz Teutschland bekannt war. B. war rasend über E. Unternehmen, denn er sah ein, daß seine Brochüren nothwendig verlieren müßten, wenn bessere Schriften ans Licht tretten.

Die Vernunft ist dem Menschen schädlich, sagte B.; denn wenn die Menschen vernünftiger werden, so bleiben meine Werke liegen, und folglich hab ich keinen Abgang, und leide daher Schaden: atqui sagte er weiter, ich bin ein Mensch, und weil solcher Schaden mir als einem Menschen zugeht, ergo ist die Aufklärung dem Menschen schädlich.

Optime argumentavit Dominatio, sagte sein vertrautester Freund, Hieronymus Valentin Pinsel. In vino veritas; eine Bouteille Wein auf den Tisch, und nun soll die Sache ausgemacht werden, wie die neue Authorschaft kann zernichtet, und Nachbar E. an den Bettelstab gebracht werden.

Hieronymus Valentin Pinsel war ein ausgemachter Bigott; außer seinem Interesse kannte er keinen Gott und keinen Menschen.

Sie haben Recht, Herr Thomas B. sagte er, Sie haben recht, daß Sie nicht zugeben wollen, daß solche schädliche Schriften in die Welt tretten, wie Nachbar E. verlegt. Ihr ganzes Credit müßte nothwendig sinken, und das durch Jahrhunderte erhaltene Ansehen ihrer berühmten Bücher, als das Millefolium der Hexengeschichten; das Trifolium der Teufeley, dann das berühmte Buch das durch den Nagel der Wahrheit an die Thüren der menschlichen Vernunft gehef-

tete

tete unwiedersprechliche Testimonium der Druden-Existenz.

Alle diese berühmten, belobten, verkauften, gesuchten, gewünschten Bücher würden ihre Authorität, und ihren nützlich bisher gemachten Einfluß auf die ganzen vier Welttheile von Europia verlieren.

Sie haben recht, Herr Hieronymus Valentin Pinsel, denn ohne es mir zur Schmeicheley zu sagen, so weiß ich es aus zuverlässigen Nachrichten, daß meine Thomas B. Werke bis jenseits des ozeanischen Meeres gesucht werden, und daß sich selbe der König von Abyssinien schon oft hat über Tisch vorlesen lassen, wie mir Magister Schepperl erzählt hat.

Daran ist gar kein Zweifel.

Hier trat eben Magister Schepperl zur Thüre herein.

Quasi vocatus, rief Hieronymus Valentin Pinsel, quasi vocatus venisti, Doctissimus admodum peritus magister Schepperl. Quid novi in re litteraria?

Hier machte Magister Schepperl eine tiefe Verbeugung, setzte sich hin, und fieng mit einer lächelnden Miene so zu seinem Freunde B. an.

Hier sind drey Werke, die ganz neu aus der Offizin meiner Vernunft kommen; sie sind auf dem Ambos meiner Authors-Stärke geschmiedet. Es kann nichts herrlichers mehr gesagt werden.

B. Lassen Sie sehen!

Magister. Nicht so begierig! diese Werke sind einem Cometen gleich, die fürchterlich in den Finsternissen der Nacht leuchten werden; sie sind gleich einer Kanonen-Kugel, die durch die weisse Scheibe der sich anmassenden Aufklärung ein entsetzliches Loch machen wird, woran die Herren Philosophen genug werden zu flicken haben. Alle neue Grundsätze der Philosophie sind umgestossen, und wiederlegt. Hören Sie nur einmal die auffallenden Titel.

Das erste Buch nennt sich: Das von dem Thron der Vernunft gestossen wordene, und wieder von mir Magister Schepperl in seine Rechte eingesetzte

Barokodarapti.

Das zweyte: Unwiedersprechliche Beweise, daß die neu erfundene brennbare Luft keine brennbare Luft, sondern eine wahre Höllenluft sey.

Das Dritte: Unumstoßlicher Beweis, daß der Magnetstein ein wahrer Höllenstein sey, und das Anziehn des Magnets in nichts anderen bestehe, als in denen in diesem Höllenstein sich noch befindenden Teufels-Klauen.

Das Vierte endlich: Philosophia antipodina Schepperiana, oder Philosophia omni Philosophiæ contraria, in welcher Magister Schepperls Vernunft der Vernunft der ganzen Welt widerspricht. Dieses letztere ist das Omega aller meiner Werke.

Treflich!

Treflich! treflich! rief Thomas B. wie es aber nur möglich ist, daß Ihnen alles so einfällt.

Magister. Ja, das liegt im Genie. Wenn ich mirs in Kopf setze, so beweise ich, das die Laterne eine Lampe, und die Lampe eine Laterne ist. Es mag die ganze Welt darüber sich ärgern, oder lachen, wenn nur die Sache gekauft wird. Das ist der wahre Geist der Aufklärung. Unter uns geredt, so müssen sich die Leute, wie wir sind, um nichts bekümmern, als ihre Werke gut an Mann zu bringen. Klärts auf, oder klärts nicht auf; das kümmert uns wenig, wenns nur abgeht.

Sie sprechen recht, sagte Hieronymus Valentin Pinsel, denn mein Vetter Ferdinand Apotheus war der nämlichen Meinung. Ein Aufklärer, sagte er, muß den Geist der Aufklärung verstehen, seine Nation kennen, und sich der Zeiten zu bedienen wissen. Ists dunkel in der Gegend, wo er lebt, so darf er Blasen für Laternen verkaufen, oder Windsiebe für Marktkörbe: Dummodo emat populus.

Aber nun zur Sache, sagte Thomas B. Was bin ich Ihnen für ihre neuen Werke schuldig?

Magister. Kurz und gut! Sie geben mir ihre Jungfer Tochter zum Weib — —

Nein, Herr! holls der Teufel! ihr sollt des Thomas B. Tochter nicht zum Weib haben, um euren verfluchten Vesuvium littera-

rium nicht, rief der Hauptmann, und trat zur Thüre hinein. Daß euch der Blitz! ihr Rauppen der Litteratur, fluchte er, und Hieronymus Valentin Pinsel und Magister Schepperl flüchteten sich zur Thüre hinaus, und fielen die halbe Treppe hinunter. Hier sind tausend Dukaten, fuhr der Hauptmann fort; sie gehören dem guten Wilhelm und eurer Therese. Dieses Paar muß sich heurathen und euch glücklich machen. Ich kenne das Teufelszeug aller dieser Schmierereyen; nehmt Schepperls Werke, und heizt den Ofen damit. Was nützt das der Menschheit? verlegt bessere Bücher, hier habt ihr Geld; ihr seyd nicht mehr genöthiget, so elendes Gewäsche auf Unkosten des Menschenverstandes unter die Leute zu bringen. Ich will euer Glück machen.

Der Buchhändler war ganz erstaunt über diese Anrede, und wußte nicht, ob es Traum oder Wahrheit sey. Die tausend Dukaten funkelten ihm so schön ins Auge. Schämt euch nicht zu gestehen, fuhr der Hauptmann fort, daß ihr so ein Thor waret, solches Narrenzeug zu verlegen. Es sind manche unsrer neuen Aufklärer nicht besser; ihre Journalen, ihre Pasquillen haben keinen bessern Endzweck, als eure Opera Schepperiana. Es tragt Geld, ist ihr Beweggrund, nicht; es werden die Menschen besser, denn wenn dieses wäre, so müßten manche Herzen edler und erhabner denken, und es ganz anders anstellen, um die Menschheit zur Tolleranz zu führen, als durch Schimpfschriften und litterarische Pasquille. Aber laßt die Sache gut seyn; wir

ändern

ändern sie nicht, es muß sich selbst ändern. Läßt Wilhelm kommen, ich will bey Thereſens Hochzeit seyn.

Therese war glücklich; Wilhelm ward ihr Mann, und der alte Hauptmann ihr Freund, der seine letzten Lebenstage bey ihnen verlebte. Er brachte ihnen seine Grundsätze bey, und schrieb mit großen Buchstaben in das Handlungsgewölbe:

Der ist ein Aufklärer, der durch seine Schriften beweiset, daß er jeden Menschen liebt.

Der ist tollerant, der gegen jeden Menschen tollerant ist.

25.

Beschluß von

Johanna und Ubaldus.

Sie verschwand, Margaretha erwachte und sahe am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den sie in dem Todtengewölbe beerdigen, die Thüre auf ewig schließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ. Der Geschichtschreiber F. Augustinus Bornerius oder Bonorius, ein parfüsser Mönch, versichert hier, daß er diese Stiftungsmesse selbst fünfzehn Jahre gelesen, und deutlich bemerkt hätte, daß sich beym Anfange der Messe jedesmal die Gewölbthüre aufgethan, und mit dem Ite, Missa est! wieder von sich selbst geschlossen hätte. Er und viele andere Priester sahen die Wunder, aber die Layen sahen es nicht.

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reissige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, sagten sie, ihr könnt uns wohl am besten sagen: wo eurer Tochter Grab ist? Wir haben Aufträge da-

hin von unserm todten Herrn! Sie erzählten dann, daß sie Ubalds Reissige wären, der nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß sie seine Gebeine nach Deutschland führen, und an seiner Johanna Seite beerdigen sollten. Ein griechischer Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen skelesirt. Da sie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröffnet werden könne, so setzten sie das Skelet, das sie in einem Sacke bey sich führten, zusammen, und stellten es neben die Thüre. Wenn nun, sagt der Geschichtschreiber, das Gewölbe bey der Messe sich öffnete, so wande sich auch das Skelet, und sah traurig hinein.

Jeder meiner Leser kann und mag diese Geschichte ebenfalls für ein Mährchen halten. Ich trenne Wahrsagung und Traum davon ab, und sehe dann nicht ein: Warum ich und sie solche nicht als geschehen annehmen könnten? Sie ist freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber seine Zusätze scheinen sichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geschichte in einem Familien Archive aufbewahrt wurde, so findet man noch mehr

Grund,

Grund, das wahrscheinliche derselben nicht zu bezweifeln.

Das Mährchen der alten Mutter erklärt sich durch die Geschichte ganz. Eine gute, mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden lassen, und hieb wie Alexander den Knoten entzwey, da sie ihn nicht ganz aufzulösen vermochte.

Ein Pendant

zur vorigen Geschichte, vom Verfasser des Sittenblatts zur Probe einer Nachahmung verfasset.

Am Ufer der Donau, unweit eines kleinen Dorfs ragten auf einer Anhöhe noch verschiedene Ruinen eines alten Gemäures hervor. Die Sage gab, daß ein Raubschloß in dieser Gegend einst war, und alte Mütterchen sahen in heiligen Nächten aus dem Schutte der alten Veste herumwandelnde Lichter. Ein großer weisser Schimmel ohne Kopfe soll auch von dieser Gegend an bis in das benachbarte Dorf einen Fremden einst bekleidet haben, und gähling bey dem Wirthshause ver-

seyn; als ihm der Wanderer mit einem Vergelt es Gott dankte.

Niemand wußte in dieser ganzen Gegend soviel zuverläßiges von diesem Schloße anzugeben, als ein alter Hirt, der von seinem Urgroßvater noch verschiedene Nachrichten zu erzählen wußte. Es war einst an einem heiligen Weihnachtsabend, als in Nachbars Hannsens Wohnung, verschiedene Bauern in Heimgarten kamen, und den Abend über mit Mährchen verschwätzten, bis es Zeit in die Mette war. Valentin, so hieß der Hirt, war auch mit, und er fieng so zu erzählen an, als die Reihe an ihm kam: Seht's Nabarn! ich weiß es noch so gut, als wäre es heute. Ich war noch so ein Bube, saß meinem Vater auf seiner Schoose, und hörte den Wunderdingen zu, die er von alten Schlössern erzählte. Da fieng er an: und machte das heilige Kreuz, daß uns Gott alle, die wir da sind, von bösen Geistern bewahren wolle, aber gewiß war es doch, daß so ein Poltergeist in unserm Schloße regierte, was sagst du? erwiederten die Bauern, ein Poltergeist soll in unserm Schloße seyn? ein Poltergeist? ja sag ich euch, ein Poltergeist, fuhr mein

An-

Anherr fort, und horcht nur, was sich alles fügte:

Wie gesagt, ein Poltergeist war im Schloß, aber dortmals war das Schloß noch nicht so zerfallen, wie itzt, es war noch dort und da ein Zimmerchen darin, wo man wohl noch wohnen konnte, aber niemand wollte hinein, denn es wüthete des Nachts fürchterlich herum.

Es war in Kriegszeiten, sagte mein Anherr: als spät am Abend, eben in der heil. Thomas Nacht, ein alter Offizier kam, der sich im Wirthshause einquartieren wollte; allein es war alles besetzt, und er fand keinen Platz.

Das Wetter war kalt, und es stürmte und schneyte, daß es nicht fortzukommen war. Die Bauern assen Käs und rauchten schwarzen Tobak, daß es in der Zechstube stank wie die Pest. Beym Element fieng der Offizier an, habt ihr dann keine Hundshütte, wo ich bey euch übernachten kann: ich wollte mir da ein Strohlager zurecht richten lassen, aber ich wollte lieber beym Teufel wohnen, als da bey diesem Höllengestanke. Wenn sie Lust haben, sagte der Wirth: beym Teufel zu wohnen, so finden sie noch Platz

genug,

genung, sie dürfen nur ins alte Schloß hinaufgehen, da finden sie guten Platz, aber Gott segne ihnen ihre Nachtherberg. Weiset mir den Weg, sagte der Offizier, und bekümmert euch ums übrige nicht. Er nahm Brandwein und Brod mit sich, ließ sich Feuer machen, und kampirte im ersten besten Zimmer im Schloße, von seinem Zimmer sah er durch ein Fenster in die alte Kapelle hinab, wie ihr wisset, und die noch zu sehen ist. Dort Nachbar! wo itzt die Feldkapelle steht, und wo der große Grabstein liegt, auf dem der geharnischte Mann ist, dort Nachbarn! war die Schloßkapelle.

Um Mitternacht hörte der Offizier ein erschreckliches Gerassel, er sah in die Kapelle hinab, und fand, daß sie durchgehends beleuchtet war. Der große Grabstein, der an der Mauer war, öffnete sich von sich selbst, und ein vom Fuß auf geharnischter Mann trat aus dem Grabe, der Offizier wollte seinen Augen nicht glauben, er nahm seine Blendlaterne, und gieng in die Kapelle. Ganz über seine Erwartung war es, daß er wirklich den Grabstein offen fand: er sah in die Öffnung, und eine steinerne Treppe führte in eine Todtenkruft

tenkrust hinunter. Der Offizier wagte sich hinab, da war eine zinnerne Sarge ohne Deckel, der Offizier legte sich in selbe, nachdem er ehevor seine Laterne zur Seite setzte, und erwartete den Geist.

Nach einer halben Stunde kam das geharnischte Gespenst zurück, und näherte sich seiner Sarge. Wer bist du? fieng der Offizier an: und wer berechtigt dich, die Sterblichen in diesen Stunden zu beunruhigen, bleibe in deinem Grab, und unterstehe dich nicht mehr, in dieser Gegend herumzuwandeln, oder ich will die Knochen deines Skelets zusammenschlagen, daß dein Harnisch von deinem Gerippe fallen muß. Wenn du Leute die Nacht durch beunruhigen willst, so beunruhige die Schlemmer in der Stadt, und laß den ehrlichen Landsmann und den braven Soldaten ungehuldet. Der Geist hob seine Hände aufrecht, du hast mich erlöset, sagte er, denn ich war verurtheilt herumzuwandeln bis einSterblicher durch außerordentlichen Muth die Stärke seiner Herzhaftigkeit zeigen würde. Der Offizier verließ den andern Morgen das Schloß. Seine Haare waren grau wie Eis, und sein Bart weiß wie Schnee, er verließ auch bald

hernach

hernach die Welt, und begab sich in ein Mönchskloster, wo noch in der Kronik diese Geschichte aufgezeichnet stehen soll, so sagte Valentin; allen, Paul der Sohn eines Bauerns, der ein wackerer Junge war, und in der benachbarten Stadt schon einige Jahre studierte, schüttelte immer den Kopf, Valentin! sagte er endlich: dein Anherr war ein guter Mann, allein in dieser Geschichte stecken viele Unwahrscheinlichkeiten, es mag wohl was hinter der Sache seyn, aber so ist sie gewiß nicht, wie du sie erzähltest. Ein Mährchen pflanzt sich leicht durch Jahre und Jahre fort, und die Wahrheit verliert sich leicht im Nebel der Vorzeit.

Wenn ihr mich anhören wollet, so will ich euch die wahre Geschichte erzählen, ich las sie selbst in dem Kloster zu N. sie ist diese:

Heinrich und Eduart.

Es war ein alter Graf, der hieß Heinrich, seiner Natur nach ein rauher Mann. Nach den Sitten selbiger Zeiten konnte er seinen Mann zu Boden werfen, etliche Maaß Wein auf einen Zug trinken, und ein Pferd zu todt

reiten.

reiten. In der ganzen Nachbarschaft fürchteten ihn die Edlen und Ritter, und man nannte ihn den Wilden.

Wenn er fluchte, so war's als wenn ein Sturmwind durch Gehege sauste, und wenn er stampfte, so zitterte die Erde unter seinem Fuß. Sein Blick war wie ein verzehrendes Feuer, und sein Aug war fürchterlich wie der Vollmond beym Aufgang in einer neblichten Nacht. Seine Haaren waren starr wie abgeschnittene Mähnen von Rossen, und sein Bart drehte sich aufwärts wie der Bart einer Tygerschnautze.

Weil er noch ein Bube war, so verrathete sich schon seine Wildheit, denn es war kein lebendes Thier im Schloße, das er nicht würgte.

Morden war sein Vergnügen, und Tödten war seine Lust. Zur Unterhaltung kämpfte er mit Stieren, oder suchte im Walde Schwein-Beker auf, und schlug sie mit Fäusten todt. Seine Lieblingsgeschöpfe waren die Schweine, er hatte 10 bey sich auf seiner Burg, die ihn bey der Tafel und im Bette nie verließen.

Einen

Einen Diener, der unglücklicher Weise eines dieser Thiere beschädigte, warf er zum Fenster hinunter, und einem andern, der ihnen die Speisen nicht gut genug bereitete, dem trat er die Gedärme aus.

Zum Frühestücke trank er warmes Pferdblut, oder wenn er Lust am Morgen zum Essen hatte, so riß er dem nächsten besten lebenden Thiere einen Brocken Fleisch mit seinen Zähnen aus dem Körper, und kauete bis von Blut und Saft sein Wamst röthete.

Er war 25 Jahre alt als sein Vater starb, und Heinrich Herr der hinterlassenen Herrschaft wurde. —

Da wollte er heurathen, aber weit und breit floh jedes Mädchen von ihm, und jeder Vater sperrte seine Tochter ein, wenn es hieß, daß Heinrich auf die Jagd gieng.

In der Gegend lebte ein schönes Fräulein, sie hieß Hedwig, und war die einzelne Tochter eines würdigen Ritters. Sanft war ihre Bildung, wie des Mondeslicht in einer Frühlingsnacht, und rein war ihr Herz,

wie

wie der Thautropfen des Morgens, der an der Lilie hängt.

Eduart, ein edler Jüngling, liebte die Schöne, Hedwig liebte den Jüngling. Die Tage der Hochzeit waren schon bestimmt. Schon eilte die Braut an die Seite ihres Vaters zu der Burg ihres Geliebten, da Heinrich sie unterwegs begegnete, den alten Vater sogleich erwürgte, und das Fräulein entführte. Ohnmächtig lag sie noch in den Armen des Wilden, als sie in Heinrichs Veste gebracht wurde. —

Vergebens wand Heinrich alles an, um das ihrer Sinnen betäubte Mädchen ins Leben zu bringen. Blaß wie eine Leiche, der Narzißen ähnlich, die unter der Sense gesunken ist, lag sie gestreckt auf dem Ruhebett im Vorschlummer des Todes. —

Der wilde Heinrich staunte sie an, und zum ersten mal regte sich sein Herz zu einem Menschengefühl, es war, als wollte eine Thräne sein Aug netzen; allein die Wildheit vertrocknete den Tropfen, ehe ihn die Empfindung zur Thräne bildete.

Er war wüthend, werft, schrie er zu seinen Dienern, diese Dirne zur Thür hinaus, was will ich mit diesem Fratzengesicht? —

Ein einziger Sturm hat sie schon entblättert, es ist Zuckerwerk, taugt nichts für meinen Magen. Hedwig kam nicht mehr zu sich, sie war entschlafen, und der mitleidige Tod schloß ihr die Augen vor dem Anblick des Ungeheuers. Heinrich ließ sie in eine zinnerne Sarge in die Todtenkruft legen; sah sie nochmal an, und rief auf: schwaches Geschöpf! du sollst eine Mücke geworden seyn? und gieng wieder ganz unempfindlich auf seine Stube.

Mittlerweile als dieses alles geschah, wartete Eduart Hoffnungsvoll auf seiner Veste. Der Gedanke seiner Geliebten war die einzelne Nahrung seiner liebenden Seele, aber vergebens richtete sich sein Aug nach dem Ort, von dem seine Hedwig kommen sollte; schon schlug unruhig sein Herz, schon floß manche Thräne aus seinem Auge, schon wandelte er ihr entgegen, als er die traurigste aller Nachrichten erhielt. —

Betäubt war Eduart eine Weile, allein Entschlossenheit erwachte bald in seinem Busen, Hedwig ist in Gefahr, was ist mehr nöthig um Eduart Muth und Stärke zu geben? —

Schon eilte Eduart mit dem Treuesten seiner Diener an Heinrichs Veste, um seine Braut und Hedwigs Vater zu rächen; allein Ueberlegung hielt den Jüngling zurück. Was willst du thun? sagte er sich, Heinrich wird sich zur Gegenwehr stellen, du wirst unterliegen? oder nicht unterliegen, und doch unglücklich seyn? Verzeihung dem Bösewichte, die Gottheit wird seine Schandthaten rächen, ich will nichts, als was mein ist, meine Hedwig!

Er schickte einen der Vertrautesten seiner Diener an Heinrichs Veste, und trug ihm auf sich um Hedwigs Zustand zu erkundigen. Es gelang ihm dem Treuen, daß er einen von Heinrichs Dienern auf seine Seite brachte, der ihm alles umständlich erzählte.

Eduart war untröstlich, er wollte noch seine Hedwig sehen, und durch vieles Versprechen

sprechen willigte endlich Heinrichs Diener ein, den unglücklichen Eduart, durch eine heimliche Fallthür, in die Veste zu bringen, und ihn in die Kruft zu Hedwigs Leichnam zu führen. Nur zu verweilend wälzten sich die Stunden des Tages an Rad der Zeit ins Vergangene. Tausendmal wünschte er sich die Nacht, und verwünschte die langweilige Sonne. —

Endlich war es Nacht, schon war Eduart an dem bestimmten Orte, die Glocke schlug zwölfmal in der Veste, man öffnete, und Eduart wurde beym Schein der düsteren Lampe ins Todtengewölbe geführt.

Da sah er seine Geliebte, sah sie, und sank hin an ihren kalten Busen; entferne dich, sagte er dem Diener: ich will dich reichlich bezahlen, komm erst nach einer Stunde wieder.

Heinrichs Diener entfernte sich, Eduart war nur allein bey Hedwig,

Muß ich dich so sehen, Geliebte meiner Seele! fieng er an, so sehen? am Tage unserer

serer Hochzeit? o erwache wieder! Schönstes der Geschöpfe! erwache, um deinen Eduart zu lieben.

Weil Eduart im besten Zutrauen bey Hedwigs Leichname war, gieng der boshafte Diener hin, und verrathete alles dem bösen Heinrich. Heinrich grief wüthend nach seinem Schwerte, und eilte in die Kruft; allein kaum erblickte ihn Eduart, als Rache und Wuth in jeder Nerve glühten. Feuerfunken statt Blut rollten in jeder Ader, er fiel ihn wie ein Löwe an, und stürzte auf einen Stoß das Ungeheuer zu Boden, daß seine Seele zur Hölle aushauchte.

Eduarts Diener, die sich binnen der Zeit der Veste näherten, hörten den Tumult, drangen durch die Fallthür, die Heinrichs Diener zu zuschließen vergaß, in die Burg, und metzelten alles auf.

Eduart war schon Sieger, als er sich nochmals seiner Geliebten näherte, die allgemach von ihrem Todtenschlummer erwachte. Hedwig war nicht todt, nur eine Ohnmacht fesselte die Kräften ihres Geistes in ihrem leidenden Körper.

Wer

Wer kann die Freude und das Vergnügen schildern? die Eduart empfand, als der Himmel ihm seine Hedwig wieder gab, begleitet von seinem Treuen, eilte er mit seiner Geliebten auf seine Veste zurück, und feyerte nach etlichen Wochen, als Hedwig vollkommen hergestellt war, den glücklichsten Tag seines Lebens.

Heinrichs Schloß war zerstört, sein Körper in die Kruft gelegt, und selben mit einem großen Marmor vermauert, auf welchem der geharnischte Mann noch zu sehen ist.

Diese Geschichte wurde öfters erzählt, und von Erzählen, und wieder Erzählen verlohr sich die Wahrheit in ein Mährchen.

26.
Zum neuen Jahr
an
meinen Fürsten.

Du, den die Gottheit uns zum Vater gab
Fürst! sieh die tausende der Kinder,
Die Dir die Vorsicht anvertraut,
Sieh, wie ihr Herz gerührt, von Deiner Güte
Dem Deinen warm entgegen pocht.
Das sanfte Feuer, das durch die Adern strömt,
Das jedes Herz belebt, dieß Feuer
Ist sanfte Kindesliebe.
Vom Bettler an, der in der Hütte ruht,
Bis zu dem Mann, den die Geburt erhebt,
Der in Pallästen wohnt, herrscht Liebe,
Liebe ja für den, der unser Vater ist.
Ah! laß uns bester Fürst! Dir es oft sagen,
Daß alles das, was uns belebt,
Daß alles das, was uns das Daseyn giebt,
Daß unsre Existenz die Deine ist.
Stets kettete die Liebe uns an Fürsten,
Sieh den Altar, auf dem gestreut

Von unsrer Väter Hand
Noch Weihrauch dämpfet
Dämpfet zur Gottheit auf
Fürs Wohl des Herrschenden.
O sieh uns auch gebeugt zur Erde
Wie unser Blick sich durch die Wolken drängt,
Um Götterseligkeit für Dich zu flehen —
Zu flehen Glücke auf Dein Haupt.
Ein Blick von Dir ist Sonnenblicken gleich,
Die jede Blume sanft erwärmen,
Vom Veilchen an, das in dem Thale steht
Bis zu der Lilie, die auf den Bergen glänzt.
O sey uns stets, was Du uns wirklich bist,
Und nie entziehe uns des Unglücks Wolke
Uns deinen Schutz,
Denn da Du unsrer aller Seele bist,
So ist Dein Daseyn und dein Leben
Das unsrige.
Nimm unser Haab, nimm alles war wir haben,
Es ist ja Dein, weil wir die Deinen sind,
Nur nimm uns Dich, und Deine Liebe nicht.

Zum neuen Jahr an die edle Damen unsrer Stadt die Gattinnen und Mütter sind.

Ihr! die ihr wie die Rosen im Fruhjahr
Für das Aug des Gärtners blühet
Ihr! der Frauen edelsten
So blühet ihr — für eure Gatten.
Reizend und schön sind eure Züge
Reizender als die Züge der Venus
Denn Minervens Geist erhöht eure Bildung.
Geist und Empfindung sprechen
Aus dem seelenvollen Auge
Hörbar für den, der die Seelensprache versteht
Im erklärenden Blicke.
Der Pinsel des besten der Künstler
Schildert nicht die rührende Scene
Wenn eure Kinder aufmerksam auf eure Lehren
An euren Armen hangen.
Entfernt lächelt der Gatte, und fühlt
Ganz die Freude Vater zu seyn.
Der Tugend harmonische Stimme
Tönt mit Sanfmuth von euren Lippen
Ins zarte Ohr des horchenden Knabens

Und wie die Biene Honig aus den Blumen
sauget
Sauget das Mädchen Labung fürs Menschenherz
Aus euren Lehren.
O ihr Edlen! wie sollt ich euch nennen
Empfanget den edelsten der Wünschen
Die die Menschheit zum Himmel schicket
Den Wunsch — der längsten Erhaltung
Lebet glücklich — und geniesset lang die Wonne
Das Glück der Menschheit zu fühlen
Lang das Glücke
Gattinn, und Mutter zu seyn.

An
Herrn Le Brun.

Orpheus schweigt wenn Le Brun spielt
Der Ton verläst Apollens Leyr
Und Seelenwonne wiegt
Den Menschen ein,
In Vorgeschmack der seligsten Gefühle,
Die einst die Götter nur genossen,
Ehe Le Brun war.
Die Nachtigall vergißt die süssen Töne
Und horcht, der Schäfer schweigt und sinkt
Im Taumel des Gefühls an Busen der Geliebten,
Die Leidenschaft weiß keinen Ausdruck mehr
Wenn Le Brun spielt.
Empfindung, Seligkeit, und Wonne
Der Gottheit Kind — die Harmonie
Belebt — beseelt den Horchenden.
Wenn Le Brun schweigt ah! wie verdrüssig
Erwacht man nicht von dem Genusse der Götterwonne
Zurück ins Menschenleben
Ins Leben armer Sterblichen.
Der Ton mit dem die Gottheit spricht

Ins Geisterherz — ist Le Bruns Ton
Und wenn in himmlischen Gefilden
Die schönste Harmonie das Glück der Geister
ist
So muß von diesen Seligkeiten
Der Herold — Le Brun seyn.

An
die Madame Le Brun.

Als Le Brun noch ein Mädchen war
So horchte sie einst im Gebüsche
Der edelsten der Nachtigallen zu,
Apollens treflichste die sang.
Entzückt von ihrer Zauberstimme
Sank Le Brun hin am wilden Rosenstrauch.
Der Gott der Töne sah's und gab
Der Philomelen schönste
Den guten Mädchen zu erziehn.
Allein beraubt der Freyheit seiner Schwingen
In Kefig eingesperrt, starb Philomele bald
Der Gott bedaurte sie, und Jupiter
Um ihn zu trösten
Versetzte seit der Zeit der Nachtigalle Töne
In Le Bruns Lied.

Zum neuen Jahr an mein Weib.

Liebst du mich nicht so reizt die schönste Quelle
Die schönste Gegend reizt mich nicht,
Und traurig murmeln denn die Wasserfälle
Die Sonne selbst verliehrt ihr Licht.
Vergebens winken mir die reifen Felder,
Vergebens lacht die angenehmste Flur,
Der Hayn ist mir verhaßt ich flieh die Wälder
Ich flieh mich selbst und die Natur.
Wenn du mich liebst ist mir die Wüste schön
Und jeder rauhe Morgen heiter
Der Nord wird sanft um meine Schläfe wehn
der rauhe Winter düftet Kräuter.
Vergnügen schickt die überschneite Fläche
Mir von den dürren Wipfeln zu,
Es rauschen mir gefrorne Bäche
Und bey dem Sturmwind find' ich Ruh.

An alle Menschen.

Euch allen, denen die Gottheit, Seelen,
Und Herzen zum Gefühle gab,
Euch allen wer ihr seyd, von edlen Bettler an
Bis zu dem König — euch allen wünsche ich
Den seligsten Genuß des Lebens.
Denn leben hieß uns Gott, und leben, das heißt fühlen
Und fühlen heißt, ein fühlbares Wesen seyn.
Lebet alle — der Tugend treu, weil Harmonie
Der Schöpfung, Tugend ist.
Lebt, aber nicht ein träges Pflanzenleben
Ein Menschenleben lebt, des edlen Funkens würdig
Der aus der Gottheit Wesen
In unsere Herzen floß,
Und nicht erstirbt wenn auch die Hülle
In die die Gottheit ihn gehaucht
Am Ruder der Galeeren sitzt.
Seyd Menschen! und fühlt ihr der Menschheit Würde
So blicke euer Aug zum Himmel auf,
Wo keiner Zeiten flücht'ger Wechsel
Das Leben mit der Zahl der Täge

In weiten Raum der Vorzeit peitscht.
Zum Himmel blicket auf, und lernt der Mensch-
heit Würde
Im Land der Seelen kennen.
Wer Mensch ist dem sey Heil,
In welchem Theil der Welt er wohnen mag
Er sey ein Mohr, ein Weisser, ein Creol,
Ein Jud, ein Türk, ein Haid, —
Heil ihm, wenn er nur Mensch —
Der Gottheit Kind — mein Bruder ist.

Nota.

Eingehendes Jahr werden von dem Verfasser, die künftige moralische Erzählungen, auch mit angenehmen wahren Anekdoten die er sich gesammelt, vermehrt, und mit mehrern schönen Kupferstichen verschönert werden.

Register.

Seite.

Die Gesellschaft. Ein Gedanke, als es am Morgen grauete 1

Die Gottheit lohnet stets die Tugend 7

Anhang 62

Sokrat und Alcibiades 63

Hans eine Erzählung 65

Herwing und Lindenholm 113

Karl von Lindenberg eine Erzählung 148

Herman. Eine Geschichte aus den Zeiten der Ritterschaft 225

Harwort und Leonore, eine Scene aus dem Leben edler Seelen 273

Valentur, oder die Macht der Erziehung über das Herz 289

Johanna und Ubald, eine Geschichte im alten Geschmack, entlehnt aus den Biographien der Selbstmörder 353

Seite.

Johanna und Ubaldus 361

Ein Pendant zur vorigen Geschichte, vom Verfasser des Sittenblatts zur Probe einer Nachahmung verfasset 387

Heinrich und Eduart 392

Zum neuen Jahr an meinen Fürsten 401

Zum neuen Jahr an die edle Damen unsrer Stadt, die Gattinnen und Mütter sind 403

An Herrn Le Brun 405

An die Madame Le Brun 407

Zum neuen Jahr an mein Weib 408

An alle Menschen 409